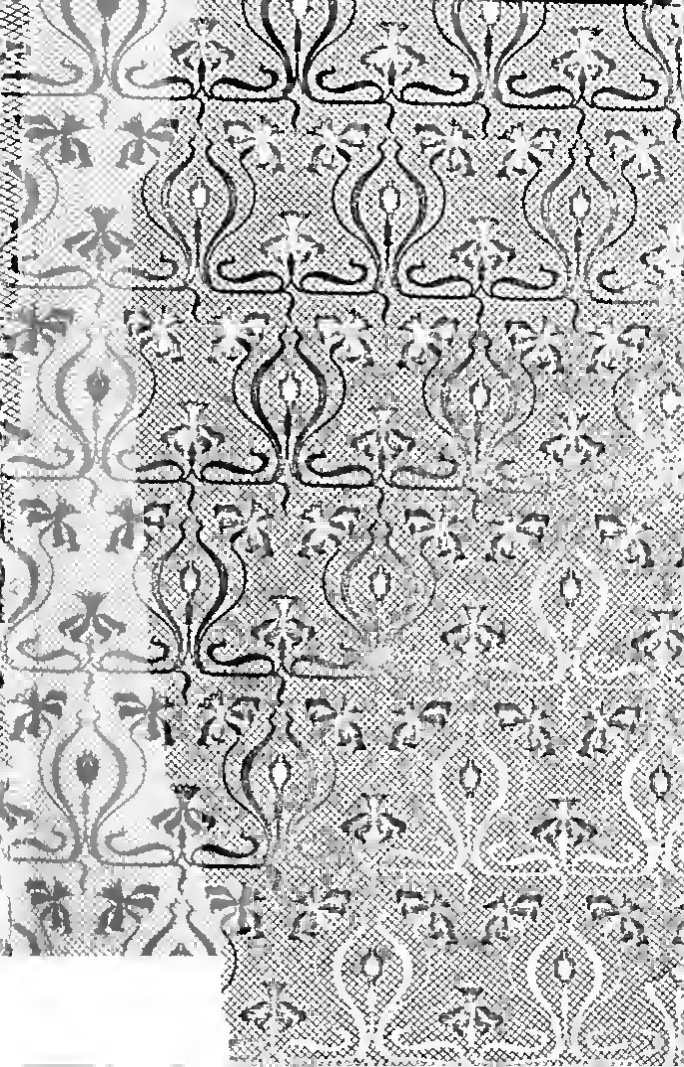
Die Revolution

Richard Kralik
(Ritter von
Meyrswalden)

F6557
.0.15

HARVARD
COLLEGE LIBRARY

BOUGHT FROM THE INCOME
OF THE BEQUEST OF
H. C. G. VON JAGEMANN
Professor of Germanic Philology
1898–1925



Richard von Kralik

Die Revolution.

Werke Richards von Kralik.

Dramen: Weihnachtsspiel. Osterfestspiel (in drei Teilen). Adonis. Veronika. Die Schatzung in Bethlehem, der zwölfjährige Jesus, der Tod des heiligen Joseph. Die Erwartung des Weltgerichts. Kaiser Marcus Aurelius in Wien. Maximilian. Die Türken vor Wien. Der Dichtertrank. Krakа. Rolands Tod. Rolands Knappen. Das Veilchenfest zu Wien. Die Rettung der Heimat. Der Ruhm Österreichs. Die Ähren der Ruth. Die Geheimnisse der Messe. Doktor Faust. Das Donaugold.

Lyrik: Weihelieder und Festgedichte. Lieder im heiligen Geist. Roman. Büchlein der Unweisheit. Sprüche und Gesänge Offenbarung.

Epik: Das deutsche Götter- und Heldenbuch (sechs Bände). Goldene Legende. Die Gralsage. Prinz Eugenius. Das Ostarnlied.

Prosa: Weltweisheit (drei Bände). Kulturstudien. Neue Kulturstudien. Kulturarbeiten. Kulturseagen. Kunstbüchlein. Die ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst. Altgriechische Musik. Weltgeschichte nach Menschenaltern. Philosophie und Leben. Die neue Weltperiode. Sokrates. Jesu Leben und Werk. Der heilige Leopold. Hugo von Burdigol. Nordgermanische Sagengeschichte. Gibt es ein Jenseits?

Alle Rechte vorbehalten.

Die Revolution.

Sieben Hiſtorien

von

Richard von Kraſik.

I. Das Königsgericht. II Die Schreckensherrſchaft. III. Der Sohn der Revolution. IV. Drei Kaiſer. V. Eine Kaiſerhochzeit. VI. Der Befreiungskampf. VII. Der heilige Bund.

Ravensburg.
Verlag von Friedrich Alber.
1908.

50557.28.10.15

HARVARD COLLEGE
MAY 13 1940
LIBRARY

Von Jagemann bequest

Meiner lieben Frau.

Was tief im Grunde
hier quillt und bebt,
Mit dir im Bunde
ward es erlebt.

Was ich begonnen
so eiferlich,
Es wär zerronnen
wohl ohne dich.

Darum in Minne
sei dir's geweiht
Mit treuem Sinne
für alle Zeit.

Als Gleichnis stehe
für Welt und Ziel
So Lieb' und Ehe
wie dieses Spiel.

Zur Einheit werde
im Liebesband
Volk, Himmel, Erde
und Vaterland.

I.
Das Königsgericht.

Personen.

Poesie. Philosophie. Geschichte.

Kaiser Leopold. Kaiser Franz. König von Preußen. Erzherzog Karl. Herzog von Braunschweig. Herzog von Weimar. Herzog von Koburg. Goethe. Haydn. Mozart. Kummelpuff. Marketenderin. Ein Fremder. Bettler. Bürger und Soldaten.

König Ludwig XVI. von Frankreich. Königin Marie Antoinette. Der Dauphin. Graf Karl von Artois, des Königs Bruder. Herzog Philipp von Orleans. Prinz von Condé. Marschall. Marquis. Ritter Dunois. Prinzessin. Graf Fersen. Graf Lafayette. Herr von Malesherbes. Mandat. Napoleon Bonaparte. Lucian Bonaparte. Lätizia Bonaparte. Paoli. Bourienne. Barnave. Raederer. Pétion. Westermann. Dumouriez. Garat. Sekretär. Firmont. Dantan. Camille Desmoulins. Marat. Robespierre. Santerre. Roux. Figaro. Bürger Brutus. Virginia. Peter Nachbar. Page. Oberst und Hauptmann der Schweizer. Offiziere, Nationalgardisten. Sansculotten.

Ort der Handlung: Wien, Paris, Korsika, das Kriegslager. Zeit: März 1790 bis Juli 1795.

1.
Prolog.

(Poesie, Philosophie und Geschichte in einem gebirgigen Hain. Die Poesie sitzt an einer aus dem Gestein hervorsprudelnden Quelle, eine Leier in der Hand. Die Philosophie wandelt umher, in der Lesung einer Schriftrolle vertieft. Die Geschichte steht, eine Posaune in der Hand, auf einem Felsen und blickt in die morgendämmernde Ferne hinaus.)

Poesie.

Ihr wundert euch wohl, traute Schwestern beide,
Du ernste, ältere, Philosophie,

Die du unruhig hin und wieder wandelnd
Die Rätsel dieser Welt ergrübeln willst,
Und du, o Heldenreizerin Geschichte,
Die, großer Männer Taten treu bewahrend,
Zu neuen Taten neue Helden weckt, —
Warum denn ich, die heit're Poesie,
Seit lange schon verstummend, euren Reden
Und Taten keine Antwort geben mag.
Glaubt nicht, daß ich mich von euch trennen will
Oder, schon undankbarer Arbeit müde,
Verzichtet habe, einer neuen Zeit
Den Einklang meiner gottentstammten Leier
Hören zu lassen, weil ich etwa gar
Der Menschenwelt mißgünstig werden wollte
Und mich, beleidigt von manch tollem Fant,
Zurückziehn möchte jenseits dieser Welt!
O nein, das Gegenteil ist meiner langen
Verstummung Grund. Ich sinne lange schon
In meinem Busen unerhörten Sang.
Ich will in herzerfreuendem Spiegelbild
Der Welt einmal die ganze Welt eröffnen,
Ein menschlich und ein göttlich Schauspiel bieten,
Will Meer und Erde, Wald und Berge malen,
Dorfer und Städte, Himmel, Hollen auch.
Ich will den König, Kaiser und den Papst,
Den Staatsmann und den Krieger wie den Bürger,
Den Bauer, Knecht und Bettler klar hinstellen,
Den Mann sowie das Weib, das Kind, den Greis,
Den Guten wie den Bosen, und den Ernsten
Gleichwie den Heitern, Lust sowie den Schmerz,
Liebe wie Haß, das Niedrigste und Höchste.
Auch alle Geister, die dem Menschensinn
Sich für gewöhnlich bergen, will ich zeigen,
Wie sie die Elemente und die Sterne
Bewegen und erregen, Engel, Teufel,
Gespenster, lieblich, tröstlich, schreckhaft, grausig.
Ein solch Gesamtbild aller Gotteswelt

Plan' ich in meinem Geist und möcht' es gern
Den armen Menschen zur Ergötzung zeigen,
Daß sie die Müh'n des Augenblicks vergessen
Und mitanschauend sich darob erheben,
Geläutert und befreit von dumpfem Drang.

Philosophie.

Ein schöner Plan, je mehr ich's überlege.
Und ich gesteh's, er faßt auch meinen Geist
So mächtig, daß er meinen Schritt zum Stehn zwingt
Und mich des Grübelns fast vergessen läßt.
Fürwahr, das, was du sinnst, geht mich auch an,
Denn es berührt das Wesen dieser Welt,
Das ich rastlos berechnend kennen will.
Doch laß mich einen freundschaftlichen Vorwurf
Dir nicht verhehlen! Daß du also lang
Vergebens dich mit solchem Werk getragen,
Das kam, weil du der Schwester ganz vergaßest,
Die, dir vereint, dir hätte helfen können.
Nie wirst du all die wirren Bilder bannen,
Wenn ich sie dir nicht erst erklären helfe.
Sie werden dir beängstigend und schrecklich,
Verwirrend, wahnsinndrohend stets verbleiben,
Wenn sie nicht meines Geistes Strahl durchleuchtet,
Wenn ich dir nicht den Sinn von allem öffne,
Was Schmerz und Lust, was Gut und Bös bedeutet,
Was Hoch und Niedrig, Glück und Unglück will.
Ich bringe dir in all dein Chaos Ordnung,
Gesetz, Bedeutung, Tiefe, Grund und Zweck.
Ich stimme dir die Leier nach dem Einklang
Der Sphärenharmonie. Ich zeige dir
Die unsichtbare Himmelsleiter sichtbar
In aller irdischen Hierarchie.
Ich zeig' dir das geheime Weltgesetz
Des Werdens und Geschehns, des Tuns und Leidens
In allem Menschenschicksal, in Natur,

In Krieg und Arbeit, Schuld und rechter Sühne.
Und also bann' ich erst aus deinem Werk
Den Schrecken, die gespensterbange Furcht,
Verzweiflung über dies sonst öde Treiben,
Mißmut und Langeweile über alles,
Was dumpfes Schauen unverstanden läßt.

Poesie.

O hehre Schwester, welch ein Wort! Wie Nebel
Sinkt mir's vom Aug', und ich erkenne klar,
Wie töricht ich so lange war, aus mir
Allein das Werk, das mühsame, zu saugen.
Nun erst durchströmt es mich, wie wenn ich nie
Bisher gelebt. Vom Boden hebt es mich
Empor. Ich schwebe, fliege! Ich berühre
Den Himmel mit dem Scheitel. Voll Musik
Stürmt mir's im Busen, und ich schau' vollendet,
Was ich so lang vergebens hab' ersehnt.
O komm mit mir! Verlassen wir den Hain!
Schwingen wir uns auf jenes Berges Gipfel,
Und laß uns so vereint die Welt erfassen,
Mit deinem Geist ich, du mit meinen Sinnen!
Und dieses Bild laß uns der Welt dann bieten! —
Leb' wohl, geliebte Schwester, Wächterin dort
Mit der Posaune! Lebe wohl, Geschichte!

Geschichte.

Halt ein! Ihr beide haltet ein! Wohin?
Wo glaubt ihr das zu finden, was ihr sucht?
Nein, Schwester Poesie, am Quellenrand,
Im zarten Beben deiner Silbersaiten
Wirst du's so wenig finden wie mit ihr,
Der schwärmenden Philosophie, auf Gipfeln
Des Berges, eisbedeckt und unfruchtbar.
Hieher, hieher auf meine Felsenwarte,
Die grade ob der weiten Welt den Ausblick
Ins Nächste wie ins Unermessene beut,
Auf jenen bunten Schauplatz der Geschichte!

Kommt her! Seht da die Städte, Länder all!
Fern dort im West Paris, hier unten Wien,
Dazwischen Kriegeswogen, Schlachtenlärm
Am großen Strom der Zeit, der durch das Ganze
Sich windet. Kaum vermag das schärfste Auge
Dem bunten Bild zu folgen. Aber seht,
Mein Finger zeigt euch Taten da, dort Stürme,
Zeigt Krieg und Frieden, scheidet alles deutlich.
Ein ungeheures, bilderreiches Schauspiel
Entwickelt sich auf dieser Menschheitsbühne
Von selbst, das du, o Schwester Poesie,
Nur aufzufassen brauchst, um festen Halt
Für alle deine Bilder und Personen
Draus zu gewinnen. Aus dem Weltenschicksal,
Das sich vor hundert Jahren dort entrollte,
Erblüht dir blutesvoll all deine Welt.
Und Schwester du, Philosophie, wirst mehr
Als sonst in Schattenbildern, hier im Drange
Der Welt des Lebens tiefsten Sinn enträtseln.
Hier schaut den Menschen! Schaut den König hier
Sowie den Bauer! Schaut der Reiche Fall
Und Auferstehung! Schaut Gewalt und Recht!
Den Zweifel und den Glauben! Alles bricht
Zusammen, und aus seiner Asche wächst
Aufs neue alles Ewige zum Himmel.
Der Hölle wie des Himmels Kräfte sind
Im Kampf um Wahrheit, Lüge, Pflicht und Schuld.
Und, was das Wichtigste von allem ist:
Auf jenen Schlachtgefilden und Ruinen
Erwuchs uns diese eigne neue Zeit.
Wer dieses Schauspiel schaut und es erfaßt,
Begreift den Sinn der Zeit, in der er lebt;
Er ist zur Tat gerüstet und bereitet,
Er kann sich frei für rechts und links entscheiden.
Kommt nur hierher und überzeugt euch selbst!
Seht von der freien Warte der Geschichte
Die volle Welt da liegen! Poesie,

Mein Liebling, faß es hold in sanftre Töne,
Die deiner liebbelehrten Leier eignen!
Du Meisterin, Philosophie, verkläre
Zum Spiegel alles Seins dies tolle Treiben!

Poesie (hinzutretend).

Laß mich nur sehn! — Fürwahr, das ist es ja,
Das Schauspiel, das ich gern in Worte faßte.
Wie bunt, wie frisch! Wie herzergreifend, hold!
Wie markerschütternd, wie erhebend! Hei!

Philosophie.

Auch mich laßt schaun! — Ja, in der Tat, hier ist
Das Gliedwerk der Gedanken Wirklichkeit
Geworden. Und der Sinn der Welt ist hier
In Tat und Leiden, Schuld und Sühne klar
Entwickelt. Ha, die Gottheit selber schreibt
Ihr Werk bedeutsam in der Weltgeschichte.

Poesie.

Seid ruhig! — Horch, schon hör' ich Volkes Lärmen,
Doch unverständlich. Durcheinander schwärmen
Seh' ich's undeutlich.

Geschichte.

Ein Posaunenschall
Und es beginnt das Spiel mit vollem Schwall!

(Sie stößt in die Posaune. Der Ton wird von der Musik aufgenommen und weitergeführt, während sich die Szene verwandelt.)

2.

Wien, vor der Kaiserburg.

12. März 1790.

(Gewühl des harrenden Volks. Bürger, Ratsherren, Soldaten, Bettler.)

Ein Bürger.

Hier ist es am besten. Da bleiben wir stehn,
Den Einzug des neuen Kaisers zu sehn.

Zweiter Bürger.

Ja, Leopold, Josephs des Einzigen Bruder,
Komm und ergreif des Staatsschiffes Ruder!

Ein Ratsherr.

Das sind ja gar tolle Dinge,
Die man aus Paris nun hört!
Umgestürzt Hoch und Geringe,
Alle Ordnung ganz zerstört!
Die Gefangnen losgelassen,
Die Bastille demoliert!
Freiheit schreit man auf den Gassen,
Alles Recht wird ruiniert.

2. Ratsherr.

Selbst den König will man zwingen,
Darf sich nicht mehr frei ergehn.
Nach Paris tat man ihn bringen,
Muß sich wie gefangen sehn.

1. Ratsherr.

Was die Kirche sonst besessen,
Nimmt sich jetzt die Nation,
Alles Rechtes ganz vergessen,
Spricht dem alten Glauben Hohn.

2. Ratsherr.

Großer Gott, wie soll das enden?
Käm' da Segen je heraus?
Nein, mit so verruchten Händen
Baut man nicht ein Friedenshaus.

1. Ratsherr.

Doch ich mein', daß aus dem Ganzen
Doch die Rache Gottes spricht.
Über Könige wie Schranzen
Kommt nun selber das Gericht!

1. Bürger.

Ja wär' der französischen Könige Wesen

So schlicht wie das unsrer Fürsten gewesen,
Sie hätten nicht jetzt die grimmige Not.

2. Bürger.

Still, dort singt ein Bettler von Josephs Tod.

Bettler (zur Harfe).

Josephus, der römische Kaiser,
Der weit berühmte Held,
Der mit dem Türkenkaiser
Gekämpft hat in dem Feld,
Hat sich der Welt empfohlen
Und seiner Treuen Schar.
Der Tod kam, ihn zu holen,
Zu früh zur Totenbahr.
Seis' Kaiser, Papst, sei's König,
Sei's nur ein Hirtensohn,
Der Tod fragt darnach wenig,
Nimmt alle mit davon.

Rummelpuff (ein alter Soldat).

Laßt das Trauern! Joseph lebe!
Traun, ein Biedermann war er.
Ruhm und ewige Glorie schwebe
Über seinem Scheitel her,
Weil er nach erfochtnem Siege
Und nach mancher Kriegsgefahr
So im Frieden wie im Kriege
Vater seiner Völker war.
Wie er die Türken hat zerschmissen,
Wie er die Stadt Belgerad
Ihnen hat mit Macht entrissen
Wird man singen früh und spat.
Vivat Vater Laudon! Brüder,
Trinkt drauf, daß vom Türkenland
Auch Konstantinopel wieder
Komm in guter Christen Hand!

(Eine Kellnerin aus dem nahen Wirtshaus reicht Wein umher.)

1. Bürger.

Dort kommt schon der Kaiser Leopold!

2. Bürger.

Der Himmel sei ihm allzeit hold!

(Unter Trompetenschall und Zurufen zieht Leopold ein.)

Leopold. Für kurze Zeit nur, biedre Wienerstadt, kehr ich in deine treuen Mauern ein. Nach Frankfurt ruft mich höh'res Kaiseramt, die Krone Karls des Großen dort zu holen und Preußens Herrn zum Freund mir zu gewinnen. — Doch sieh, ein lieber Gast vom holden Frankreich! Karl von Artois, mein Schwager! Sag, was bringst du?

Karl. Erhabner Fürst, der du den Liliengarten Toskanas mit dem hehren Adlerhorst von Österreich vertauschest, zürne nicht, wenn ein Landflüchtiger auf diesem Weg sich dir entgegenwirft. Ja, ich bin hier, der Bruder des unglückseligen Frankenkönigs, der von mißleiteter Menge in der eignen Hauptstadt, im Königsschloß gefangen liegt. Du aber bist der Bruder seiner Gattin, der eine Schar von Weibern, ganz unwürdig des holden Frauennamens, mit Gewalt, mit Schimpf und Mord sich jüngst bemächtigt hat, um im Triumph das königliche Paar vom Schloß Versailles zur Stadt Paris zu schleppen. Du bist der Ohm des Knaben, den das Unrecht ererbten Rechts berauben will. Du bist der Kaiser, Wahrer alles Rechts auf Erden, ein Fürst, von gleichem Frevel auch bedroht, wenn du nicht Hilfe bringst nach deiner Pflicht.

Leopold. Das Unglück Frankreichs ist uns wohl bekannt. Nicht ohne Schuld ward es so schwer getroffen: denn unverschuldet, unverdient, geschieht auf Gottes Welt nichts; nein, wir selber nur sind unser Schicksal. Unsre Taten nur und Unterlassungen berufen all die Himmelsmächte der Gerechtigkeit und all der Hölle graus Rachegeister. Gern hülf ich dennoch; denn unheilbar ist kein

Schade, keine Schuld. Doch euer König hat selber mit dem Volk die Macht geteilt.

Karl. Das war nur Schein. Er ist nicht frei. Gefangen ist er und deine Schwester. Rette sie!

Leopold. Die Rettung kann sie ins Verderben stürzen.

Karl. Nicht höher mehr kann das Verderben steigen.

Leopold. Steht es so schlimm, so rette sich der König in meine Hand, und ich will ihn beschirmen.

Karl. Gar streng wird er bewacht. Doch schickst du Truppen zur Grenze, die Empörer abzulenken —

Leopold. Ein Plan voll unberechenbarer Folgen! Die furchtbarste Verantwortung legst du auf meine Schultern. Wer in diesem Kampf zuerst das Schwert erhebt, beginnt ein Spiel, wie's nimmermehr gespielt ward; denn zwei Welten bekriegen sich sodann auf Tod und Leben. Ein ganz Geschlecht, die Völker von Europa müssen dafür im Tod geopfert werden, bis sich das Angesicht der Welt verändert.

Karl. So weigerst du die Bitte? Stößt uns weg?

Leopold. Die Herrscher haben mit dem Blitz gespielt, bei euch sowie bei uns. So laßt uns denn durch Ungerechtigkeit die Schuld nicht mehren!

Karl. Des heilgen römischen Reiches Ende seh' ich dann voraus, Vernichtung alles Hohen! Ein roher Troßknecht wird sich rücksichtslos die Kron' aufsetzen, die wir nicht mehr schützen, wird deine Tochter in sein Lager zwingen. Der Räuber wird des Ruhmes Abgott sein!

Leopold.
Komm mit in meine Burg und zürne nicht!
Vielleicht zwingt uns der Lauf der Welt schon morgen,
Das Schwert zu zücken. Tun wir unsre Pflicht,
Und für den Ausgang mag ein Höherer sorgen.
(Alle ab. Fanfaren. Haydn und Mozart kommen.)

Haydn. Ei, Freund Mozart, Ihr habt Euch auch den Einzug des neuen Kaisers angesehen?

Mozart. Freilich, Vater Haydn, um von den Kriegsposaunen den Trauermarsch der Kunst blasen zu hören. Ihr geht nach London?

Haydn. Ja, um fern von aller Revolution neue Kraft zu suchen und mit den Hilfstruppen der Kunst zurückzukehren.

Mozart. Ich will dem neuen Kaiser nach Frankfurt zur Kaiserkrönung folgen.

Haydn. Gut, zeigt ihm die Milde des Kaisers Titus auf der Opernbühne! Zeigt ihm Figaros tolle Hochzeit und warnt ihn vor dem steinernen Gast des Rechtes. Lehrt ihn durch die Zauberflöte der Kunst das Chaos dieser Revolution bändigen!

Mozart. Ach, diese Zauberflöte ist leichter imstand, wilde Tiere zu bändigen als die Wildheit der Menschen. Eher scheint es mir not, diesem Zusammenbruch alles Bestehenden das Totenlied zu singen.

Haydn. Was habt Ihr? Seid ihr krank? Nein, nicht diese trüben Gedanken. Lebt wohl und auf frohes Wiedersehen! (Ab.)

Mozart. Auf Wiedersehen hier oder dort! — Was will der fremde, unheimliche Mann?

Fremder (kommt). Seid Ihr der Kapellmeister Mozart?

Mozart. Gewiß, wie meine Nase beweist. Was wollt Ihr?

Fremder. Wollt Ihr die Gunst eines hohen Herrn erwerben und besser gelohnt werden als bisher?

Mozart. Ei, es gilt gewiß eine Serenade?

Fremder. Etwas ernsteres, ein Requiem.

Mozart. Das paßt in die Zeit und entspricht ganz meinem Humor. Wer seid Ihr, oder wer schickt Euch?

Fremder. Das tut nichts zur Sache. Ihr mißtraut mir doch nicht? Ich werde mir die Antwort seinerzeit selber abholen.

Mozart. Wann das?

Fremder. Wenn Ihr vollendet habt. Ich werde es schon erfahren.

Mozart. Gut, ich traue Euch. Wir Künstler arbeiten ja nicht nur um Geld, sondern um Gotteswillen. Kommt Ihr nicht, nun gut, so hab ich das Requiem für die alte Zeit gemacht, die nun zu Grabe geht, und einmal kann ich's auch selber brauchen. Mir liegt's in allen Gliedern, als hörte ich schon die Tuba des Weltgerichtes blasen. Wohlan, so kommt, ihr Tage des Schreckens und des Gerichts über die Welt! Öffnet euch, Gräber der Vorzeit! Engel, schlagt das große Buch des Schicksals auf! Aber auch du, o deutscher Bannerträger Michael, entfalte dann wieder deine Fahne, führ' uns zum heiligen Licht empor und gib uns den ewigen Frieden, umrauscht vom Hymnus deiner Getreuen!

3.

Im Tuilerienschloß zu Paris.

14. Juli 1790.

Herzog Philipp von Orleans (allein). So darf denn Philipp von Orleans wieder nach

kurzer Verbannung den müden Fuß ins Königsschloß von Frankreich setzen, das, hoff' ich, bald mein Eigen wird, gelingt mir der Plan, den ich lange gehegt. Ich will, langweiligem Heucheln zu steuern, die Welt umstülpen, wie meinen Handschuh. Entfesselte Lust und nackte Begierde sprenge den Kerker veralteter Satzung und setze sich kühn auf den Thron ihres Rechts. — He, Figaro, kommst du vom Fest zurück, das sich heut Volk und König gaben, bevor sie sich würgen? Was hast du dir dabei verdient?

Figaro (sein Vertrauter, kommt). O weh, Herr Herzog, heut noch weniger als damals, als ich Ihnen versprach, den Kopf Ihres lieben Vetters aus Versailles zu bringen.

Orleans. Du brachtest nur die Köpfe einiger kopfloser Garden.

Figaro. Der Geck Lafayette brachte mich um den Gewinn. Ganz ebenso hat er mir auch heut wieder ins Handwerk gepfuscht. Als Kommandant der Pariser Nationalgarde und Haupt der Föderation, wie sie hier die Anarchie umschreiben, war er der Held, der Gott des Tages. Haben Sie nicht den Zug gesehen, wie er mit den Deputierten den König aus den Tuilerien abholte? Die viele Bannerseide, das schöne Scharpentuch, die schäbige Munizipalität, die protzige Nationalversammlung! Voran schritt eine Schar bewaffneter Knaben, dann eine Gruppe von Greisen. Sie sagen, daß das so in Sparta war.

Orleans. Pah! Was weiter?

Figaro. Weiter nichts als ein wahres Jahrmarktsfest. Das Gewimmel! Alle Häuser und Fenster voll! Und erst die Dächer! Das Beifallsrufen! Wem? Keiner wußte es. War auch gleichgültig. Leid war mir nur um die schönen Blumen, die den ganzen schmutzigen Weg bis zum Marsfeld

bedeckten. Dort ist ein Halbkreis errichtet. König und Präsident setzen sich nebeneinander auf zwei ganz gleiche Stühle. Hinter dem König auf einem Balkon die Königin mit dem Hof. Sechzigtausend Föderierte machen in der Mitte ihre Evolutionen wie auf dem Operntheater die Ballettänzer. In der Mitte des Feldes der jämmerlich prächtige Altar des Vaterlandes. Auf dessen Stufen dreihundert verdutzte Priester in weißen Chorhemden mit dreifarbigen Schärpen. Drei Stunden währt der Zug und es regnet auf ihn in Strömen herab. Der Himmel ist durch kein Mittel zum Lachen zu bringen. Doch unsere Pariser lassen sich den Spaß nicht verderben. Ein Bataillon legt die Waffen ab und fängt an zu tanzen. Alles folgt diesem guten Beispiel. In einem Hui setzen tausend Tanzende dem Sausen des Sturmes ihren Leichtsinn entgegen. Als darauf ein Bischof, ich glaube, Talleyrand heißt der Galgenstrick, die Zeremonie beginnt, da, da erst schien der Himmel in ironische Stimmung zu kommen. Er blies die Wolken auseinander und enthüllte eine humoristisch schmunzelnde Miene. Er ließ sich auch den Humor nicht mehr verderben durch das hochtrabende Pathos der Chöre und den Donner engbrüstiger Kanonen. Er duldete, daß die Säbel blitzten und die Fahnen wehten, als Lafayette die Eidesformel vom König empfing und auf den Altar niederlegte. Da schrien alle: Ich schwöre! ich schwöre! Der dicke König streckte, auf den Zehen stehend, die Hand gegen den Altar und schrie mit. Ich glaube sogar, es ging ihm von Herzen. Die Königin, hingerissen vom allgemeinen Taumel, zeigte den Prinzen dem Volk. Da vergaßen die Tröpfe alles, die Österreicherin, die Halsbandgeschichte, die Hungersnot, die Schulden, die Bastille, die ermordeten Garden — und jubelten.

Orleans. Das wird nicht lange anhalten.

Figaro. Als ich nach Hause ging, sah ich, daß ganz Paris ein Tanzsaal geworden, selbst der ebene Platz der ehemaligen Bastille.

Orleans. Dem König wird nicht tanzlustig zu Mute sein. Wozu den armen Teufel noch so lange zappeln lassen zwischen Todesfurcht und Rachesehnsucht! Wir hätten ihm die Marter abgekürzt.

Figaro. Dort seh ich sie kommen.

Orleans. Hinweg! Ich will nicht mit ihnen zusammen sein.

(Beide ab. Der königliche Hof kommt. Das Königspaar tritt mit Graf Fersen vor.)

Königin. Ihr seid der Einzige, dem ich vertraue, Graf Fersen. Was mir sonst noch wert war, hat dies unglückselige Frankreich schon verlassen. Nur unsre Feinde bleiben, uns zu höhnen.

König. Das Volk will selber herrschen. Gerne würf' ich ihm das geknickte Szepter vor die Füße, fürchtet' ich nicht, die Pflichten meines Amts, das Gott mir auftrug, also zu verletzen. Jedoch ich steh allein und ohne Helfer.

Fersen. Die Helfer sind im Heer des deutschen Kaisers; sie sind im Lager des entfloh'nen Adels.

König. So sollt' ich fliehn? Der Kaiser selbst mißrät es.

Fersen. Er weigert sich nicht mehr. Seht diesen Brief.

Königin. Entscheide dich!

König. O zwingt mich nicht sogleich! Gebt mir noch eine Stunde, einen Tag!

Fersen. Nicht länger ist uns Frist zur Wahl gegeben. Schon lauert rings Verdacht von allen Seiten. Ich habe darum mit der Königin Gestattung heute alles in dies Schloß geladen, was

uns hier noch treu sein mag, damit man nicht vermute, was wir planen.

Marschall.

Noch einmal, König, soll sich wie in bessern Zeiten
Der Glanz des Herrscherprunks durch dieses Schloß verbreiten.
Noch einmal kommen hier zur treuen Huldigung
Die Großen dieses Hofs, die Edlen alt und jung
Noch einmal schwören wir dir Treue, wie zuvor
Blondel der Sänger sie dem König Richard schwor
Mag auch die ganze Welt dich, unsern Herrn verlassen,
Wir bleiben dir getreu trotz aller Hölle Hassen!

Marquis.

Und Euch, o Königin, von Kaiserstamm entsprossen,
Sei unser Blut geweiht, im Kampfe treu vergossen!
Erkennet, daß allzeit der Franken edle Schar
Sich vor der Schonheit beugt, daß sie sich immerdar
Dem Dienst der edlen Fraun in treuer Minne weihte,
In Freude, Fest und Sang, in todbereitem Streite.

König.

Habt Dank für Euren Trost! Nun laßt uns ruh'n und beten
Und morgen allem Leid mit Mut entgegentreten.

(Alle ab bis auf die Prinzessin und Dunois.)

Prinzessin.

Mich ruft zur Königin die Pflicht. Nun gute Nacht,
Mein Ritter!

Dunois.

Ach, daß nie dein Mund Gewährung lacht!
Der König schickt mich fort; muß morgen von dir scheiden.

Prinzessin.

So zieh denn hin mit Gott!

Dunois.

Sonst nichts? Kein Trost im Meiden?

Prinzessin.

Mein treuer Knappe, nein! Dir blüht der Minne Lohn
Erst dann, wenn deine Hand aufs neu den Königsthron
Im Kampf bekräftigt hat. Du kennst den alten Sang
Vom schönen Knappen, der in frommem Heldendrang
Nach Syrien hinzog, um Salem zu befreien?
Du sollst dich gleichem Ziel als treuer Ritter weihen!

Dunois.

Wird mir dann gleicher Lohn?

Prinzessin.

Er wird dir ganz gewiß.
Die Schärpe nimm zum Pfand, die ich vom Herzen riß!
So zieh, der Edelknappen
Erwähltester, zieh hin
Und ficht im Lilienwappen
Für Fürst und Königin!

Dunois.

Ich schwör's, den Leib zu wagen
Für Gott und Vaterland.
Zum Zeichen will ich tragen
Dies holde Liebespfand.

Prinzessin.

Doch eh du gehst zum Kampfe,
Eil zur Kapelle hin,
Knie hin im Weihrauchdampfe
Und fleh mit frommem Sinn!

Dunois.

Will mich mit Gott beraten,
Marien ruf ich an.
Sie segne meine Taten
Auf sieggekrönter Bahn!

Prinzessin.
Ja, Königin vom Himmel,
Gib, was ich von dir fleh,
Daß er im Kriegsgetümmel
Stets unerschrocken steh!

Dunois.
Daß mich die Schönste liebe,
Daß ich der Bravste sei,
Daß ich all meine Triebe
Der Lieb' und Ehre weih'!

Prinzessin.
So bleib im Kampf allorten
Treu deinem Gott und Herrn!

Dunois.
Bis zu des Todes Pforten
Folg' ich ihm kühn und gern.

Prinzessin.
Nur wer da treu verbliebe,
Dem winkt das Siegesreis.

Dunois.
Der Schönsten meine Liebe!

Prinzessin.
Dem Tapfersten der Preis!

4.

Platz in Paris.

Ende April 1791.

(Morgendämmerung. Graf Fersen und der Marquis).

Marquis. So ist die Flucht gelungen, Graf?

Fersen. Gewiß. Es ist gelungen und der König ist in Freiheit.

Marquis. Nun, dann ist die Revolution vernichtet und das Strafgericht wird schrecklich auf

die Verräter fallen. Aber sagt, wie blieb nur das Geheimnis unentdeckt?

Ferſen. Verräter gab es nicht, und eine Türe, den Gegnern unbekannt und unbewacht, war unser Heil. Um Mitternacht gelang es zu entschlüpfen. Ich selber führte sie zum Stadttor hin, wo schon der Reisewagen wartete.

Marquis. Was sollen wir nun tun?

Ferſen. Laßt uns sogleich die Stadt durchwandern und die Freunde schnell von allem unterrichten! Denn sie müssen bereit sein. Nicht mehr lange kann die Flucht des Königs verborgen bleiben.

Marquis. Ja, laßt uns sorgen, daß er bald wieder einziehe im Triumph unter dem Jubelruf: Es lebe der König!

(Beide gehen ab. Der Bürger Brutus kommt aus seinem Haus.)

Brutus. Hoho, hab ich da nicht eben einen Kerl „es lebe der König" rufen hören? Das ist offenbarer Verrat, den ich als Nationalgardist züchtigen muß. Zu Hilfe, heraus da, Spartakus, mein Sohn!

Peter (kommt). Aber Vater, was nennst du mich denn immer Spartakus? Ich heiße einmal Peter und will nicht anders heißen.

Brutus. Peter ist ein unkonstitutioneller, verdächtiger Name. Spartakus ist der Name eines ehrlichen Revolutionärs. Nimm dein Gewehr und folg mir, um jenen Royalisten gefangen zu nehmen. Er ist ein Hochverräter gegen den ersten Artikel der Menschenrechte. Weißt du nicht, wie der heißt? Hab' ich dirs nicht zum Auswendiglernen gegeben?

Peter. Ach, was weiß ich? Da nimms wieder! Was geht es mich an!

Brutus. Hier lies: „Die Natur hat die Menschen frei und gleich geschaffen".

Peter. Und hier lies auch: „Jeder Mensch hat die Freiheit seiner Meinungen". Darum laß ihm die seine!

Brutus. Er ist kein Mensch mehr, er ist vogelfrei, er steht außer dem Gesetz. Darum befehl ich dir nochmals, mir zu folgen. Ich bin dein Korporal.

Peter. Da berufe ich mich auf den Artikel da. Hier lies: „Jeder Mensch hat die freie Verfügung über seine Person".

Brutus. Schlingel, willst du dich mir widersetzen?

Peter. Ja, ich berufe mich auf den „Widerstand gegen Unterdrückung", zu dem ich nach diesem Artikel da berechtigt bin.

Brutus. Ha, Bube, vergißt du, daß ich dir als Vater nach dem Gesetz befehlen darf?

Peter. „Kein Mensch kann Gesetzen unterworfen sein, die nicht von ihm oder seinen Vertretern gebilligt sind." So steht es hier. Nun war ich weder selber dabei, als man dies Gesetz gemacht hat, noch hab ich einen Vertreter dazu gewählt.

Brutus. Wart, ich werde dir diese Menschenrechte mit dem Schießprügel einbleuen.

Virginia (seine Frau, kommt heraus). Was streitet ihr da, elendes Männerpack, wo die Feinde der Freiheit alle gegen uns sind? Hinein ins Haus, ins Geschäft!

Brutus. O Virginia, erschüttere nicht meine Autorität, oder du bist nicht wert, das Weib eines tugendhaften Römers zu sein!

Virginia. Laß die Deklamationen! Wo warst du, Bürger Brutus, als wir Frauen der Halle nach Versailles hinauszogen mit Piken und Kanonen und den dicken Bäckermeister nach Paris brachten?

Brutus. Das war dir ein guter Vorwand, deinem Ehegemahl zu entlaufen und der Nation nachzurennen. O Virginia!

Virginia. „Die Grundlage der Souveränität liegt in der Nation." So sagt das neue Gesetz. Drum halt ichs mit der Nation.

Brutus. Und mit allen Sansculotten! Wart, das will ich dich lehren!

Virginia. Komm heran, wenn du Mut hast! Herbei, Schwestern der Halle!

Brutus. Zu Hilfe, Nation! (Sie balgen sich. Volk kommt dazu.)

Nachbar. Ha, Brutus im Bürgerkrieg mit seiner Gattin! Helft ihm! — Aber da kommt Danton! Platz für ihn! (Danton und andere kommen.)

Danton. Volk von Paris, was rasest du, während deine Mörder den letzten Schlag gegen dich führen wollen? Höre! Hört alle das Donnerwort: der König ist entflohn! Ihr seid verloren, wenn ihr nicht alle alten Bande zerreißt! Macht euch frei von jedem Joch! Kein König mehr! Frankreich sei fortan Republik!

Alle. Republik, Republik! Es lebe Danton!

Desmoulins. Recht so, Volk von Paris! Aber lerne deine wahren Freunde von den falschen scheiden. Lafayette, der Phrasenheld, hat euch unter der Maske des unbestechlichen konstitutionellen Helden verraten und den König entwischen lassen. Weg mit ihm!

Volk. Weg mit ihm! Es lebe Camille Desmoulins!

Marat. Du gutes Volk, weißt du aber auch, was du brauchst? Du weißt es nicht! Marat, dein Freund, wird es dir sagen. Einen Tribunen, einen Diktator brauchst du, der allen schmeichelnden Volksfeinden den Kopf vor die Füße legt. Volk, du bist zu gut! Du verstehst nicht die Revolution!

Volk. Die Revolution! Tod den Verrätern! Es lebe Marat!

Robespierre. Freunde, ich komme, euch ein furchtbares Komplott zu enthüllen und euch zu retten!

Volk. Stille! Nun redet Robespierre.

Robespierre. Eine verbrecherische Verschwörung ist von mir entdeckt. Mit der Flucht des Königs hat sie begonnen. Hier das Verzeichnis der Verschwörer. Wehe, daß fast alle darein verwickelt sind! Ich sehe sie schon erbleichen. O Volk, wie wenig wahre Freunde hast du! Aber ich weiß, was mein wartet. Durch diese Anklage schärfe ich tausend Dolche gegen mich.

Volk. Wir alle schützen dich, tapferer Robespierre!

Robespierre. Dank euch, und hört meinen Schwur! Wenn ich bisher, da man mich kaum bemerkte, nur meinem Gewissen sichtbar war und doch der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterland das Opfer meines Lebens brachte, so werde ich heute, da mich die Stimme meiner Mitbürger, ihr allgemeines Wohlwollen reichlich für dies Opfer belohnt hat, den Tod für euch wie eine Wohltat begrüßen.

Volk. Nein, nicht den Tod! Robespierre lebe!

Desmoulins. Wir alle schwören, uns um dich zu scharen!

Volk. Wir alle schwören!

Lafayette (kommt). Was lärmt ihr da?

Danton. Wie, Lafayette, du wagst es zu kommen? Du, der die Freiheit hat morden wollen?

Lafayette. Ich kam, weil in so ernster Stunde alle Guten sich zusammenschließen müssen. Vergeßt es nicht: ich war allzeit der erste in der

Bahn der Revolution. Nie war ich der Freiheit gewisser als an diesem Tag.

Danton. So hast du immer geredet. Aber gesteh, wo hast du den König hingetan?

Lafayette. Du wagst es, mich zu verdächtigen, du, der sich vom Hof bezahlen ließ?

Danton. Bezahlen, aber nicht gewinnen. Dich aber gewann der Hof auch ohne Bezahlung. Wo ist der König?

Orleans (kommt). Was ruft ihr nach dem König? Laßt ihn laufen! Fürchtet ihr, keinen würdigen Vertreter der Nation zu finden? Ich will nicht eure Blicke auf mich lenken, einst Herzog von Orleans, nun euer schlichter Mitbürger. Aber ich hielt es für meine Pflicht, in diesem Augenblick zu kommen, da der Feigling flieht.

Lafayette. Ei, Herzog, halten Sie's nun an der Zeit, aus Mörderhöhlen und Kneipen ans Licht des Tages zu treten und den Tag der Freiheit mit Ihrer Heuchelei zu entweihen? Entfernen Sie sich aus dem Kreis der Reinen, deren Hände nicht vom Schmutz der Laster starren!

Orleans. Wenn Sie sich vor Verbrechen und Blut scheuten, Graf, so hätten Sie Höfling bleiben mögen. Nicht Sie, nicht jene kleinen Advokaten, Dichterlinge und Philosophen, nur mein königlicher Geist war imstand, das Königtum zu zerbrechen und für euch die Revolution zu beginnen.

Danton. Genug! Wir wollen hier weder den Grafen noch den Herzog.

Robespierre. Freunde, im Namen Frankreichs verlange ich, daß der König als treulos und eidbrüchig abgesetzt und angeklagt werde.

Volk. So sei es! Abgesetzt! Angeklagt!

Danton. Und ich verlange im Namen der Menschheit, daß das Königtum für immer abgeschafft werde.

Volk. Abgeschafft! Für immer!

Lafayette. Bürger, die Nationalversammlung wird sich mit euren Wünschen beschäftigen. Geht nun ruhig auseinander! Respektiert die Befehle, die ich meinen Patrouillen gab!

Desmoulins. O Bürger Lafayette, auf dem Forum von Rom gab es keine Patrouillen!

Lafayette. Auch keine Laternen, woran ihr sie gerne henktet!

Desmoulins. An die Laterne mit dir selber!

Ha, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn!
Die Aristokraten an die Laterne!
Ha, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn:
Die Aristokraten woll'n wir hängen sehn:
Und die wir nicht hängen, die hau'n wir zusammen,
Und die wir nicht hauen, die werft in die Flammen!
Ja, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn!
Die Aristokraten woll'n wir hängen sehn.

(Das Volk wiederholt singend und tanzend.)

Marat. Achtung, ihr Bürger! Da kommt ein Bote mit Depeschen an die Nationalversammlung.

Lafayette. Laßt ihn durch, ihr Freunde!

Marat. Nein, wir wollen selber lesen. Wir wollen uns nicht verraten lassen. Gib her! (Er nimmt dem Boten den Brief ab und liest.) Hier diese Botschaft besagt, daß der König in Chalons erkannt worden ist, als er den Kopf zum Wagenfenster herausstreckte. Es ward dem Maire gemeldet; der aber, als Royalist, widersetzte sich der Verhaftung.

Robespierre. Siehst du's, o Volk! Von allen Seiten wirst du verraten!

Marat. Der königliche Schulze muß hängen!

Volk. An die Laterne mit ihm!

Desmoulins. Hier meldet eine andere

Botschaft von verdächtigen Truppenbewegungen an der Grenze.

Robespierre. Verrat auch unter der Armee! Nieder mit den Generälen!

Volk. Verrat! Sie sollen hangen!

Danton (nimmt einen anderen Brief). Freunde, eine Freudenbotschaft! Der König ist gefangen!

Alle. Wie? Erzähle! Berichte! Lies!

Danton. In St. Menehould war es, wo der Sohn des Postmeisters den König erkannte, als er wieder den Kopf aus dem Kutschenfenster streckte. Da es nicht möglich war, ihn hier festzuhalten, so jagt er zu Pferde nach Varennes voraus. In Varennes werden Maßregeln genommen. Der Wagen kommt und wird an der Brücke des Flußchens angehalten. Man fällt den Pferden in die Zügel, fordert den Paß. Sie gehen zum Gemeindeamt, wo bereits getreue Bürger versammelt sind. Vergeblich sucht der König zu leugnen. Er wird erkannt, verhaftet, er muß umkehren. Er ist auf dem Weg nach Paris.

Volk. Ihm entgegen! Tod dem Tyrannen!

Lafayette. Hört noch! Haltet! Europa wird Rache für ihn nehmen. Sie hören nicht.

Danton. Ha, das Volk ist in Flammen. Wir sind des Triumphs sicher. Die Freiheit siege! Dem König entgegen! Ihm und allen Tyrannen entgegen! Krieg dem Kaiser, der sich mit dem König verschworen hat und ihm zur Flucht verhalf! Wir wollen zur Strafe diesen Tyrannen die Freiheit auch in ihre Länder tragen.

Alle. Krieg dem Kaiser! Freiheit der ganzen Welt!

Robespierre. Aber wißt ihr auch, Bürger, wie ihr dem König zu begegnen habt? Kein Zuruf! Tötliches, vernichtendes Stillschweigen soll ihn allem empfangen. Wer ihm zujubelt, wird

geprügelt; wer ihn insultiert, gehenkt! Er existiere nicht mehr für uns! Nun auf, ihm entgegen!
(Alle ab. Napoleon Bonaparte und Bourienne kommen.)

Bourienne. Nun Freund Bonaparte, wollen wir auch dem Zug des Volkes folgen und dem schmächlich ertappten König entgegen gehn?

Bonaparte. Nein, Bourienne, mich widert das an. Ich möchte so schnell wie möglich wieder aus diesem grausen Paris hinaus, in die Wälder meiner korsischen Heimat, nach der ich mich sehne. Ich kam ja nur hieher, um meine Beurlaubung zu erreichen.

Bourienne. Genießen wir wenigstens noch einige Tage die Freuden von Paris. Ich habe Geld, wenn dirs etwa schon ausging.

Bonaparte. Den Schwelgern der Freiheit zuschauen? Den schwachen König untergehen sehen? Nein. Aber ich hoffe einst diesen leichtsinnigen Franzosen noch einmal soviel übles zuzufügen, als ich nur immer kann. Diesen Beruf hab ich vom großen Beweger aller menschlichen Geschicke empfangen.

Bourienne. Haha, Bonaparte, du bist wie ein Stück Granit, erhitzt in einem Vulkan. Ein Held Fingals oder Plutarchs!

Bonaparte. Was nützt mir das Heldengefühl, wenn nichts gelingt, wenn man mich überall abweist! Manchmal blitzt durch das finstere Gewölk meiner melancholischen Stimmungen die Ahnung einer großen Zukunft, die Hoffnung auf Unsterblichkeit des Namens. An der Stelle Alexanders hätte ich nicht bloß Asien, sondern ganz Afrika und Europa erobert. Aber ich bin nicht Mazedonier, nicht einmal Franzose, ich bin Korse. Ich sehe die Unmöglichkeit, meinem geknechteten Volke zu helfen. Was bleibt mir da übrig?

Bourienne. Genug davon, Freund Bonaparte! Das weitere später. Jetzt mußt du mit mir frühstücken gehen. Auch die Helden Plutarchs haben gefrühstückt.

5.

Lager der Deutschen an der Grenze.

August 1792.

(Österreicher und Preußen mit Lagerarbeiten beschäftigt.)

Preuße.

Was liegen wir noch vergeblich so nah
An der französischen Grenze da?

Österreicher.

Hätten den König aufnehmen sollen,
Wär er entgangen jenen Tollen.

Preuße.

Jetzt wissen wir nicht, was weiter zu tun.

Österreicher.

Kaiser Leopold, heißts, ist nun
Plötzlich gestorben.

Preuße.

Sein junger Sohn
Franz kommt noch heute.

Österreicher.

Der wird wohl schon
Das ausführen, was der Alte begann.

Preuße.

Doch allzu langsam gehts voran.

Ein Hesse (kommt).

Tolle Post hört man soeben:
Krieg hat Frankreich angesagt,
Will sich nicht zur Ruh begeben,
Weil der Übermut es plagt.

Preuße.
Immer ärger wirds da drinnen
Mit der ganzen Nation!

Österreicher.
Alles ist ja ganz von Sinnen,
Daß sie wagen, uns zu drohn!
Kaiser, laß die Fahnen wehen
Gegen diesen Übermut,
Daß sie mit Verdrusse sehen,
Wie wir lachen ihrer Wut!

Preuße.
Laßt erklingen die Trompeten!
Frisch hinein ins Frankenland,
Daß wir sie zur Ruhe nöten
Mit der tapfern deutschen Hand!

Österreicher.
Tambour, tu die Trommel rühren!
Blaset Spielleut, auch dazu,
Gegen Frankreich Krieg zu führen,
Der uns schaffe Ehr' und Ruh!

Chor.
Zum Donner, zum Donner, zum Donner, hallo!
Bei uns gehts in Bataille so.
Franzosen müssen die Zeche bezahlen
Für ihr Gepoche und Hochmutsprahlen.
Zum Donner, zum Donner, zum Donner, hallo!
Bei uns gehts in Bataille so.

(Kaiser Franz, König von Preußen, Herzog von Braunschweig, Erzherzog Karl, Prinz Condé kommen mit Gefolge.)

Kaiser. Hab nochmals Dank, mein königlicher Bruder von Preußen, daß du alle Freundschaft, die mein Vater sich erworben, auch mir selber nicht wehren willst. Der alte Bruderhaß, der Österreich und Preußen lange trennte, ist nun versühnt. Deutschland ist wieder mächtig. Stark

mag es seinem Feind entgegen treten! O möge diese Einheit immer dauern! Durch sie wird unser Werk gesegnet sein.

König. Gern bin ich, den Versprechungen getreu, mit dir gezogen, du mein junger Kaiser, da doch auf uns allein die Last des Kriegs und alle Hoffnung auch für Frankreich ruht.

Braunschweig. Die Zarin will uns nur gen Frankreich hetzen, um gegen Polen um so freier zu schalten. Hier liegt, ich fürchte, die Quelle mancher Übel.

Kaiser. Laßt uns trotzdem von unserm heilgen Bund das beste hoffen! Seht, die Würfel sind bereits gefallen. Krieg ist uns erklärt, da wir von Frankreich Wiederherstellung des Königtums, der Stände und der Kirche, Rückgabe der geraubten Ländereien an Reich und Papst mit allen hergebrachten Rechten verlangten.

Condé. Die Versammlung hat dafür die emigrierten Adligen als Feinde der Nation gerichtet und all ihre Güter mit Beschlag belegt. Der König ist in äußerster Gefahr. Soeben kommen Nachrichten, welche die letzten Ereignisse noch grauenhafter schildern, als das Gerücht es konnte.

Kaiser. Sagt, erzählt, Condé!

Condé. Ein grauser Mordanschlag ward auf den König geplant, der nach mißlungener Flucht gefangen im öden Schlosse wohnt, bewacht, beargwohnt. Mit abenteuerlichem Pompe fuhrten die Verschwörer dreißigtausend Menschen gegen die Tuilerien. Riesige Tafeln mit der Erklärung der Menschenrechte trugen sie vor sich her, umtanzt von Weibern und Kindern, blutige Lieder singend und mit Piken drohend. Die Weiber entrollten Fahnen mit der Inschrift „Freiheit oder Tod!“ Sanskülotten schwenkten mit wüstem Ruf zerrissene Hosen. Heulend erzwangen sie den Durchgang

durch den Saal der Nationalversammlung, heischten frech die Gestattung ihres Menschenrechts: des Widerstandes gegen Unterdrückung. Drauf wandte sich der Schwarm zum Schloßgarten. Auf den Befehl des allzuguten Königs wurde das Tor geöffnet und das Volk stürzte hinein. Da zeigt sich der König, fragt, was man will. Die Menge ist sich keines klaren Zweckes bewußt, doch ihre Führer rufen wild: „Kein Veto! Keine Priester! Keinen Adel! Sie zwingen den König, die rote Jakobinermütze aufzusetzen. Man spricht ihn höhnisch an, sich nicht zu fürchten. Da legt der König des Frechen Hand auf sein Herz und läßt ihn fühlen, wie ruhig es schlage. Durch den Edelmut des Königs ist das Volk entwaffnet und weicht unter Beifallsrufen. Aber die Führer werden die nächste Gelegenheit besser benutzen.

Kaiser. So laßt uns denn schnell den Kriegsplan beraten, um dem bedrängten König eilige Hilfe zu bringen.

Erzherzog Karl. Hier bringt ein Bote gute Nachricht vom Norden. Zwei Dragonerregimenter rissen vor den Österreichern aus und wälzten mit sich all des Heeres Flucht. Ihr ganzes Kriegsgerät ist in unsern Händen.

König. Mir meldet eine Botschaft aus Tournay einen gleichen Erfolg der Preußen.

Condé. Glückselige Vorbedeutung! Es wird ein leichtes Spiel sein. Glaubt mir, in wenigen Tagen ziehen wir triumphierend in Paris ein. Überlaßt das uns, den Emigranten!

Kaiser. In wenigen Tagen, Prinz Condé? In Wochen, Monaten, vielleicht in Jahren! Doch wann es sei, der Sieg muß unser werden, wenn auch mit großen Mühen. Mit uns ist das Recht, mit uns der Himmel. Und kommt der Sieg auch später, als wir wünschen, so laßt es uns mit frommer

Demut tragen. Wir alle haben viel gefehlt, Völker wie Fürsten. Das kann nur Blut und Leiden sühnen.

Erzherzog Karl. Ein französischer Offizier hält vor dem Lager. Er hat diesen Brief übergeben. Die Aufschrift lautet: „Lafayette an den Kaiser".

Kaiser. So lies, was er enthält, mein Bruder!

Erzherzog Karl (liest). „Das Volk, das ich mit dem König und mit der Verfassung versöhnen wollte, hat mich zum Verräter am Vaterland erklärt. Ich, der ich einst dem König von England in seiner Macht, dem König von Frankreich in seiner Autorität, dem Volk in seiner Wut getrotzt habe, ich übergebe mich dem Schutz des Kaisers und fordere nichts weiter von ihm als das, was ich zweien Welten gegeben habe, für mich selber: die Freiheit."

Conde. Wie frech der Wortheld noch in seinem Sturz ist! Die Revolution hat ihren Vater von sich gewiesen; sie ist zu Ende.

Kaiser. Bis aber dieser Kampf zu Ende ist, den er so mutwillig begann, soll er in strenger Haft bedenken, daß ein Volk nicht ungestraft verführt wird.

Braunschweig. Aber nun vorwärts, nach Frankreich hinein! Der Schimpf, dem Königtum erwiesen, soll durch denkwürdige Rache gesühnt werden.

König. Vorwärts nach Paris!

Erzherzog Karl. Vorwärts mit Gott!

Alle. Vorwärts! Der Kaiser hoch! Der König lebe!

Chor.

Zum Donner, zum Donner, zum Donner, hallo!
Bei uns gehts in Bataille so.

6.

Im Tuilerienschloß.

Nacht. 10. August 1792.

(Die Königin Marie Antoinette und ein Page.)

Königin. Wer, sagst du, will mich sprechen?

Page. Ein Mann, in schwarzem Mantel eingehüllt, den Hut tief im Gesicht. Er sagt, er dürfe seinen Namen nicht nennen; er sei Eurer Majestät bester Freund und ärgster Feind.

Königin. Ei, das ist Barnave. Er komme!

Page. Ach, darf ich um Erlaubnis bitten, Eure Majestät vor ihm zu warnen? Ich fürchte, er hat böses im Sinn. Vielleicht ein Mörder —

Königin. Sei ruhig; laß uns ungestört!

Page (für sich). Ich will doch im Vorzimmer passen, und wenn ich etwas Verdächtiges höre, mit dem Schürhaken da meine schöne Königin verteidigen. (Er nimmt den Schürhaken vom Kamin und geht. Barnave kommt.)

Königin. Warum so verstört?

Barnave. Ich glaubte, verfolgt zu sein. O wenn meine Freunde wüßten, daß ich, der Republikaner, mit der Königin konspiriere, so wäre mein Leben verwirkt. Sie wissen, welche Umwälzung jener schreckliche Tag in mir hervorbrachte, da ich im selben Wagen mit Ihnen Sie von der mißglückten Flucht zurückbrachte. Ihre Würde machte aus dem Revolutionär einen bereuenden Diener. Aber hören Sie; die Zeit drängt. Man plant das Äußerste, die Absetzung des Königs, man will die Tuilerien stürmen, den König gefangen nehmen, vielleicht morden.

Königin. Das ist uns längst bekannt. Auch wir haben unsere Spione. Doch getrost! Als Sieger über die Aufrührer werden wir die Heere unserer Befreier begrüßen.

Barnave. O welche Verblendung! Niemals werden die fremden Heere bis nach Paris kommen.

Königin. Schon kapituliert Stadt auf Stadt auf ihrem Siegeszug.

Barnave. Aber sie sind selber uneinig, während der Haß gegen die Fremden ganz Frankreich unter die Waffen treibt und es unter seinen Führern einigt.

Königin. Marat und Robespierre, die feigen Schwätzer?

Barnave. Mögen Sie diese verachten, aber fürchten Sie den kühnen Danton!

Königin. Danton? Haha, sehen Sie doch dies Blatt!

Barnave. Eine Quittung seiner Hand über —

Königin. Sie staunen? Fürchten Sie noch?

Barnave. Mehr als je. Er nimmt Ihr Geld und verrät Sie umso grausamer, um nicht in Verdacht zu kommen.

Königin. Und Sie?

Barnave. Ich biete Ihnen den Schutz meiner Partei, wenn sich der König von den Adeligen und Priestern frei macht und sich uns in die Arme wirft.

Königin. Schutz bei euch? Ihr seid die Schuldigsten an allem Unheil. Ihr habt alles angestiftet. Ihr werdet als die Ersten durch eure Schüler geopfert werden.

Barnave. Nein, euch, den Königen, gebührt dann der Vortritt; denn ihr ward die Rufer der Revolution. Leben Sie wohl! Ich kann nicht länger weilen. (ab)

Königin. Nur kurze Frist laß uns ausharren, o Himmel! Schon seh ich zu unserm Heil

die trauten Fahnen meiner Landsleute flattern, den stolzen Kaiseradler fliegen. Ihre kriegerischen Weisen, die wohl vertrauten, glaub ich zu hören. O könnt ich euren Zug mit meinen Wünschen beschleunigen. Könnt' ich alle Heerscharen des Himmels euch zu Hilfe laden!

Roederer (tritt ungestüm ein und schiebt den Pagen, der ihm wehren will, zurück). Im Namen der Nation begehre ich Einlaß. Zurück, du Knabe! Wo ist der König!

Königin. Ich kann ihn wohl vertreten.

Roederer. Nicht an die Gattin des ersten Beamten der Nation, an ihn selbst geht mein Auftrag.

König (kommt mit dem Hof). Der König ist immer zur Verfügung seines Volkes. Was bringen Sie?

Roederer. Die Nation ist in Gärung; sie verlangt die Zurücknahme des Veto oder die Absetzung des Königs. Das aufständische Volk will um Mitternacht die Sturmglocken läuten und das Schloß stürmen. Verlassen Sie diesen Ort und stellen Sie sich in den Schutz der Nationalversammlung.

König. Der Palast ist besetzt von treuen Verteidigern. Ich weiß nicht, bis wohin man es treiben wird, aber ich habe das Bedürfnis, der französischen Nation zu zeigen, daß keine Gewalt mir jemals die Zustimmung zu Dingen entreißen wird, die ich der öffentlichen Wohlfahrt entgegen finde. Wenn die, welche die Monarchie umstürzen wollen, ein Verbrechen mehr nötig haben, so mögen sie es begehen. Und wäre mir auch jede Möglichkeit einer Rettung verschwunden, eines, den ehrenvollen Untergang, will ich mir sichern. Das liegt in meiner Hand, und dazu bin ich entschlossen. — Herr von Mandat, können Sie als Befehlshaber

der Nationalgarde für die Verteidigung des Palasts einstehen?

Mandat. Ja, Sire. Dies Schloß ist wohl keine Festung; gegen das Gesindel aber hoffe ich es wohl zu halten.

Königin. Und dürfen wir auch Ihrer Treue sicher sein?

Mandat. Ich werde es an nichts fehlen lassen, die Verfassung, das Recht und die Ordnung zu verteidigen. Nur Eines noch. Die Nationalgarde steht unter dem Bürgermeister von Paris. Es wäre gut, seinen ausdrücklichen und schriftlichen Befehl zu haben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

König. Wir haben längst nach Pétion geschickt. Doch unter leeren Ausflüchten zaudert er zu kommen.

Schweizeroberst. Sire, mit meinen Schweizern hoff' ich schon allein auszukommen. Was brauchen wir da zweideutige Befehle! Fast wär mirs lieber, ich säh hier keine andern Gesichter als die unbedingter Treue, die nicht ein Blatt Papier zur Beschwichtigung ihres Gewissens brauchen, sondern ihre Pflicht im Herzen tragen.

Mandat. Sehr zur Unzeit erhebt Ihr Verdächtigungen. Eure Stellung, guter Oberst der Schweizer, ist freilich einfacher als die meine.

König. Keinen Streit, ihr Herren! Ich höre soeben, daß Bürgermeister Pétion doch kommt.

Pétion (mit seinem Schreiber). Was verlangt man von mir?

König. Ihre Pflicht, Herr Bürgermeister, für die Sicherheit dieses Hauses zu sorgen, das von einer aufständischen Menge bedroht wird.

Pétion. Das Volk hat ein Recht, seine Meinung, selbst seinen Unwillen zu erkennen zu geben.

König. Sie wollen uns also den Verschwörern preisgeben?

Pétion. Ich sehe, daß Sie bereits selbst dafür gesorgt haben, nicht überrascht zu werden. Ich sehe Wachen bezogen, Kanonen aufgefahren, die Stiegen von Bewaffneten erfüllt. Wenn eine Verschwörung besteht, dann ist sie hier!

Marschall. Ja, Herr Maire, wir Edelleute sind zum Teil von weit hergekommen, dem König unsere Ergebenheit bis zum Tode zu bezeigen. Wir haben uns unseres greisen Haares nicht geschämt. Wir haben auch unsere jungen Söhne mitgebracht, damit sie früh lernen, Treue zu bewähren.

Pétion. Was sollen diese zornigen Mienen?

Marschall. Sie sollen sagen: endlich sollst du uns herhalten für alles, was du uns angetan. Du selber hast den Aufstand bestellt!

Pétion. Mandat, schützen Sie mich vor diesen Wahnsinnigen! Sie stehn unter meinem Befehl.

Mandat. Ja, ich erwarte von Ihnen Befehle zur Verteidigung.

Pétion. Nun, das ist Ihre Sache, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Mandat. Ich will den Befehl schriftlich haben, damit ihn niemand später ableugnen kann. Hier ist Papier und Stift.

Pétion (schreibt). Da haben Sie. (Heimlich zu seinem Schreiber.) Ich muß schauen, aus der Höhle des Löwen herauszukommen. Eile sogleich in die Nationalversammlung, und verlange, daß sie mich vor sich berufe! So komme ich am besten fort. Dann lauf zu Barbaroux, erinnere ihn, daß er versprochen hat, mich im entscheidenden Augenblick zu verhaften, damit ich außer Verantwortung sei! Du triffst mich wieder unten im Garten. Aber den

Befehl soll er nicht lange in seinen Händen haben. (Mit dem Schreiber ab.)

Königin. Öffnet die Fenster! Ich ersticke. Luft, Luft! Mit diesen Elenden hier zu streiten! (Sie tritt ans geöffnete Fenster.) O welche wunderschöne Sommernacht! Die Sterne strahlen friedlich mild hernieder als Boten von der Größe ihres Schöpfers, Verkündiger der Harmonie der Sphären. Das ist derselbe traute Sternenhimmel, der meiner Jugend in der Heimat strahlte. Wie manchesmal hat er mir Trost gegeben, wenn ich im heitern Schlosse zu Schönbrunn in schwüler Nacht aus grausem Traum erwachte, der furchtbares Geschick zu künden schien. Ich sprang empor und sah nach euch, ihr Sterne, und ich erkannte, daß ich nur geträumt. Und unaussprechliche Glückseligkeit ergriff mich wieder, wenn ich dann von ferne das Lied des einsamen Feldhüters hörte oder des Kirchenglöckleins lieben Schall vom nahen Heiligtum, zum Morgen weckend, zu Gebet, zu frommem Tagewerk. (Man hört eine Glocke.) Die Glocke hör' ich wieder. Träum' ich nur von Frankreich, von Empörung, Todesangst?

Mandat. Das ist die Glocke von St. Rochus. Sie läutet Sturm. Und da antwortet es ihr von den anderen Türmen.

Oberst. Von allen Seiten nahen Lichter, Fackeln. Man hört den Marsch heranziehender Scharen.

König. Laßt Pétion aus dem Garten heraufkommen! Eilt!

Hauptmann der Schweizer. Sire, der Bürgermeister ist nicht mehr hier. Ein Bote der Nationalversammlung rief ihn ab.

Marschall. Der erbärmliche Heuchler!

Oberst. Die Trommeln rasseln durch die Straßen. Geheul steigt empor.

Mandat. Getroſt, mit dieſem Befehl in der Hand will ich ihnen begegnen und meine Leute bei der Pflicht erhalten.

Oberſt. Es pocht unten am Tor. Wer iſt es? Heda!

Bote (unten). Ein Bote der Kommune an Mandat, den Befehlshaber der Nationalgarden

Mandat. Er bringt uns vielleicht Hilfe. Was gibt es?

Bote (kommt). Hier ein Befehl, vor die Kommune zu kommen, augenblicklich. Es iſt höchſte Zeit.

Mandat. Was ſoll ich dort, jetzt, in dieſer Stunde?

Bote. Das werdet Ihr erfahren. Mein Amt iſt damit zu Ende.

Königin. Gehen Sie nicht! Das iſt eine Falle.

Mandat. Wer übergab dir den Befehl?

Bote. Seht ſelber die Unterſchrift!

Mandat. Mir unbekannt.

Bote. Das Volk, im Aufſtand begriffen, hat alle Gewalt an ſich genommen, die Gemeinderäte verjagt und das Stadthaus beſetzt.

Mandat. Das iſt gegen alles Recht.

Bote. Wir haben das nicht zu prüfen.

Mandat. Ich gehe, mir Klarheit zu verſchaffen. Bald bin ich wieder zurück. (Er geht ab mit dem Boten.)

Oberſt. Seht euch vor Verrätern vor!

König. Er ſoll wenigſtens den Befehl Petions hier laſſen. Eilt ihm nach!

Königin. Ganz recht. Vielleicht iſt es nur darauf abgeſehen, ihm dieſen zu entwinden.

Oberſt. Zu ſpät. Er iſt ſchon fort.

Königin. Daß Danton nichts von ſich hören läßt! Er verſprach doch —

Marſchall. Ha, der Widerhall ſeiner fürchterlichen Stimme ſind die Sturmglocken, die jetzt über die ganze Stadt hin dröhnen. Er hat dieſe Maſſen da in Flammen geſetzt.

König (zum Schweizeroberſt). Was ratet Ihr zu tun?

Oberſt. Ein Ausfall, Sire, kann uns allein Luft ſchaffen.

König. Noch iſt nichts Gewalttätiges begonnen. Es ziemt mir, auf dem Boden der Geſetzlichkeit zu bleiben.

Marſchall. Keine unzeitigen Bedenken! Wenn wir warten, bis uns die Raubgeſellen an der Kehle ſitzen, iſts zu ſpät.

König. O käme doch nur Mandat zurück! Man hat uns mit ihm das Recht der Verteidigung entzogen.

Königin. Ich höre wieder pochen. Es wird Mandat ſein.

Ein Gardiſt (kommt). Ich komme von Mandat. Seine Leiche ſchwimmt, von Kugeln durchbohrt, den Fluß hinab.

Königin. Entſetzlich! Das ſind auch unſere Mörder!

König. Wie kam das?

Gardiſt. Als wir zum Stadthaus kamen, fuhr man ihn an, er habe durch ſeine Maßregeln zum Aufſtand gereizt. Er wurde abgeſetzt. Santerre, der Bierbrauer, erhielt an ſeiner Stelle den Oberbefehl. Mandat ſollte nur noch den ſchriftlichen Befehl geben, daß die Mannſchaften das Schloß zu verlaſſen haben. Er weigert ſich, wird ins Gefängnis abgeführt. Ein Schuß ſtreckt ihn nieder, als er das Haus verläßt. Man nimmt ihm den Befehl Pétions. Die Leiche läßt man in die Seine werfen.

Königin. Mit diesem Mord ist die Pforte des Todes auch für uns aufgetan. Schrecklich glüht schon der rote Tag herauf. O holde Morgenröte, die du mir sonst nur Rosen der Welt zu streuen schienst, heut hast du deine Farbe aus den Wunden des feige Gemordeten gewonnen. Zurück, o Tag! Zurück, o Zeit, Jahrhundert! Zurück ins Chaos, erster Weltenmorgen!

Oberst. Der Tag bricht an und zeigt uns die Gefahr. Das ganze Schloß ist ringsum eingeschlossen. Kanonen drohen. Wildes Schreien! Zum Sturm schickt man sich an.

Königin. Nun ist es Zeit, mein Gatte, sich würdig des hohen Amtes zu erweisen. Zeig dich den Kriegern als Held! Stärke ihre Zuversicht! Wenn sie ihren König des Sieges sicher sehn, so werden sie siegen.

König. Ich will an ihrer Seite fechten. Folgt mir! (Er zieht den Degen und geht an der Spitze der Garden fort. Trommeln, Trompeten.)

Königin. O, es steht noch gut für uns. Überall empfängt den König begeisterter Zuruf. Doch was ist das? Seht! (Sie sehen zu den Fenstern hinaus.)

Marschall. Die Nationalgarden glauben sich, so scheint es, durch diese Zurufe bedroht. Sie rufen Verrat. Sie widersetzen sich.

Oberst (kommt zurück). Die Meineidigen, die Schurken! Sie gehn zum Pöbel über. Doch noch ist nichts verloren. Mit meinen Schweizern will ich das Schloß verteidigen.

Marschall. Nicht ohne uns, Herr Schweizer!

Oberst. Ach was! Wir haben bei Sempach und Murten gezeigt, daß wirs auch allein verstehen.

Königin. Keinen Streit, meine Freunde! Rettet den König!

(Der König kommt niedergeschlagen zurück.)

Roederer. Den König kann nur ich retten. Er folge mir in die Nationalversammlung. Die Zeit drängt. Es ist keine Bitte mehr oder ein Rat. Ich muß um Erlaubnis bitten, Sie zwingen zu dürfen.

König. Wohl, ich seh' es ein. Ich muß das Opfer bringen, da sich alles gegen uns kehrt. So gehn wir! Die Versammlung wird unser Vertrauen ehren, sie wird das Gesetz und das Königtum wieder in sein Eigen einsetzen, aus dem es flüchten muß.

Königin. Sollen wir andern hier bleiben?

Roederer. Nein, Sie müssen mit und Ihre ganze Familie. Eilen Sie! (Er geht mit der königlichen Familie ab, die schon während der letzten Reden scheu in den Saal getreten war.)

Oberst. Nun wollen wir erst recht mit Lust das Schloß verteidigen und es dem König erhalten, bis er wieder kommt. Laßt alle Schweizer sich hieher zurückziehen! Die Höfe sind doch nicht mehr zu halten. Was ruft der Kerl dort?

Westermanns Stimme (von außen). Heda! Wir sind nicht eure Feinde. Kommt herab zu uns!

Oberst (schreit hinab). Zurück da, guter Freund! Wir haben Befehl, scharf zu schießen. Es könnte euch Schaden bringen. Geht heim! Weit vom Schuß gibt alte Soldaten.

Westermann (von außen). He, Schweizer Kamerad, wir wollen gute Freunde sein, wenn ihr uns das Haus übergebt.

Oberst. Müßt euch schon die Mühe nehmen, es selber zu holen. (Die Schweizer haben alle Fenster besetzt.)

Hauptmann. Sollen wir schießen, Oberst?

Oberst. Nein, Hauptmann, noch nicht. Sie haben noch nicht Gewalt gebraucht.

Hauptmann. Die Pikenmänner da drunten überwältigen die Wache.

Oberst. Nun ists Zeit. Feuer alle zusammen! —

Hauptmann. Haha, sie fliehen. Seht das Lumpenpack! Der ganze Hof ist leer geworden. Nur weggeworfene Flinten, Piken und Mützen bedecken den Platz. Da stellt sich einer tot und rutscht dabei ganz still die Mauer hin, um sich zu retten. Laßt ihn!

Oberst. Käm' nur der König bald!

Hauptmann. Da kommt so ein Adliger von der Versammlung zurück. Was gibts?

Marschall (kommt). Um Gottes willen, stellt das Feuer ein, wenn ihr den König nicht verderben wollt!

Oberst. So kommt er nicht?

Marschall. Er ist gefangen. Sie drohn ihm. Er mußte diesen Befehl unterschreiben, das Feuer einzustellen und euch zurückzuziehn.

Oberst. Aber das Schloß ist ja unser. Wir sind Sieger. Das Gesindel ist zerstreut. Laßt uns wenigstens die Wachen sammeln und die Verwundeten mitnehmen.

Hauptmann. Es ist zu spät. Das Gesindel bemerkt die Anstalten zum Abzug. Die Feiglinge drängen sich nun wieder herzu, da sie keine Gefahr mehr sehen.

Oberst. Vorwärts, Brüder, schlagt euch durch!

Volk (draußen). Sieg, Sieg! Die Schweizer weichen! Ins Schloß! (Das Volk stürmt den Saal. Kampfgetümmel.)

Westermann. Sieg, Sieg, ihr Braven! Das Schloß ist unser. Keine Gnade den Tyrannenknechten!

Ein Sanskülotte. Schlagt die Schweizer nieder!

Ein zweiter. Und alle Edelleute!

Ein dritter. Ich will nach dem Gold sehen.

Vierter. Ich nach dem Keller.

Fünfter. Nach der Küche ich.

Sechster. Und ich nach den Weibern.

Hauptmann. Zuerst tötet mich!

Sanskülotte. Geh zu den andern!

Hauptmann. O wie gern. Es verlohnt sich nicht, so tapfere Brüder zu überleben. (Er fällt Das Getümmel entfernt sich. Danton und Robespierre kommen.)

Danton. He, Freund Robespierre, bist du auch da? Kommst du auf einer Kanonenkugel in die Tuilerien geflogen, nachdem uns die andern die Kastanien aus dem Feuer geholt?

Robespierre. Scherze nicht, Danton! Meine Zeit ist noch nicht gekommen.

Danton. Lassen wir den Hanswurst Marat den gefährlichen Thron besetzen! Sieh, da zieht er, einen Lorbeerkranz auf dem wackeligen Haupt, den Schleppsabel an der Seite, als Triumphator ein. In welchem Keller war er wohl bis jetzt versteckt?

Volk. Es lebe Marat!

Marat (kommt). Ja, meine Freunde, ich, ein einfacher Zeitungsschreiber, hab euch zu Mut und Blutdurst gegen den Tyrannen aufgestachelt und euch siegen gelehrt. Aber nun laßt uns auch das Fest des siegreichen Volkes feiern!

Ein Sanskülotte. Alle Schweizer sind erschlagen. Hier der Kopf des letzten auf meiner Pike.

Zweiter. Alle Edelleute sind niedergehauen. Hier das Herz des frechsten auf meiner Säbelspitze.

Dritter. Ich hab das Gold des Königs mit Beschlag belegt.

Marat. Halt, das Gold gehört der Nation.

Vierter Sanskülotte. Ich hab mir ein schönes Edelfräulein erobert.

Danton. Tölpel, laß sie laufen, wenn sie sich sträubt! Eine Dirne tut dir bessern Dienst. Mademoiselle — (Er bietet ihr den Arm.)

Robespierre. Ja, Freunde, entehrt nicht die Nation in den Frauen. Die Tugend sei das erste Gesetz des Republikaners!

Marat. Freunde, laßt uns im Triumphzug Besitz nehmen von diesem ganzen Palast und ihn für die Nation einweihen! (Alle lärmend ab. Bonaparte und Bourienne kommen.)

Bourienne. Komm, Freund Bonaparte, scheu dich nicht, diesem Gesindel einmal nachzufolgen! Wir armen Schlucker können nichts verlieren, wenn wir auch nichts gewinnen wollen. Niemand kümmert sich da um uns. Strebsame Jünger der Kriegskunst und Philosophie vermögen aber viel hier zu lernen.

Bonaparte. Nein, laß uns fort; mir ist der Anblick schrecklich. Raubtieren ähnlicher als Menschen, haust ein ekelhaft Geschlecht betrunkner Knechte im Leid der Brüder, wirft Natur und Frieden zerbrochen vom Altar des Weltentempels und wütet blöde gegen alles Schöne. Ist dies die Menschheit, die Rousseau entzückte? Ist dies die Freiheit, die den Römer schwellte? Ist dies der Krieg, das Ruhmesziel der Helden?

Bourienne. Nun so empfindsam, nachdem du mich erst höchst pedantisch belehrt hast, wie leicht du mit ein paar Kanonenschüssen dies Schloß hättest verteidigen können? Doch sieh, da kommen die Sieger. Behangen mit den Fetzen des zerschlissenen Königsprunks, taumelt da die neue

Majestät des Volkes einher. Dich ekelt? Du fliehst? Warte doch auf mich!

(Beide ab. Das Volk kommt zurück mit Beutestücken.)

Ein Sanskülotte. Wer hilft mir diesen Schinken tranchieren? Hab' ihn teuer erobert. Ein Küchenjung wollt' ihn mir wehren. Ich warf ihn zuerst in den Wasserkessel, und da er noch keine Ruhe gab, ins Feuer.

Zweiter. O weh, die Küche ist schon ausgeplündert. Was zu tun? Laßt uns einige feiste Schweizer braten! Von heut an ist alles erlaubt.

Dritter. Feuer zum Braten werden wir bald genug haben. Dort drüben haben sie schon das Schloß angezündet. Wir werden gleich selber geräuchert werden.

Vierter. Platz da! Schlagt mir nicht auch noch dies Faß ein! Zehntausend Flaschen haben die Dummköpfe schon zerbrochen. Kein Becher da? Ei, ich leg mich gleich unters Spundloch. Freunde, wenn ich genug betrunken bin, dreht wieder zu!

Robespierre. Freut euch, Bürger! Soeben hat die Nationalversammlung, gedrängt von den Forderungen des souveränen Volkes, die Absetzung des Königs ausgesprochen.

Marat. Tod dem König! Tod der Versammlung, wenn sie nicht seine Anklage, seine Verurteilung ausspricht! Tod allen Tyrannen! Tod dem Gesetz! Es lebe einzig und allein die Nation!

Danton. Dort liegt die gute Nation schon trunken von Freiheit unterm Faß. Bürger und Bürgerinnen, umtanzen wir sie mit dithyrambischen Triumphgesängen!

Chor (und Tanz).

Tanzen wir die Carmagnole!
Es lebe der Ton, der Donnerton,
Es lebe der Ton der Kanon'!

Zerbrecht die Kerker im Saus!
Die Fackel ins Königshaus!
Krieg den Palästen hienieden,
Den Hütten aber Frieden!
Tanzen wir die Carmagnole!
Es lebe der Ton, der Donnerton,
Es lebe der Ton der Kanon'!

7.

Paris, Hof eines Gefangenhauses.

September 1792.

(Nacht. Robespierre, Danton, Marat, Maillard, Desmoulins, Sansculotten.)

Robespierre. Und der Krieg rückt uns immer näher. Ganz Europa droht, dem Bund gegen uns beizutreten.

Danton. Longvy ist gefallen, Thionville umschlossen. Es mangelt an Waffen.

Marat. Nun so helfe, was helfen kann! Das Volk von Paris muß sich zuerst der Gegner im Innern entledigen, um sich dann auf die Feinde an der Grenze zu stürzen.

Desmoulins. Das ist geschehen. Die Kerker sind bereits überfüllt.

Marat. Wohlan, so laßt die Lärmkanone ertönen, die Sturmglocken von den Türmen heulen, die Trommeln die Straßen durchrasseln! Beamte zu Pferd sollen unter Trompetengeschmetter auf allen Plätzen verkünden, daß das Vaterland in Gefahr sei. Du, Maillard, der du einst die Weiber nach Versailles geführt, du bilde dir nun eine Schar von entschlossenen Burschen, die bereit sind, auf deinen Befehl alles zu tun. Begebt euch in die Gefängnisse und bemächtigt euch der Gefangenen!

Maillard. Es ist alles bereit. Da sind die Leute.

Marat. Nun denn, an die Arbeit! Wir müssen anderwärts zum rechten sehn. (Marat, Robespierre, Danton und Desmoulins ab.)

Maillard. Also kommt heran, meine Gesellen! Seht, dort drinnen im Kerker sind unsere Feinde. Da, nehmt die Säbel und Piken und macht diese Ungeheuer nieder! Bildet draußen vor dem Tor zwei Reihen und laßt sie durch eure Mitte. Rings sollen die Bürger und Bürgerinnen zuschauen. Alles soll in Ordnung vor sich gehen. Alle Kostbarkeiten der Gerichteten sollen aufgehoben werden für die Kosten der Gerechtigkeit, die wir üben. Man wird euch schon ordentlich bezahlen. Seid edel, groß und hochherzig wie das große Amt, dessen ihr waltet! Möge jeder an diesem Tage würdig sein des Volks, dessen Allmacht euch übertragen ist.

Sanskülott. Sei ruhig und verlaß dich auf uns! Unser Zorn ist so rot wie unsre Mützen, Kravatten, Brusttücher und Leibbinden. Wir sind Fanatiker im Haß gegen den Fanatismus.

Maillard. Gut. Wir wollen zwölf Beisitzer wählen. Komm du, und du und du, und ihr da, im Namen des souveränen Volkes, seid meine Gehilfen im Richteramt! Um alle aufregenden Szenen zu verhindern und den Unglücklichen jeden Gedanken an Widerstand zu ersparen, will ich statt eines Todesurteils den Befehl geben, den Abgeurteilten in ein andres Gefängnis zu bringen. — Ei, da bringt man schon die Ersten. Das sind jene Schweizer; mit denen werden wir nicht viel Zeit verlieren. Wozu sie verhören! Sie sind ja ohnehin schuldig. Kein einziger darf entrinnen.

(Einige Schweizer werden gebracht.)

Ein Schweizer. Wir Schweizer haben als tapfre Männer dem Tod in offner Schlacht allzeit mutig entgegengesehen; aber wir haben ein

Grauen davor, von Mördern wie Vieh erschlagen zu werden.

Maillard. Es handelt sich jetzt nur darum, euch nach einem andern Gefängnis zu bringen. Nachher kann man ja sehen. Geht! Nun, will keiner der erste sein?

Schweizer. Brüder, ich versteh nur zu gut, was dieser Gang bedeutet. Aber wenn es denn sein muß, ich will euch voranschreiten wie mein Ahnherr Winkelried. Wo muß man hinausgehn? Platz da! Der Freiheit eine Gasse! (Die Schweizer treten durch das Tor ab nach dem Hintergrunde zu. Man hört draußen Geschrei und Getümmel. Indessen werden andere Gefangene vorgeführt.)

Maillard. Weiter! Man kümmere sich nicht um den Lärm da draußen! — Dies alles da sind Priester, die den Eid auf die Verfassung verweigert haben. Oder nicht? Ihr könnt es noch immer nachholen. Wollt ihr?

Ein Priester. Nein. Wir sind euren Gesetzen gehorsam, die ausgenommen, die unsere Religion und unser Gewissen verletzen.

Maillard. Dann seid ihr schlechte Bürger, die wir nicht brauchen können.

Der Priester. Wir sind bereit. Vor dem Altar der Abteikirche haben wir uns gegenseitig die Lossprechung erteilt und gehen zum Tod, uns der unendlichen Güte Gottes empfehlend.

Maillard. Das sind verstockte Leute. Nach Laforce mit ihnen! — Sie gehn so heiter zum Tod, als ging es zur Hochzeit. — Weiter! — Das ist Montmorin, der ehemalige Minister, der so stolz vor unser Gericht tritt.

Montmorin (kommt). Ich bestreite Ihre Kompetenz und fordere vor den gesetzlichen Richter gestellt zu werden. Ich habe keine Schuld auf mir, als daß ich der Vertraute und Freund meines

Königs war. Präsident, da es Ihnen wohl gefällt, sich so zu nennen, ich hoffe, Sie werden mich bald den Beschimpfungen dieser Leute entziehen.

Maillard. Gut, da der Herr uns nicht anerkennt, so mag er weiter fahren. Der Wagen steht schon vor dem Tor.

Montmorin. So lassen Sie mir meine Uhr, mein Taschenbuch und die übrigen Sachen bringen!

Maillard. Man wird sie Ihnen nachschicken. Gehen Sie nur! — So, Schreiber, schreib ins Register: tot. Und du, Freund, geh hinaus und sieh nach, der Tote muß in seiner Tasche die Quittung Dantons haben über das Geld, das er vom König empfangen. Die Toten sind stumm. Warum hat er uns das Dokument verweigert! (Sombreuil und seine Tochter werden vorgeführt.) Ah, Herr von Sombreuil, der Gouverneur der Invaliden? Ihr seid angeklagt, hartnäckig die Revolution gehaßt, fanatisch auf die Gegenrevolution gewartet, Liebe zum König bewiesen zu haben. Man hat Briefe von euch gefunden, in denen ihr die Jakobiner ein gehässiges Ungeziefer nennt. Rechtfertigt euch!

Sombreuil. Mich rechtfertigen? Ich kann es nicht, nur Gott. Ja, ich bin schuldig, alle sind wir schuldig, und dies alles ist die Strafe unsrer frühern Sünden. Nicht um Gnade bitt' ich euch. Mein Geist wohnt schon in einer andern Welt. Ich bin längst auf den Tod gefaßt und versöhnt mit Gott. Als Mann, als Christ, als Philosoph sterb' ich mit Lust. Das ist es noch allein, was diese Welt von mir erwarten kann. Ich dank' euch für das Schicksal, dem ihr mich bestimmt. Ich wüßte mir nicht schönern Tod. Doch sterbend will ich Augen, Arme, Stimme zum Himmel heben, flehend ihn zu bitten, aus diesem Meer von Greueln eine neue reinere Welt zum Licht emporzusenden. Leb wohl,

geliebte Tochter, die so treu des greisen Vaters im Gefängnis pflegte! Hier scheidet sich mein Weg von deinem Weg.

Maillard. Sehr gut gesprochen. Fort denn nach Laforce!

Tochter. Mein Vater, nein, nie scheidet sich mein Weg von deinem. Laßt das Tor zum Tod sich öffnen, die Mörder drohen, Bajonette, Säbel und Äxte blitzen, ich will um dich ringen mit aller Macht, der ganzen Welt zum Trotz. Und wenn ich deine Mörder nicht erweiche, dich zu verschonen, will ich sie verhärten, mich mit dir auf der Stelle hinzuopfern.

Maillard. Mädchen, du sollst nicht glauben uns an Hochsinn zu übertreffen. Deine Schönheit, die Glut deiner Worte rührt auch die Herzen des Volks. Ein Ruf nach Gnade erhebt sich im Gemüt der fürchterlichen Gerechtigkeit. Die Säbel senken sich und man bewilligt dir das Leben des Vaters, wenn du dies Glas mit Wein so rot wie Aristokratenblut auf das Wohl des Volkes leerst.

Tochter. Gebt her! Dem Wohl des Volks galt allezeit mein und des Vaters Sinnen, galt die Sorge des Königs und der Kirche, wenn wir auch die Mittel übel wählten und verfehlten. Ob ihr die rechten Mittel findet, will ich nicht entscheiden. Gott und die Geschichte wird drob das Urteil sprechen. Doch in Einem bin ich von ganzem Herzen eins mit euch. Gebt her! Ich leere dieses Glas voll Weins von ganzer Seele auf das Wohl des Volkes! Aristokratenblut und Volksblut sind eins. Das Volk, mein teures Volk, es lebe!

Alle. Es lebe das Volk!

Maillard. Es lebe die Nation! — Bürger, Sie sind frei. Umarmen Sie mich, empfangen Sie den Bruderkuß! Alle Hüte herunter, Freunde, und auf die Spitzen der Piken und Säbel, dem

Heldenmut und der Schönheit zu Ehren! Tragt die beiden auf euren Schultern in ihre Wohnung! Sie sind vor Aufregung halb tot. Und daß sie draußen nicht schaudern beim Anblick des Blutes! Das Blut der Verräter ist für die Augen dessen, der sein Vaterland liebt, der reizvollste Anblick. — Was willst du, Gesell?

Sanskülotte. Bürger Präsident, du siehst uns mit aufgestülpten Hemdärmeln, mit blutdampfenden Säbeln von der Arbeit kommen. Wir erbitten uns für die braven Waffenbrüder, welche die Aristokraten niedersäbeln, ihre Schuhe. Unsre tapfren Brüder sind barfuß und sollen morgen an die Grenze abrücken.

Maillard. Nichts ist billiger als das. Was gibt es noch?

Zweiter Sanskülotte. Unsere tapfren Brüder, die im Hof arbeiten, sind schon müde; ihre Lippen sind trocken; sie bitten um Wein.

Maillard. Hier die Vollmacht zu vierundzwanzig Krügen. — Ei, Manuel, woher?

Manuel (kommt). Die Kommune läßt euch fragen, ob ihr Hilfe braucht.

Maillard. Nicht nötig. Hier ging alles gut ab. Und bei euch?

Manuel. Ich komme von Laforce; dort haben wir die Prinzessin Lamballe gerichtet, die Freundin der Königin.

Maillard. Ich dachte, der Herzog von Penthièvre hat dir hunderttausend Franks für die Rettung seiner Schwiegertochter geboten?

Manuel. Ja, aber ihr Schwager, der Herzog von Orleans hat ebensoviel geboten, wenn wir sie ihm aus dem Weg schaffen. Er macht eine gute Erbschaft. So hat man sie denn als Mitverschworene des Hofes verurteilt und das Volk hat das Urteil vollzogen. Ihr schöner Leib war ein

leckeres Schlachtopfer für unsre braven Gesellen. Ein gefühlvoller Mithelfer hat ihr Herzchen aufgefressen. Man hat dann das Haupt auf eine Pike gesteckt und zuerst zum Herzog von Orleans gebracht, der mit seiner neuen Geliebten an der Tafel saß, dann zum Temple, es dem König zu zeigen. Er mag daran sein eignes Schicksal ersehen.

Maillard. Nichts in der Welt schafft solche Verlegenheit wie so eine königliche Familie und ihr Schweif. Es ist einmal Zeit, dies ganze Gesindel wegzuschaffen, so daß es uns in Zukunft nicht mehr schaden kann. Gestern sah ich das Weib des Capet. Ihr Hochmut hat sich endlich gebeugt. Ich sah sie in der Tat weinen. — Aber gehen wir! Hier ist nichts mehr zu tun. Es gibt noch anderes Wild. Ich will nur rasch diese Leute da erst ablohnen. — So, da habt ihr!

Ein Sanskülotte. Warum bekomme ich nichts? Ich hab doch auch mehrere Priester umgebracht.

Maillard. Ich kenne dich nicht; du gehörst nicht zur Bande. Wer hat dich angestellt?

Sanskülotte. Ich gehöre zum souveränen Volk.

Maillard. So? Nun, dann ist ja alles in der Ordnung. Dann bezahle du selber dich selber!

8.

Deutsches Lager bei Valmy.

29. September 1792.

(Soldaten. An der Seite ein Wegweiser „Nach Paris". Ferner Kanonendonner.)

Soldatenchor.

Es ist nichts lustigers auf der Welt
Und auch nichts so geschwind,

Als die Soldaten in dem Feld,
Wenn sie im Kampfe sind.
Wanns blitzt und kracht dem Donner gleich,
So schießen sie ganz toll.
Wanns Blut von ihren Köpfen läuft,
Sind sie Kurasche voll.
Wenn gleich mein treuer Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Wir Helden fragen nicht darnach,
Sind auch dazu bereit.
Der Leib verweset in der Gruft,
Der Rock bleibt in der Welt;
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins schöne Himmelszelt.

Ein Soldat.

Wie könnt ihr denn noch lustig sein,
Noch singen und euch heiser schrein,
Wenn es so schlecht ergeht,
Erbärmlich um uns steht?
Wie sind wir ausmarschiert!
Wie sind wir strapaziert!
Das hält kein Mensch mehr aus.
Ach wären wir zu Haus!

Zweiter Soldat.

Bis Koblenz an dem Rhein
Mochts noch so ziemlich sein.
Doch was uns dann begegnet,
Wie's Tag und Nacht geregnet,
Dabei verschimmelt Brot,
Das weiß der liebe Gott!

Dritter.

Kein Berg für uns zu hoch,
Zu tief kein Morastloch,
Wir mußten es passieren,
Oft hungrig ausmarschieren,

Und ziehen spät und früh
Noch ärger als das Vieh.

Erster.

Da hieß es: Habt brav Mut!
Frankreich macht alles gut.
Dort habt ihr euren Willen,
Könnt euern Beutel füllen
Und baden euch in Wein!
Doch all das darf nicht sein.

Zweiter.

Frankreich, du edles Land,
Nun bist du uns bekannt.
Wollt' dich, da wir dich kennen,
Das wahre Elend nennen.

Dritter.

Beim Bauer hatten wir
Ein herrliches Quartier:
Kein Holz, kein Salz, kein Feuer,
Das Zugemüs ist teuer.
Wenn Gott kein Wunder tut,
So gehn wir all kaput.

Rummelpuff. Tausend noch einmal! Das ist mir selbst bei Roßbach und im ganzen siebenjährigen Krieg nicht passiert. Wißt nur, ihr Kameraden, wie es dort heiß war, und ich bin gestanden! Die Kugeln pfiffen links und rechts, und ich bin gestanden. Die Kameraden fielen vorn und hinter mir, und ich bin gestanden. Alles war tot, ich bin gestanden. Der Friede wurde unterzeichnet, und ich bin gestanden.

Marketenderin. Nun so nehmen Sie Platz! Sie werden müde sein. Sieben Jahr in einem fort gestanden!

Rummelpuff. A propos, was ich vergessen habe zu bemerken. Die Bataille von Roß-

bach hat von mir den Namen, weil ich damals mit meinem Roß in einen Bach gefallen bin. Fragen Sie nur den Herzog von Braunschweig, unsern Generalissimus! Der war auch schon damals dabei.

Soldat. Und wenn wirs doch nicht glauben?

Rummelpuff. Was, nicht glauben? Ha, mir soll keiner trauen! Bei Roßbach hab ich auch einen ähnlichen Kerl ermordet, der war aber schon früher tot gewesen.

Marketenderin. Ei, mit einer solchen Tapferkeit hätten Sie gewiß gestern die Batterien der Franzosen gestürmt.

Rummelpuff. Freilich, wenn man mich nur gelassen hätte! Einmal im siebenjährigen Krieg sagt der General an einem heißen Sommertag: Kinder, sagt er, die Batterie auf der felsigen Anhöhe tut uns großen Schaden. Ihr müßt hinauf, die Höhe stürmen. Freilich feuern sie auf uns wie aus dem Höllenpfuhl, aber es muß sein. — Totenblaß waren da alle Gesichter.

Marketenderin. Das Ihrige auch?

Rummelpuff. Nein, das blieb rot. — Ist keiner, schrie er, sind keine Freiwilligen da? — Grabesstille herrschte durch alle Reihen. — Da trat ich allein hervor.

Marketenderin. Großer Gott!

Rummelpuff. Ich allein, sagte ich, Euer Exzellenz, ich allein nehme die Batterie.

Marketenderin. Himmel, welche Kühnheit!

Rummelpuff. Rummelpuff, es sind sechzehn Kanonen! sagte die Exzellenz. — Meinetwegen hundert, antwortete ich. Für mein Vaterland ist mir nichts zu viel.

Marketenderin. Ach, ich sehe Sie schon stürzen.

Rummelpuff. Noch nicht. Wie ein Rasender sprenge ich mit meinem Pferd aus der Reihe, drücke so den Sturmhut ins Auge, setze die Sporen ein und sprenge geradezu zwischen die vierte und fünfte Schußlinie mitten hinein. Pum! knallte es rechts. Pum! links. Mein Pferd bäumte sich. Ich mit dem Säbel in der Hand nur vorwärts.

Marketenderin. Ich sinke in die Erde.

Rummelpuff. Noch nicht! — Zurück! schrien die Kunststabler. Tollkühner, hier schießt man nicht mit Kirschenkernen! — Alles eins! donnerte ich und ritt mit einem Hurrah immer rascher gegen die felsigen Anhöhen.

Marketenderin. Ach kehren Sie doch um! Sie sind gewiß verloren.

Rummelpuff. Noch nicht. Schon war ich ganz nahe, da fielen die Kugeln dichter, doch schlug sie mein Sarrasch mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit wie Fliegen aus meiner Nähe. Pum, pum, pum! hieß es jetzt. Pum!

Marketenderin. Gott, ich sterbe vor Angst.

Rummelpuff. Noch nicht. Pum, pum! in mein Pferd hinein. Im Sattel waren sechzehn Kartätschen. Ich spornte wie ein Höllenhund, von vorn und von rückwärts mit Blut und Staub bedeckt, auf die Batterie hinauf. Da sank mein Streithengst, ich herab und riß dem hintersten Kanonier die Lunte aus der Hand, warf sie ins Pulverfaß, und wir alle flogen in die Luft.

Marketenderin. Gerechter Himmel! Meine Ahnung! Sie waren tot?

Rummelpuff. Noch nicht. Doch von diesem Augenblick wußte ich nichts mehr von mir. Erst in acht Tagen erwachte ich und blickte auf. Da hatte mich die Gewalt des Pulvers eine halbe

Meile hinter unsre Armee zur Bagage hingetragen. Die sechzehn Kanonen lagen mir im Arm.

Marketenderin. Schöpfer, ich danke dir! Mein Liebling ist gerettet.

Rummelpuff. Schöne Seele, zum Danke für ihr Mitgefühl könnt ich Sie heiraten.

Marketenderin. Haha, heiraten? Ich heirate nicht mehr. Witwe bin ich, was brauch ich mehr? Meinen Beruf hab ich erfüllt, Gott sei Dank. Ich bin eines der seltsamsten Frauenzimmer in ganz Europa, wie Sie mich da anschauen. Das können Sie glauben. Ich bin sozusagen ein Wundertier, bin Mädchen, Frau und Witwe in einer Person, und war Mann und Soldat. Als ich ein Kind von neunzehn Jahren war, lernte ich meinen gottseligen Mann kennen. Er war Stabstrompeter. Wenn er zur Attacke geblasen hat, haben sich die Bäume gebogen und zugehört. Ihn zu sehen und ihn zu hören, und mein Herz war weg. Wir wurden verbunden. Es war gerade damals der Türkenkrieg. Der Befehl kommt, alles muß aufsitzen, mein Mann auch. Wir waren noch nicht einmal bei der Hochzeitssuppe, war mein Mann schon im Feld. Gerechter Himmel, was ist das? schrie ich. Wer mich aber nicht gehört hat, war mein Mann. Er blast mir noch einmal „Bhüt dich Gott, mein tausigschöner Schatz" ins Gesicht und war für mich dahin. Denken Sie sich meine Lage: ein unschuldiges Geschopf, Frau, und wenn mans recht nimmt, nicht Frau, Witwe, und wenn mans recht nimmt, nicht Witwe, Mädchen, und wenn mans recht nimmt, nicht Mädchen. Ich hab mir die Augen ausgeweint. Aber alles war fruchtlos. Auf einmal kommt ein schwarzpetschierter Brief de dato Belgrad 1786 mit den Worten: „Lucrezia, troste dich! Wenzeslaus Stanislaus Ladislaus Hauswürzel — so hat er geheißen, der Gottselige —

ist nicht mehr. Ein Türk hat ihn zusammengehauen. Einstens blast er die Posaune zum Weltgericht. Lucrezia, wimmere nicht! — Um nicht mehr von Männern angefochten zu werden, versteckte ich meinen zarten Leib in eine rauhe Männerkleidung und wurde Husar bei Löwenstein-Kürassier, wenn Ihnen das Dragonerregiment bekannt ist.

Rummelpuff. Das glaub ich; es ist von der Kavallerie zu Pferd.

Marketenderin. So habe ich, Lucrezia Hauswürzel, geborne Zausig, dem männlichen Geschlechte Hohn gesprochen, und bin selbst Mann geworden. Ich zog gegen die Sarazenen und rächte meinen Gemahl. Ich habs zum Korporal gebracht, wie Sie mich da anschauen. Es wurde Friede, ich kehrte mit Lorbeern bedeckt zurück, lebte von dieser Stunde in Ruhe und übergab mich wieder dem weiblichen Geschlechte, das einstens so stolz auf mich sein wird wie auf die Jungfrau von Orleans.

(Die Soldaten ziehen sich zurück. Es kommt der König von Preußen, der Herzog von Braunschweig, der Herzog von Weimar, Goethe, Gefolge.)

König von Preußen. Noch keine Nachricht von Dumouriez?

Braunschweig. Er scheint unsere Abgeordneten absichtlich zurückzuhalten.

Preußen. Unsere Stellung wird immer schlechter, die seine immer besser. Es mangelt an allem. Keine Möglichkeit einer Zufuhr! Wenn der Feind wollte, er könnte uns vernichten.

Braunschweig. O mein König, Dumouriez ist zu klug, es zu tun. Er braucht uns den Jakobinern gegenüber viel notwendiger, als uns der König von Frankreich in seinem Gefängnis braucht.

Preußen. Wir sind dennoch in der unbehaglichsten Lage. Ziehen wir voran, gewinnen wir Siege, so reizen wir zum Mord des gefangenen Königs. Ziehen wir zurück, so bedecken wir uns selbst mit Schmach und verbessern doch nicht das Schicksal der unglücklichen Königsfamilie. Was sagen Sie dazu, Herzog von Weimar?

Weimar. Die Truppen murren über die Führung und begreifen nicht unsere Haltung.

Preußen. Wir dürfen noch nichts verraten. Die Nachwelt muß uns rechtfertigen. — Daß keine Nachricht kommt!

Braunschweig (zum Herzog von Weimar). Wen haben Sie da in Ihrer Suite? Er dünkt mich bekannt.

Weimar. Es ist mein Staatsminister, Herr von Goethe, ein durchaus vertrauenswürdiger Mann von aufgeklärter Anschauung.

Braunschweig. Ich weiß, ich erinnere mich. (Zu Goethe.) Seien Sie hier gegrüßt! Es tut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage bei uns sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden. Ich weiß, daß viele eine Art Furienwut ergriffen hat, über die Heerführer zu fluchen.

Goethe. Wir sind alle überzeugt, Durchlaucht, daß Ihnen nichts abgehen kann, uns und die gute Sache zu retten.

Braunschweig. Ich habe bei des Königs Tafel von Ihrem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer gehört. Sie wollten, sagte man, das Kanonenfieber studieren. Man wunderte sich nicht darüber, weil gar nicht zu berechnen sei, was man von

einem seltsamen Menschen zu erwarten habe. Sie haben ja, wenn ich nicht irre, sogar gedichtet?

Goethe. In früheren Jahren, Durchlaucht. Das heißt, nicht ich machte Gedichte, sondern sie machten mich. Aber heute kann der Dichter, wie jener Epimenides von Kreta, schlafen gehn und das Dichten der Weltgeschichte überlassen. Denn mit welcher Reihe von Tragödien sehen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Braunschweig. Haben nicht die Dichter all dies mitverschuldet? Voltaire und andere haben wirklich die alten Bande der Menschheit aufgelöst. Und haben nicht darum die jetzigen Machthaber in Paris einen Klopstock und Schiller zu Bürgern der französischen Republik ernannt?

Weimar. Die Franzosen erwidern damit unsere Rachedrohungen im umgekehrten Sinn und handeln nicht unpolitisch.

Braunschweig. Es ist demütigend genug für uns. Wenn Sie, Herr Minister Goethe, einmal etwas darüber publizieren, so teilen Sie das Unerfreuliche nur gemäßigt ihren Lesern mit!

Weimar. Was wird er uns aber jetzt zum Troste geben?

Goethe. Das, was einst der Graf von Soissons im Heer des heiligen Ludwig im Orient zum Ritter Joinville sprach: Laßt die Hunde nur bellen! Bei Gottes Thron, von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen! — So will auch ich den Deutschen raten, das Unerfreuliche männlich zu erdulden. Ich selber werde nach diesen ausgestandenen Kriegsnöten alle Not daheim mäßiger finden. Ich werde nicht mehr klagen über den meine freie Aussicht beschränkenden Nachbarsgiebel, nicht mehr uber Langeweile und Mißbehagen im deutschen Theater, wo man doch

Gott danken kann, unter Dach zu ſein, was auch auf der Bühne vorgehe.

Weimar. Wer nur überhaupt wüßte, was hier vorgeht!

Goethe. Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte an, und wir können ſagen, wir ſeien dabei geweſen. (Indeſſen kommt der König von Preußen mit einem franzöſiſchen Offizier zu den Redenden.)

Preußen. Ein Unterhändler vom franzöſiſchen Heer iſt mit unſern Abgeſandten gekommen. Was bringen Sie?

Franzoſe. General Dumouriez entbeut dem König Preußens dienſtwillige Ergebenheit. Er fühlt ſich gleichen Sinns mit ihm; gleiche Abſicht leitet auch ihn, den König zu befreien und wieder Ordnung in Paris zu ſchaffen. Drum ſage ſich der König los von dem Bund, der ihm mehr Schaden bringt als Frankreichs Feindſchaft, ſchließe mit uns Frieden, erſtatte uns die Feſtungen zurück, die er erobert. Dafür verſpricht der General, den Rückzug nicht zu ſtören, der ſonſt das ganze Heer vernichten müßte.

Preußen. Der Vorſchlag iſt wohl wert, bedacht zu werden; nur ſoll dabei unangetaſtet bleiben die Bundestreue gegen Öſterreich. Doch kommt, daß ich mit Euch das weitere berate, was in ſolchem Fall zu tun. — Und müſſen wir auch heut den Ruhmespfad hin nach Paris vermeiden, eine beſſre Gelegenheit wird mit der Zeit ſich finden, da wir nach überwundenen Gefahrden den nun begonnenen Weg vollenden werden. Dann erſt wird auch die neue Zeit vollendet ſein und deutſches Blut iſt nicht vergebens gefloſſen.

9.

Im alten Tempelherrenschloß zu Paris.

Januar 1793.

(Der gefangene König Ludwig sitzt mit seinem jungen Sohn, dem Dauphin, an einem Tisch, der mit Büchern und Papieren bedeckt ist. Abend.)

Dauphin. Warum, mein Vater, sind die Mauern dieses Schloßturms, in dem wir nun wohnen, gar so viel dicker als in den Tuilerien?

König. Er stammt aus alter Zeit, wo man sich gegen böse Menschen besser vorsah.

Dauphin. Haben es die Könige von Frankreich gebaut?

König. Nein, ein Orden von edeln Rittern, die es sich zur Pflicht machten, die Pilger nach dem heiligen Lande zu geleiten, zu beschützen und jene Stätte aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien.

Dauphin. Und ist ihnen dies gelungen?

König. Nein. Gott hat es nicht gewollt.

Dauphin. Wie kann denn Gott so etwas nicht wollen, da es doch zu seinem Vorteil ist?

König. Die Lässigkeit der Menschen war daran schuld.

Dauphin. Wo sind denn diese Ordensritter? Wie sehen sie aus? Hab' ich sie schon gesehn?

König. Sie hatten einen weißen Mantel mit achteckigem, rotem Kreuz darauf. Aber du hast keinen mehr gesehn. Der Orden ist längst aufgehoben worden.

Dauphin. Von wem konnte denn ein so guter Orden aufgehoben werden?

König. Er wurde auf Andringen des französischen Königs aufgehoben.

Dauphin. Und warum?

König. Man beschuldigte die Ritter großer Verbrechen.

Dauphin. Waren sie auch wirklich schuldig?

König. Die meisten Verbrechen, deren sie angeklagt wurden, sind so gräßlich, daß man kaum an die Wahrheit glauben kann.

Dauphin. Und warum haben die guten Ritter nicht ihre Unschuld erklärt?

König. Die Furcht vor den Schmerzen der Folter erpreßte ihnen manche Geständnisse, die sie aber vor ihrem Tod feierlich widerriefen.

Dauphin. Und dennoch strafte man sie?

König. Man strafte sie um so härter, wenn sie ihre Aussage zurücknahmen. Sie wurden verbrannt.

Dauphin. O schaudervoll! Entsetzlich! Vater, das macht mich furchtbar traurig. Hatten denn die Leute Grund, sie zu hassen?

König. Man war eifersüchtig auf ihre Macht und auf ihren Reichtum.

Dauphin. Wer war so eifersüchtig?

König. Der König selber, mit ihm die Bürger.

Dauphin. Das war nicht schön von ihnen. Aber wie konnte Gott solche Ungerechtigkeit dulden?

König. Gott straft alles, mein Sohn. Seine Gerechtigkeit ist allein unsträflich. Die Tempelritter hatten wohl nicht die Schuld, die man ihnen andichtete. Aber Gott mag über sie gezürnt haben, weil sie das heilige Land nicht besser verteidigten, sondern sich auf ihren reichen Gütern einem unwürdigen Wohlleben ergaben.

Dauphin. Und was geschah dann mit diesen reichen Gütern?

König. Sie kamen entweder gleich oder im Lauf der Zeiten in die Hand des Königs.

Dauphin. Da hat wohl der König ihre Aufgabe übernommen und den heiligen Kampf fortgesetzt?

König. Er hat es nicht getan.

Dauphin. Und keiner sonst?

König. Keiner, bis die Türken endlich selbst ins Land der Christen einfielen und vieles davon eroberten. Sie kamen sogar zweimal bis vor Wien, der Stadt, aus der deine Mutter stammt.

Dauphin. Gewiß hat da der König von Frankreich geholfen, sie zu vertreiben?

König. Nein, er war selbst ein geheimer Verbündeter der Türken. Es war das damals so notwendig aus Gründen der Politik.

Dauphin. Mein Vater, werde ich einmal König werden?

König. Wenn Gott will, ja.

Dauphin. Dann weiß ich, was ich tue.

König. Was denn, mein Kleiner?

Dauphin. Ich werde den Papst bitten, jenen Ritterorden wieder zu erneuern. Ich werde ihm alle die entrissenen Güter zurückgeben. Dann werde ich ihn gegen die Türken führen. Ich werde alles Christenland, das sie erobert haben, befreien und das heilige Land dazu.

König. Dein Vorsatz ist edel. Du willst, was alle Könige vor dir hätten wollen sollen. Aber laß dir zur Entschuldigung deiner Ahnen gesagt sein: die Könige werden wie die hohen Bäume vom Wind bewegt und oft vom Sturm gepeitscht.

Dauphin. Mein Vater, willst du nicht jetzt die Lehrstunde der Geschichte fortsetzen?

König. Nein, mein Kind, du selbst hast mir eine gegeben.

(Malesherbes kommt mit dem Kammerdiener).

Malesherbes. Mein König! (Er fällt ihm ergriffen zu Füßen.)

König. Sieh da, Malesherbes, mein tapfrer Verteidiger! Was bringen Sie? — Ach, ich verstehe. (Auf seinen Wink führt der Diener den Prinzen hinaus.)

Ihr Schweigen, Ihre Tränen sagen mir alles. Mein Prozeß ist zu Ende. Ich bin verurteilt. Meine Feinde wollen mich schwachen und bescheidenen Mann berühmt machen. Ich bedarf des Unglücks, um etwas zu gelten, und man läßt es mir, Gott sei Dank, nicht daran mangeln. Nun, haben auch Sie Dank für Ihre Aufopferung; sie war um so edelmütiger, als Sie selber dadurch Ihr Leben in Gefahr brachten und doch das meine nicht retten konnten.

Malesherbes. Es konnte für mich keine Gefahr geben, da ich der heiligsten der Pflichten folgte. Ich kannte Ihre reine Begeisterung für das Wohl des Volkes aus der Zeit, da ich Ihr Minister war. Damals war jedes Mannes Ehrgeiz auf dies Amt gerichtet; ich war Ihnen jetzt denselben Dienst schuldig, da es ein Amt ist, das viele für gefährlich ansehen. Auch gebot mir mein Gewissen, etwas von dem gut zu machen, was meine früheren Gesinnungen mitverschuldet haben mochten. Zu welch entsetzlichen Dingen hat die Verbreitung jener philosophischen Lehren geführt, die ich einst selber unterstützte! Ja, Sie haben wohl den Prozeß vor jenen heulenden Kannibalen verloren, ihn aber vor der Nachwelt gewonnen. Ihre Feinde haben durch ihre grausamen Maßregeln das Mitleid für den König stärker erweckt, als wir Verteidiger es durch die rührendsten Reden tun konnten. Ganz Frankreich ist für den König, aber es wird durch einige hundert Schreier, Wühler und Mörder in Schrecken gehalten. Man stimmte ab unter den Dolchen der Meuchler. Manchem, der zur Rednerbühne schritt, verwandelte sich das Wort aus Angst und Verwirrung in sein Gegenteil. Das Volk scheint wie versteinert dem Entsetzen zuzusehen.

(Der Vollziehungsrat des Konvents tritt ein mit dem Justizminister Garat.)

König. Wer kommt?

Garat. Ludwig Capet, der Nationalkonvent hat dem Vollziehungsrat aufgetragen, Ihnen seine Dekrete anzuzeigen. Der Sekretär des Rates wird sie Ihnen vorlesen.

Sekretär. „Dekret des Nationalkonvents vom 15. und 20. Januar 1793. Erstens. Der Nationalkonvent erklärt Ludwig Capet, letzten König der Franzosen, für schuldig des Verrats gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die öffentliche Sicherheit des Staates —"

König. Ich heiße nicht Capet und habe mich nie so genannt. Einer meiner Vorfahren hieß so. Ob ich der letzte König der Franzosen sei, das hat wohl nur die Geschichte zu bestimmen. Auf die Anklage bin ich nur deshalb eingegangen, um mein Volk von meiner Liebe und Unschuld zu überzeugen, nicht weil ich den Konvent als mein Gericht anerkannte. Meine Absichten waren rein, mein einziger Wunsch war das Glück des Volkes. Was ich tat, tat ich als unverletzlicher König, kraft des Gesetzes und kann dafür nur von Gott gerichtet werden.

Garat. Das Königtum selber war ein Verbrechen.

König. Dann wäre die Schuld auf Seite der Nation, die mir selber zuerst die Königswurde angeboten hat, und mich nun dafür bestrafen will, weil ich sie annahm.

Garat. Bürger Sekretär, lesen Sie weiter!

Sekretär. „Zweitens. Der Nationalkonvent beschließt, daß Ludwig Capet mit dem Tode bestraft werde."

König. Wenn Sie meinen Tod wollen, warum die Heuchelei des Gerichts? In der Zeit Cäsars war man schneller. Man opferte den Tyrannen im vollen Senat ohne andere Formlichkeit

als durch dreiundzwanzig Dolchstiche und ohne andres Gesetz als den Willen der Verschworenen.

Garat. Der Konvent hat mit diesem Urteil den Königen eine große Lehre, der Welt ein Beispiel gegeben. Die Freiheit hat uns alle frei und gleich gemacht.

König. Mag sein; aber hier im Kerker ist nicht der Ort, mich davon zu überzeugen. War ich es nicht, der die Nation zuerst zusammenrief, um ihr die Freiheit zu schenken? Aber ich weiß, ich muß schuldig sein, sonst wären Sie alle schuldig.

Garat. Ich bin nicht abgeschickt worden, dies anzuhören.

König. So hören Sie nur noch dies. Ich verlange, mich vorzubereiten, um vor Gott zu erscheinen. Ein Priester —

Garat. Dazu hat sich bereits Bürger Firmont selber angeboten; er ist im Vorgemach. — Lassen Sie ihn kommen! (Während der König Abschied von Malesherbes nimmt, bringt der Sekretär den Priester Firmont. Garat wendet sich halblaut zu ihm.) Sie können Ihre Pflicht bei Ludwig tun. Fürchten Sie nichts. Ich selber bin von meinem schrecklichen Auftrag erschüttert. In dem Mann ist etwas Übermenschliches. Ich erkenne es mit Neid, daß die Natur allein so viel Kraft nicht zu geben vermag.

Firmont. O Herr Minister!

Garat. Schweigen Sie, ich darf nichts weiter hören.

(Er geht mit dem Ausschuß ab.)

König. Ich habe das Verlangen gehabt, einen pflichttreuen Priester in meinen letzten Augenblicken um mich zu haben. Sie wollen mir diesen gefährlichen Dienst erweisen —

Firmont. Es ist meine Pflicht, nein, meine Sehnsucht. O verzeihen Sie, Sire, daß ich, der ich alle Regungen meiner Seele zu beherrschen gelernt

habe, meine Tränen nicht zurückhalten kann beim Anblick des Fürsten, der einst so gewaltig war und jetzt so unglücklich ist.

König. Stehen Sie auf! Nicht zu meinen Füßen! Ich gehöre vor Ihnen, dem Vertreter Gottes, auf die Kniee. Ich muß mich jetzt mit der großen Angelegenheit, ach, mit der einzig wichtigen beschäftigen. Ich nehme Gott zum Zeugen meiner Gedanken und erkläre Ihnen hier in seiner Gegenwart meine Gesinnungen und meinen letzten Willen. Meine Seele empfehle ich Gott, meinem Schöpfer. Ich bitte ihn, sie in seiner Gnade aufzunehmen und sie nicht nach Verdienst zu richten, wie er nach Verdienst meinen Leib gerichtet hat. Denn wenn ich mich auch all der Anklagen, die man auf mich gehäuft, für unschuldig erkläre, so erkenne ich mich doch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig. Gott hat mich an diese Stelle gesetzt, in seinem Namen die Verbrecher, die Empörer, die Friedensstörer zu bestrafen. Er gab mir dazu das Schwert und die Gerichtsbarkeit über Tod und Leben. Aus sträflicher Schwäche hab ich es nicht gebraucht und dadurch ganz Frankreich in blutige Tyrannei versenkt. Ich erkenne Gottes gerechtes Gericht über den König, der Gottes Gericht zu handhaben versäumt hat. Möge mir Frankreich das verzeihen, wie ich meinen Feinden verzeihe.

Firmont. Durch dies Bekenntnis und die schwere Buße, die Gott Euch auferlegt, durch die Geduld, mit der Ihr sie ertrugt, habt Ihr die Schuld gesühnt. Wohlan, o Sohn des heiligen Ludwig, steig du zum Himmel uns voran! — Doch wollen Sie nicht die Ihren nochmals sehen?

König. Ihr Anblick würde mich vom Weg ins Jenseits zurückreißen und ihr eignes Leid vermehren? — Sie kommen? Ach, wie werd' ich es ertragen!

(Marie Antoinette kommt mit Tochter und Sohn und mit der Prinzessin Elisabeth.)

Marie Antoinette. Mein Gatte, soll ich dich so wieder sehen, nur um für immer Abschied nehmen zu müssen! Kaum ertrugen wir's, als dich der Spruch der Richter von uns trennte, und nun soll unser Bund für immer aufs schmerzlichste zerschnitten werden? Nein, es ist nicht möglich, alles, was ich fühle und denke, hier in diesem Augenblick, umlauert von boshaften Horchern, dir zu sagen. Schweigen, Schluchzen möge für mich sprechen!

König. Ich weine, meine Liebe, nur aus Schmerz um euch, doch nicht aus Furcht vor meinem Tod. Ich bin gefaßt; so möge Gott euch trösten, nun da ihr mich verliert und so allein in dieser Welt verharren sollt! Mein Beispiel zeig' euch dieser Erde täuschende Größe als gefährliches Gut und richte euren Blick der Ewigkeit entgegen. Ich bitte dich, geliebte Gattin, die ich in mein Unglück mitgezogen, du mögest mir all das verzeihen, was du um meinetwillen dulden mußtest. Ich weiß es, du bist stärker, als ich war. Marien Theresiens Tochter hätte kühner dem Unheil wehren können, als ichs tat.

Marie Antoinette. Nein, teurer Gatte, nur mein Leichtsinn wurde dein, unser aller Unheil. Ich allein, ich sollte sterben!

König. Ein unaufhaltsames Geschick und Gottes gerechte Hand will, daß alle geschehenen Sünden gerächt seien, und daß wir alle in Ergebung empfangen, was allein uns läutern kann.

Marie Antoinette. Ach, welches Erbe gibst du deinem Sohn?

König. Wenn ihn das Unglück einst zum König macht, mög' er sich ganz dem Wohl des Volkes weihen und alle Rache, allen Haß vergessen. Möge ihm und meinen Brüdern alles, was ich litt und schuld war, daß ich's litt, zur Lehre sein. Du,

meine Tochter, und du, meine Schwester, ihr werdet es ihnen allzeit sagen.

Elisabeth. Ich will sie mahnen, ihren Groll zu zähmen.

Marie Therese. Ich will sie mahnen, Unrecht gut zu tun.

Elisabeth. Mein Bruder, immer werd' ich um dich weinen.

Marie Therese. O Vater, meine Tränen sind versiegt.

Marie Antoinette. Glücklich die Lieben, die uns vorausgegangen! Sie sehn den Untergang des Hauses nicht.

König. Verzweifle nicht! Gedenk an Gott!

Marie Antoinette. So oft ich zu ihm rufe, werd' ich doch immerdar dein Antlitz sehn.

König. Erhalte dich den Kindern und der Zukunft!

Marie Antoinette. Mein blutiges Ende seh ich schon voraus.

Dauphin. O laßt mich hin, daß ich zum Volke rede! Wenn es mich hört, wird es den Vater schonen.

König. Nein, geh, beruhige dich und deine Mutter!

Marie Antoinette. Ich bleib bei dir, bis dich die Mörder holen.

König. Nein, laß mich noch mit Gott und mir allein! Ich brauche Kraft und Sammlung in schwerster Stunde.

Elisabeth. Komm, Schwester; ihm ziemt Ruhe und Gebet. Auch uns laß auf den Knien liegend harren; so stehn wir ihm im Geiste besser bei.

Marie Antoinette. Wir gehn. Doch wenn du scheidest, rufe mich! (Sie gehen.)

König. O geht, es ist zu viel! — Ehrwürdiger Vater, nun führ du mich hinweg aus dieser Welt! Dir übergeb' ich mich, dem Boten Gottes.

Firmont. Sonst haben Sie der Welt nichts zu bestellen?

König. Sie werden bald zum Kaiser, meines Weibes Verwandten gehn und ihm für alles danken, was er, mich zu retten, tat, wenn es mir auch mehr zum Verderben gereichte. Ich weiß, daß Frankreich durch so viele Greuel die erste Stelle bald verlieren wird. Deutschland und Österreich, der Kaiserthron, wird von nun an noch höher als bisher zur Führerschaft Europas berufen sein. Doch was berühren mich der Erde Sorgen, da ich vor Gott zu treten nun bereit bin.

Firmont. So folgt mir, nun von Sünden frei, dem Schöpfer Euch schon hier im Sakrament zu einigen als Vorgefühl der Wonnen, die Euch im ewigen Lichte bald erblühen!

(Sie gehen ab. Morgendämmerung. Trommeln und kriegerische Musik aus der Ferne. Kommandorufe. Straßenlärm. Gerassel der Kanonen. Dann kommt Santerre, Roux, ein Munizipalbeamter und Gensdarmen.)

Santerre. Ist alles bereit? Jede Vorsichtsmaßregel getroffen?

Roux. Zehntausend stehn um die Burg. Der Hof angefüllt mit Bewaffneten. Kanonen auf allen öffentlichen Plätzen, die Kanoniere mit brennenden Lunten bereit. Die Straßen starren von Flinten.

Santerre. Allen Unzuverlässigen sei es verwehrt, an den Straßen und Fenstern zu stehn. Die Barrieren der Stadt bleiben geschlossen. Eine Armee ziehe vor dem Wagen her, neben und hinter ihm. Sechzig Trommler sollen die Spitze des Zugs bilden, um jeden Ruf nach Gnade zu ersticken. Wir müssen sicher gehn, indem wir durch den Fall

des Königs die Revolution besiegeln, auf daß sie nie mehr zurück kann. — Wo ist der König?

König (kommt). Ich hörte Sie kommen und eile, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen. Ich bin bereit. Lassen Sie uns gehn. — Wo ist der Schließer des Turms? Lieber Freund, ich war gestern auffahrend; gedenken Sie mirs nicht! Auch ich verzeihe Ihnen gern alles, was Sie mir antun mußten. Ah, alles ist längst vergessen! Ich fühlte mich nie froher, nie freier als heute. Dank sei dir, o Gott, der du mir im Tod die Kenntnis meiner selbst gibst! Nun erst läßt du mich mein Amt erfüllen. (Zu Firmont) Kommen Sie, mein treuer Freund! Führen Sie mich an Ihrer Hand zum Himmel!

10.

Kramladen des Bürgers Brutus in Paris.

23. Februar 1793.

(Brutus und sein Sohn Peter. Virginia, sein Weib, geht ab und zu.)

Brutus. So ist denn der Tyrann glücklich aus der Welt geschafft.

Peter. Der arme schwache Mann hat euch genug zu schaffen gemacht. Hätte man aus der Menge, die jenem Leichenzug eines Lebendigen beiwohnte, jeden einzelnen gefragt, ob dieser Mensch da sterben soll, vielleicht hätte nicht ein einziger mit Ja geantwortet. Alle vollführten, was keiner hätte vollführen wollen. Die Menge hinderte sich durch den gegenseitigen Druck, ihrer Rührung und ihrem Grauen nachzugeben.

Brutus. Schweig; diese Deklamationen sind ganz überflüssig, wo die Köpfmaschine gesprochen hat. Aber da kommen ja meine Freunde

aus dem Klub. Heil Marat! Dein Bild soll man bei Harmodius und Aristogiton aufstellen. Ein Gläschen gefällig? (Marat, Robespierre, Danton kommen und werden bedient.)

Marat. Danke. Ja, Robespierre, ich sag dir, das Volk erschien mir belebt von einer reinen Freude; es schien der Hinrichtung wie einem religiösen Fest anzuwohnen.

Robespierre. Der Konvent hat sich großartig in der Verurteilung zum Tode gezeigt. Wir landen endlich an der Insel der Freiheit und haben das Schiff verbrannt, das uns dahin gebracht hat.

Danton. O ewig denkwürdige Tat! Geschichtsschreiber, seid würdig der Epoche! Schreibt die Wahrheit, nur die Wahrheit! Nie war sie heiliger, nie war sie schöner.

Robespierre. Die Weisheit des Volkes hat endlich über alle seine Feinde gesiegt. Jene Tiger aber, die seinen allmächtigen Haß an Ketten legten, sahen endlich die Bestrafung des Tyrannen.

Marat. Dies Ungeheuer Capet hätte schon in der Wiege erstickt werden sollen. Sein Weib und seine Jungen leben noch. Ihr habt keine Ruhe, bis auch sie abgetan sind. Der kleine Fisch wird groß. Nehmt euch in Acht; die Freiheit hängt nur an einem Haar!

Danton. Allerdings. Wir sind in einer sehr kritischen Lage. Die Geschäfte stehen still, die Lebensmittel werden immer teurer. Not und Dürftigkeit nimmt überhand.

Virginia (kommt von der Tür). Hilf, Mann, helft, Bürger Marat und Robespierre! Ein neuer Aufstand ist ausgebrochen wegen der Hungersnot. Das Volk stürmt und plündert die Läden. Ach, unser Zucker und unser Kaffee! Männer der Nation,

geht diesem verirrten Haufen entgegen! Entwaffnet seinen Zorn durch das Feuer eurer Rede!

Danton. Sei ruhig, gutes Weibchen! Dantons Donnerstimme wird unter sie fahren. (Ab.)

Marat. Das will ich sehen. Ich bezweifle es. (Ab.)

Robespierre. Ich will mich hier nicht abnutzen, sondern meine Zeit abwarten. (Ab.)

Virginia. Schließ die Türladen, Peter! Brutus, schließ die Auslagfenster! Die eisernen Sperrstangen vor! Höre, wie sie schon toben!

Brutus. Dantons Donnerstimme überdonnert das Meer.

Virginia. Nein, das Meer scheint ihn verschlungen zu haben. Sie donnern schon an die Tür.

Brutus. Die Tür gibt nach und das Fenster auch. Da steigen sie schon herein.

Ein Sanskülotte (kommt mit andern). He, was ist das, Bürger Brutus? Was sperrst du dich so aristokratisch vor deinen Mitbürgern ab?

Brutus. Was wollt ihr?

Sanskülotte. Einkaufen. Zeig her, was du zu essen hast! Wir haben alle Hunger, seit wir die Republik haben.

Eine Frau. Platz da! Ich brauche auch was.

Brutus. Ihr sollt alle bedient werden. Das Pfund von dem da kostet 20 Sous, von dem 12 Sous. Wie viel wollt ihr?

Sanskülotte. Gib nur her; es kommt nicht darauf an.

Frau. So viel in meine Schürze geht; je mehr, desto besser!

Brutus. Aber wo ist das Geld? Seid so barmherzig und tragt hier nicht alles davon!

Sanskülotte. Geld gibts nicht mehr in der Republik. Platz da!

Virginia. Sie raufen ſich, ſchütten den Vorrat zu Boden, zerſtampfen ihn. Nun wird keiner was davon haben. O Konvent! O Kommune! Kommt einer Bürgerin zu Hilfe! Geſetzgeber und Führer des Volks, wo ſeid ihr?

Sanskülotte. Wir ſind das ſouveräne Volk. Wir brauchen keine Vertreter, wir regieren unſern Magen ſelber. (Die Menge entfernt ſich mit Getümmel.)

Virginia. Der ganze Ladentiſch zerſtört! Käſten und Kiſten zerbrochen, alles geleert und beſudelt! Brutus, du haſt dich höchſt ſchlapp erwieſen.

Brutus. Was ſollte ich tun? Mich umbringen laſſen?

Virginia. Nun können auch wir hungern.

Peter. Das iſt eben die Revolution. Man muß es nehmen, wie's kommt.

Virginia. Elender Knabe, ich will dich lehren! Hilf mir, Mann, den ſchadenfrohen Jungen zu züchtigen!

Peter. Friede, liebe Eltern! Ich weiß Euch einen vortrefflichen Rat. Folgen wir dieſen unſern edlen Mitbürgern, die uns eben ausgeplündert haben, und helfen wir ihnen auf gut republikaniſche und volksfreundliche Weiſe unſre Nachbarn ausplündern!

Brutus. Sohn, du haſt wahrlich recht. Kommt! Das können wir auch.

11.
Lager der Deutſchen in Belgien.
April 1793.

Ein Soldat (mit einem Blatt).

Ja, ſo ſtarb der gute König!
Frankreichs Ruhm ſtirbt mit dahin.
Sechzig Stimmen nur zu wenig!
Alles heulte: Tötet ihn!
Soll ſich da kein Stein erbarmen
Über den verwaiſten armen
Prinzen und die Königin?
Unter Mördern bangt ſie hin.

Ein zweiter Soldat.

Aber Brüder, hört nur an!
Täuſcht mich nicht ein froher Wahn,
Hör' ich Siegsfanfaren tönen,
Freudenruf, Kanonendröhnen.
Ja, da kommen unſre Brüder
Von der Schlacht als Sieger wieder.
Saget, ſagt, wie iſts ergangen?
Löſet unſer langes Bangen!

Rummelpuff (kommt).

Sieg! Der Schlacht von Neerwinden
Laßt uns Siegeskränze winden!
Endlich ſah auch Gott vom Himmel
Nieder auf das Erdgetümmel.
Vater Koburg lebe! Schreit
Alle laut! Es töne weit!
Hoch Erzherzog Karl! Sein Degen
Fürchtet keinen Kugelregen.
Dir aber, General Dumouriez,
Rufen wir nach: Ade, ade!
Er iſt geſchlagen in der Schlacht
Und ſeiner Macht garaus gemacht.

(Koburg, Erzherzog Karl und andere Generale kommen.)

Koburg. Dumouriez, der geschlagne Feldherr, wünscht mit uns zu unterhandeln? Wohl, er komme!

Dumouriez (kommt). Herzog von Koburg, wollen Sie mein offnes Wort vernehmen und nicht als Verrat mißdeuten? Ich komme als ein Zeuge des Gesetzes, das vom Schicksal allen Völkern und Führern auferlegt ist. Solange Frankreichs Sache heilig war, war ich ihr treu. Seit Habsucht und Gewalttat mit Schmach uns zeichnet, scheid' ich mich von ihr. Die Revolution wird zum Saturn, voll Gier, ihre eignen Kinder zu verschlingen. Die Freiheit selbst ward zum despotischen Götzen. Darum bin ich entschlossen, mit Ihrer Hilfe meine Heereskraft gegen Paris zu richten, den schurkischen Konvent zu sprengen, den Dauphin zum König ausrufen zu lassen, die Königin zu befreien. Die Republik, dies Gemisch von Roheit, Unsittlichkeit und Grausamkeit, kann länger nicht mehr bestehen. Verbrechen und Torheit rauben ihr allen Glanz.

Koburg. Wie dürfen wir Ihrer Gesinnung trauen? Sie waren der Urheber der Kriegserklärung, Sie haben bisher am heftigsten den Kampf gegen uns geschürt.

Dumouriez. Ich bleibe mir getreu. Die Freiheit verteidige ich jetzt wie einst. Ich streite wider die Tyrannei des Pöbels wie einst wider die Tyrannei des Hofes.

Erzherzog Karl. Und sind Sie Ihres Heeres noch sicher? Ihr Vorschlag schiene der Beachtung wert, wenn wir nicht andere Kunden hätten. Hören Sie selbst den Boten hier aus Ihrem Lager!
(Ein französischer Offizier wird herbeigeführt.)

Franzose. Mein General, das Heer, von Jakobinern empört, erklärt sich offen gegen Sie. Mit Mühe nur entrann ich selber ihrer Wut. Sie sind durch tausendfach verteilte Blätter des Hoch-

verrats beschuldigt. Die Armee ist des Gehorsams gegen Sie entbunden. Ihr Name ist geächtet, auf Ihren Kopf der höchste Preis gesetzt. Sie haben nur die wenigen Freunde, die ich mit mir bringe.

Dumouriez. O Guillotine, ja, du bist das große Triebrad des Bürgersinns! Mit so viel Blut knetet sie diesen Pöbel sich zur Masse. Doch nur getrost: ein größrer Bösewicht als jene Bande wird auch sie zertreten, kommt erst die Zeit. Ich aber will frei leben und frei sterben. Ich fordre weiter kein Asyl bei Ihnen; nach der freien Schweiz will ich mich begeben und dort die Blutsverwandten jener Treuen, die in der Verteidigung des Königs fielen, zum Rachezug für solchen Mord entflammen. (Ab.)

Koburg. Er trägt die Strafe für sein arges Verschulden mit sich. Wir aber, Freunde, wollen diesen Sieg benützen, Belgien wieder dem Vaterland gewinnen, darauf die Revolution im eignen Land bekriegen und beenden, so Gott will. Der Gott, der über Königen und Völkern so furchtbar richtet nach Gerechtigkeit, er mög' auch unserer Sache gnädig sein!

Soldatenchor.

Die Trommel wirbelt. Auf ins Feld!
Wem deutscher Mut die Brust beseelt,
Der zieh mit an den Rhein!
Wer Gott, Gesetz und Kaiser ehrt,
Der ist des deutschen Namens wert.
Nach Frankreich drum hinein!
Zu den Waffen, Brüder, allzugleich
Von Preußen und von Österreich,
Vom deutschen Volksgeschlecht!
Die Trommel wirbelt. Marsch! Es sei
Der treuen Bürger Feldgeschrei:
Mit Gott für Treu' und Recht!

12.

Vor Ajaccio auf Corsica.

Juli 1793.

(Kanonendonner in der Ferne. Französische Soldaten. Lucian Bonaparte von der einen Seite, Napoleon Bonaparte kommt von der andern.)

Lucian. Wo ist mein Bruder Napoleon? — Ich suche dich. Du mußt den unnützen Kampf abbrechen. Es ist umsonst; du kannst doch die Zitadelle von Ajaccio nicht bezwingen. Paoli verteidigt sie zu hartnäckig. Wir müssen Corsica verlassen. Die Wut des Volks gegen uns ist zu groß. Ein französisches Schiff ist in der Nähe; es wird uns aufnehmen und in Sicherheit bringen.

Napoleon. Wie, mein Bruder Lucian, ich sollte fliehn? Ich sollte meine militärische Laufbahn mit einem zweiten Mißerfolg abschließen?

Lucian. Die Erfolge beginnen, wenn man die Mißerfolge nicht scheut. Fortuna läßt sich ein, zwei und dreimal bitten. Sie ist kokett und spröde. Sieh, von der andern Seite wird zur Unterhandlung geblasen. Es nahen Leute. Ist das nicht Paoli selber, der da kommt?

Napoleon. Ja, aber was will er von mir? Wir sind für immer geschieden.

Paoli (kommt mit Begleitung) Sei gegrüßt, mein junger Freund, Napoleone, Sohn meines Carlo! Ich komme, dich nochmals zu mahnen, die Sache der Heimat nicht zu verraten. Ist dein Herz ohne Bewegung beim Anblick der Gegenden, welche die Schauplätze deiner Kinderspiele waren? Dies Land setzte auf dich seine Hoffnung, ehrte dich mit seinem Vertrauen. Mein Sohn, sagte es, verjage den Fremdling, der dir unter dem Scheine der Freiheit die Knechtschaft bringt!

Napoleon. Einst hab' ich auch so gedacht und gefühlt. Ich sah in dir den großen Mann Plutarchs, der seine Heimat liebt. Ich ward geboren, als mein Vaterland starb; ich wollte sterben, da mein Vaterland nicht leben konnte. Aber in dieser Erschütterung meines ganzen Wesens, wo ich alles sonst verlor, fand ich Eines, mich selbst. Wie der Blitz das finstre Gewölk, so zerriß die Ahnung einer großen Zukunft, die Hoffnung auf Unsterblichkeit meine melancholische Stimmung. Die Welt will Männer, die den Ruhm leidenschaftlich lieben und lieber heute sterben, um ewig im Andenken der Nachwelt zu leben.

Paoli. Als der Retter deines Vaterlands kannst du reiner im Andenken der Nachwelt leben. Dein Wahn wird dich verderben.

Napoleon. Ich muß die Gefahr laufen, vom Roß geschleudert zu werden, wenn ich es bändigen will. Du bist ein größerer Mann als ich; aber was hilft es dir und uns, da dir der große Schauplatz fehlt! Du bleibst nur ein Empörer gegen Frankreich.

Paoli. Mit mir ist die Begeisterung der Nation. Wenn auch dein Genius mit uns ist, o Napoleon, so wird Corsica ein neues Athen werden.

Napoleon. Vergebens. Du bist in Paris als Tyrann der Insel angeklagt, gerichtet, in die Acht erklärt.

Paoli. Ja, vom Konvent, von den Franzosen, von den Unterdrückern unserer Freiheit. Aber dich ächtet das Vaterland, gibt deinen Namen der Schmach, deine Seele der Reue preis.

Napoleon. Künftiger Ruhm wird diesen Schimpf auslöschen.

Paoli. Kein Ruhm kann des Mannes Gesinnungslosigkeit vergessen machen.

Napoleon. Gesinnungslos? Die neue Zeit hat die Menschenrechte proklamiert. Wohlan, ich mache davon Gebrauch. Heimat, Vaterland, Freiheit! all das ist nur des Menschen wegen da. Daß der Mensch dem Menschen gegenüber sich ruhmvoll auszeichne, das ist der Sinn der Weltgeschichte. Wir alle laufen wie Wettkämpfer nach diesem Ziel. Laß sehn, wer von uns allen die Palme erfaßt!

Paoli. Weh, du verkehrst die höchsten Symbole zu deinem und der Welt Unheil, o Napoleon! Ich fürchte, unsre Insel hat an dir ein Ungeheuer erzeugt, wie nur je eines Gäa dem Uranus gebar und Jupiter in den Tartarus stürzte zu den Titanen und Giganten. Ich bin zu Ende. Ich kann nichts anderes mehr für dich tun, als dich vom heiligen Boden der Heimat entweichen lassen. Geh! (Er geht ab.)

Lucian. Sieh, Bruder, nach der Stadt! Dort aus der Gegend unseres Stammhauses steigt das Feuer qualmend empor. Und da kommt fliehend unsre Mutter mit den kleinen Geschwistern. (Lätizia kommt.)

Napoleon. Getrost, meine Mutter! Das Haus unserer Väter brennt. Wir wollen uns neue, schönere bauen!

Lätizia. Arm und mit Schande bedeckt, werden wir vertrieben. Der Fluch des Landes folgt uns.

Napoleon. Armut und Schande werden wir mit Ruhm zudecken. Verliere nicht den Mut, o Mutter! Dieser Brand wird ganz Europa entzünden und deinen Söhnen zur Größe leuchten!

Lätizia. Ich zweifle nicht an dir, mein Sohn. Ich glaube an dich. Was ist mir alles andere auf der Welt! Ich habe meine Kinder, ich kann wie Niobe den Himmel herausfordern.

Lucian. Fort, hinweg! Das französische Schiff dort führt uns nach Toulon. Ein getreuer Fischer bringt uns zu ihm. Eilt! Von der Stadt her kommen schon rachebrüllend unsere Verfolger. Kommt! Eilt!

Napoleon. Komm, Mutter! Zu neuen, größeren Geschicken!

II.

Die Schreckensherrschaft.

Personen:

Drei Irrlichter. Fährmann. Chor der Rheintöchter. — Christus. Maria. Dionysius. Genovefa. Engelchor.

Herzog von Weimar. Goethe. Doktor Luz. Mainzer Bürger. Deutsche Soldaten.

Marie Antoinette. Dauphin Ludwig. Marie Thereſe. Elisabeth. Joſephine Beauharnais. Tereſa Cabarrus. Charlotte Corday. Simonne Frau Lenormand. Pächterin. Frau Dupleſſis. Näterin. Roſa Lacombe.

Robespierre. Danton. Marat. Callien. Daubigny. Camille Desmoulins. St. Juſt. Carnot. Barrère. Bourdon. Fouquier-Tinville. Foucault. Henriot. Adjutant. Die Girondiſten: Vergniaud, Briſſot, Ducos, Genſonné, Sillery, Fauchet, Laſource und andere. Duperret. Legendre. Chénier. Lavoiſier. Duclos. Napoleon Bonaparte. Dugommier. Barras. Junot. Marmont. Fouché. Hughes. Duroc. Toulan. Lepitre. Tiſon und andere Kerkermeiſter. Schließer. Momoro. Laloi. Anacharſis Cloots. Chaumette. Spion. Gensdarm. Bürger. Wachen.

Zwei Barden. Timieniac. Chouan. Bretonin. Ihr Sohn. Bretone.

Ort der Handlung: am Rheinufer, vor Mainz, vor Toulon, in und um Paris.

Zeit: Von Juli 1793 bis Juli 1794.

1.

Vorſpiel.

(Am Ufer des Rheins. Nacht. Mondſchein, Wellenblinken. Burgen und Ruinen auf den Bergen, Kirchtürme im Tal. Ein Fährmann ſchläft am Ufer. Man hört aus der Ferne drei Stimmen.)

Erste Stimme. Hol über!
Zweite Stimme. Hol über!
Dritte Stimme. Hol über! Hoiho!
Fährmann (erwacht). Wer weckt mich? Wer ruft mir? Wer poltert also?

Die Drei.

Drei selige Wesen, vom Himmel erkoren,
Im herrlichen Frankreich der Erde geboren,
Sie kommen, die harrende Welt zu erlosen
Von Lüge, von Knechtschaft, vom Falschen, vom Bösen.
Nun ziehn wir ins deutsche, ins römische Reich.
Empfangt uns, o Brüder, empfangt uns sogleich!

Fährmann.

Krieg wogt in den Landen. Ich darf euch nicht fahren,
Bevor ich nicht euere Namen erfahren.
Wie heißt ihr? Wer seid ihr? Gesteht allbereit!
Erste Stimme. Die Freiheit.
Zweite. Die Gleichheit!
Dritte. Die Brüderlichkeit!

Fährmann.

So herrlichen Wesen darf ich nicht verweilen.
Ich will, euch zu holen, mich sputen und eilen,
Ob Sturm auch die Wogen des Rheines erhebt,
Die Tiefen erdonnern, der Nachen erbebt.
(Er steigt in den Kahn und fährt über.)

Chor der Rheintöchter.
(Zu Gewitter und Sturm.)

Weh, des Rheines lautres Gold,
Lang bewahrt so treu und hold,
Einst geraubt, aufs neu errungen,
Hoch gepriesen und besungen,
Wird uns schmählich nun vermischt
Mit dem gleißend fahlen Gischt.
Rettet, Schwestern, eure Ehre,

Denn es nahn die Lumpenheere
Jener Ohnehosen! Ach,
Vater Rhein, wehr' unsrer Schmach!

(Indessen ist der Fährmann wieder zurückgefahren. Seinem Boot entsteigen drei Gestalten, in phantastische Lumpen gehüllt, die rote Jakobinermütze auf dem Kopf, Fackeln in den Händen. Sie werfen nun ihre Mäntel ab, die sie ganz verhüllt haben.)

Die Drei.

Wohlan, ihr Vaterlandeskinder,
Der Tag des Ruhms erwacht uns jetzt,
Da wir den eignen Brand nicht minder
Auf unsres Nachbars Dach gesetzt.

Fährmann.

Was sind das für Wesen? He, haltet doch stand!
Ihr reiset mit falschem Paß durch das Land.
Ihr wärt — nein, nimmermehr, bei meinem Eid! —
Die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit?
Das sind hohe Jungfraun wie Lilien und Rosen;
Ihr aber geht schamlos und frech ohne Hosen,
Heimtückisch, schwarzgallig, neidsüchtig, bocksbeinig,
Zerrissen, zerschlissen, durchaus fadenscheinig.
Ihr habt nicht die Fackeln des ewigen Lichts;
Irrlichter nur seid ihr und sonst weiter nichts,
Entsprungene Sträflinge, Köpfeabschneider,
Diebsfinger, Betrüger! So habt ihr mich leider
Auch selber betrogen zu üblem Gewinn.
Wer so sich verstellt, der hat Böses im Sinn

Erstes Irrlicht.

Überm Rheine sind wir schon,
Weichen nicht so bald davon,
Rufen unsern Bann hinaus
Über Burg und Hain und Haus.
Freiheit, Freiheit! ruf ich zu
Allen, die bisher in Ruh
Sich von Sitte, Recht und Zucht
Jagen ließen in die Flucht.

Frei von Glauben, frei von Gott,
Sag ich Hohn und Fluch und Spott
Jedem Lügenpfaffenwort.
Fort mit dem Geſetze, fort!
Um den dürren Freiheitsbaum
Tanzen wir im Taumeltraum.

Zweites Irrlicht.

Gleichheit, Gleichheit! ruf ich aus,
Künd' es Stadt und Land und Haus.
Gleich ſei Böſe ſowie Gut,
Gleich die Feigheit und der Mut,
Gleich die Faulheit und der Fleiß,
Gleich, der weiß und der nichts weiß,
Gleich, der nicht kann und der kann,
Gleich das Weib und gleich der Mann,
Gleich das Kind, der Junge, Alte!
Keiner diene, keiner ſchalte!

Drittes Irrlicht.

Brüderlichkeit, Bruderſchaft
Sei hinfort des Lebens Saft!
Bruder ſei, wer gleich mir denkt!
Wer nicht, wird geköpft, gehenkt,
Wird erſchoſſen auf ja und nein,
Wie den Bruder ſchlug der Kain.
Die nicht Brüder wollen ſein,
Deren Blut ſoll uns wie Wein
Fließen, bis auf aller Erde
Nur Ein Reich von Brüdern werde!

Fährmann.

Wie ſchrecklich verwandelt ſich in eurem Munde
Die ſelig erlöſende himmliſche Kunde!
Wie kehrt ihr die göttlichen Worte herum
In Fratzen, abſcheulich und greulich und dumm!

Alle drei.

Schweig! Je törichter es klingt,
Um ſo leichter doch gelingt

Unser Werk. Zur Beute fällt
Nur der Torheit alle Welt.

Fährmann.

Nein, das ist nicht wahr, denn dem Volke, dem wahren,
Liegt innig ein Sehnen zugrund nach dem Klaren,
Dem Guten und Schönen. Ich will es erwecken,
Ich will seine Helden, Schutzgeister und Recken
Zum Schutz anrufen, das Reich zu befreien
Von alle dem Volkstrug, den Irrlichteleien.

Alle drei.

Das ist schon zu spät. Im Schlaf
Liegt das Alte. Bannfluch traf
Alles, was noch retten kann.
Fort, nur fort, du alter Mann!
(Sie drängen ihn beiseite und entspringen.)

Fährmann.

Sie ringen mich, wehe, dahin in den Sand!
Sie eilen schon flüchtig hinein in das Land.
Ihr täuschender Schein überglänzt schon die Tale.
Das Dorf steht in Flammen. Das Irrlicht, das fahle,
Springt weiter von Hofe zu Hof. Es erfaßt
Die Burgen, die Städte, den Turm, den Palast.
Wen ruf ich zu Hilfe? Den Kaiser? Das Reich?
Ich fürchte, ohnmachtig zerfällt es dem Streich.
Ach, ruf' ich die Mächte der Unterwelt an?
Die Geister der Heimat in Bergen, im Tann?
Die Helden der Vorzeit, die treu uns umschweben,
Die liebend die Enkel in Nöten umgeben?
Beruf' ich des Volkes urinnerste Kraft,
Daß es sich erkenne, dem Schlummer entrafft?
Beruf' ich den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Daß all ihre Kraft jene Unkraft vertriebe?
O gib mir Erleuchtung, allmächtiger Gott!
Schon hör' ich der ehernen Heerscharen Trott.

Sie folgen dem Irrlicht, das schuf ihnen Bahn.
Ich muß davor fliehen, muß weichen dem Wahn.
Nun, lieber Erzvater, du uralter Rhein,
Mußt du eine Weile der Wacht ledig sein!

2.

Straße in Paris vor Marats Haus.

13. Juli 1793.

(Ein Girondist und ein Bürger.)

Girondist. Nein, Bürger, haltet mich nicht länger zurück! Ich kann Euch nicht weiter der Gefahr aussetzen, mit mir zugrunde zu gehn. Ich bin als Girondist geächtet und jeder, der mich bei sich verbirgt, ist des Todes schuldig.

Bürger. Man soll Euch nicht finden, und ich fürchte mich nicht.

Girondist. Man wird mich finden. Die Angeberei ist so schändlich geworden wie zur Zeit des Tiberius. Das Revolutionstribunal entfaltet eine so unheimliche Macht in diesen Zeiten der Freiheit, wie sie nie die spanische Inquisition oder der geheime Rat der Zehn in Venedig ausübte. In einem Monat werden mehr willkürliche Verhaftungen vollzogen, als unter der alten Regierung in einem Jahrhundert. Man hat eine Bastille des Königtums zerstört und hundert Bastillen der Republik geschaffen, die man mit unschuldigen Opfern anfüllt. Der Konvent opfert mehr Soldaten hin, als je Attila oder Tamerlan. Und wie der Perserkönig mit Peitschen, so droht man unsern Kriegern mit der Guillotine, die den Heeren nachgefahren wird.

Bürger. O edle Freiheit, zu dieser Entartung mußtest du gedeihen! O ihr edlen Vor-

kämpfer der glorreichen Revolution, so undankbar erzeigt sich euer Volk!

Girondist. Ja es ist wahr, die Revolution ist der Saturn, der seine Kinder verschlingt. So fiel Lafayette, so Dumouriez, so fallen nun auch wir. Das Schicksal ist gerecht. Nicht die Könige nehmen Rache für unsre Taten; unsre eignen Taten rächen sich selbst.

Bürger. Wohin werdet ihr Euch wenden?

Girondist. Dem Untergange zu. Ich weiß nicht, ob mich der Tod des Sokrates oder der des Cato erwartet.

Bürger. Flieht, flieht! Dort kommen Robespierre und Danton, die den grimmigen Marat aus dem Konvent nach Hause geleiten.

Girondist. In die Hölle! Dort hat er sein Haus. Fort von hier! (Beide eilig ab. Jene drei kommen. Marat läßt sich auf eine Bank vor seinem Hause nieder.)

Marat. Hier laßt mich noch einmal rasten, eh' ich das Haus betrete. Ach, ich bin sehr krank. Diese Revolution reibt mich auf.

Robespierre. Auch ich bin durch die vier Jahre der Revolution so erschöpft und vom Fieber verzehrt, daß ich nicht weiß, wie ich die Last weiter tragen soll.

Danton. Ei, Marat und Robespierre, warum bringen wir dann alle unsre Mitarbeiter um, wenn wir uns selber zu schwach fühlen, ihre Arbeit zu übernehmen?

Marat. Ach, ihr Franzosen seid eben armselige Revolutionspfuscher. Mein südliches Blut versteht das besser. Gebt mir zweihundert Napolitaner, mit Dolchen bewaffnet, um den linken Arm ein Tuch; ich will mit ihnen Frankreich durchziehen und die Revolution wirklich vollenden.

Danton. Ja aber die Leute sagen, so lang sie unter einem König waren, hatten sie nicht not

zu morden und zu plündern oder sich vor Mord und Plünderung zu fürchten.

Marat. Man muß daher alle in eine Klasse der Sanskülotten zusammenbringen und keinem so viel zu einer Hose lassen. Lebt wohl! Ich bin zu Hause. (Robespierre und Danton gehen fort, Marat in sein Haus, von Simonne empfangen. Charlotte Corday und Duperret kommen.)

Duperret. Die Briefe meines Freundes Barbaroux, der nun geächtet fern der Stadt verweilt, tragen mir höchste Sorgfalt für Sie auf, Bürgerin Charlotte Corday. Gerne hab' ich Ihnen darum alles gezeigt, was sie hier in Paris besehen wollten als Schwärmerin für unsre Republik. Dies hier ist Marats Wohnung. Aber, Beste, was denken Sie beim Wütenden zu suchen, ein Bild der Schönheit bei dem Bild des Hasses?

Charlotte. Ich will ihn zwingen, vom Haß zu lassen und länger nicht der Freiheit hehres Bild durch seine niedre Blutgier zu besudeln.

Duperret. Das ist kein Amt für Frauen, ist am mindesten ein Amt für Sie, die Maid wie Milch und Rosen.

Charlotte. Die Männer, scheint es, wurden feig und furchtsam; so ist es an den Frauen, sich zu bewähren. So steht geschrieben, daß in höchster Not auch Judith einst die Vaterstadt verließ, geschmückt mit engelhafter Reinheit, die der Herr ihr zum Geschenke gab, um also Israel zu befreien.

Duperret. Beim großen Gott! Judith ermordete den blutigen Dränger. Ihr werdet doch nicht gleiche Taten sinnen?

Charlotte. Erschreckt nicht, guter Freund! Seid ruhig! Geht still nach Haus! Ihr sollt mich nicht mehr sehen. Ich denke bald aus dieser blutigen Hölle zu entfliehn. Euch rat' ich gleiches, wenn Ihr

Euren Kopf liebt. — Ha, ist dies nicht Marat, der eben dort aus seinem Hause tritt?

Duperret. Er ist es, ja. Ich will ihn hier nicht sehen. (Ab.)

Charlotte (zu Marat, der aus dem Hause kommt). Bürger Marat, ein Mädchen aus dem Volk der Normandie wünscht dir ein Wort zu sagen.

Marat. Stör' mich nicht, Kind! Mich rufen wichtige Dinge!

Charlotte. Den „Freund des Volkes" rühmst du dich, du rühmst dich, dein Ohr steh' jedem, auch dem Kleinsten, offen.

Marat. Ganz recht. Was also gibt's? Hast du vielleicht geheime Girondisten anzugeben? Nur schnell! Die Namen! Den Ort! Ich schreibe gleich. Bis morgen hat sie der Henker beim Schopf.

Charlotte. Nein, Bürger Marat. Mich schickt zu dir die Freiheit und verlangt so Recht wie Gnade für jene Helden der Revolution, die dir den Weg, den langersehnten, wiesen.

Marat. Ha, eine kleine Aristokratin, oder gar königlich Gesinnte bist du?

Charlotte. Ich war Republikanerin schon lang vor der Revolution, und ich verachte den schwachen König und sein ganzes Haus. Athen und Rom haben meinen Geist erzogen. Ich wünschte die Franzosen würdig des Forums und des Areopags zu sehn.

Marat. Ei, hat vielleicht Verliebtheit dich bewogen, für eines Lieblings schuldig Haupt zu bitten?

Charlotte. Nur Liebe für das Vaterland beseelt mich, Liebe für Ruhm und Ehre, Freiheit, Größe, Tugend. Die fand ich in der Republik der Alten. Doch du und Danton, Robespierre, ihr schändet dies Ideal der reinsten Menschlichkeit.

Marat. Ei, du wirst grob und frech! Hüte dich, Dirne!

Charlotte. Das schüchternste der Mädchen war ich stets. Doch wo die Männer feiger sind als Weiber, da scheint das schwächste Mädchen Helden gleich.

Marat. Dich schicken die empörten Girondisten, weil sie es selbst nicht wagen, mir zu stehn!

Charlotte. Sie ziehn heran und werden dieses Babel so wüste legen, wie es längst verdiente.

Marat. Die Guillotine wird sie daran hindern.

Charlotte. So ist es wahr, du habest hunderttausend dem Hochgericht geweiht?

Marat. Nein, es ist falsch! Dreihunderttausend mindestens müssen bluten, eh' die Revolution vollendet ist. Die Geistlichen, die Adeligen alle sind wert, daß man sie ohne Gericht erschlage. Und für die andern sinn' ich lange schon ein Riesenfallbeil, das auf einen Hieb dreißig und mehr verruchte Häupter treffe.

Charlotte. Entsetzlich!

Marat. Aber laß mich jetzt einmal! Ich bin in guter Laune; sonst, beim Styx, dich rettete deine Jugend nicht vorm Tod.

Simonne (aus dem Fenster sprechend). He, Marat, komm! Dein Bad ist schon bereit.

Charlotte. Wer ist das Weib?

Marat. Die Bürgerin Simonne, die ich im Angesicht der Sonne freite. Sie pflegt mich treu in meinen großen Leiden, die ich als Dulder für das Volk ertrage. Du hast mich ganz auf meinem Weg gestört; ich muß ihn lassen, muß nach Hause kehren.

Charlotte. Bleib noch, Marat! Ich hab' dir mehr zu sagen. Dein Ungestüm, dein Mut hat

mich bezwungen. Als deine Feindin kam ich her. Ich will dir nun zu Diensten sein, will dir verraten —

Simonne (aus dem Fenster). Marat, dein Bad wird kalt. Komm doch sogleich!

Marat (zu Corday). Komm heute abends! Komm in einer Stunde! Ich kann dich jetzt nicht hören. Ich bin krank. (Ab.)

Charlotte (allein). Jetzt ist die Zeit. Jetzt ist sie oder niemals. Heraus, du Stahl des Brutus! Ihm nach! (Sie zieht ein Messer und pocht ungestüm an der Pforte.) Marat, Marat, hör' mich!

Simonne (aus dem Fenster). Gib Ruh, du Dirne! Marat ist schon im Bad.

Charlotte. Ich muß ihn sprechen! Ich künd' ihm alle die Geheimnisse der Grondisten, die sie mir verrieten. In einer Stunde ist es schon zu spät. In einer Stunde, glaub mir's, ist Marat verloren, tot, der Rache aufgeopfert! Sein Mörder steht bereits vor seinem Haus. Ich weiß es ganz bestimmt, ich, ich allein. Sag' ihm's! Besteh' darauf! Es eilt, es eilt! — O Geist der Porcia, nun stärke mich!

Simonne (kommt aus der Tür des Hauses und läßt diese für Charlotte offen). So komm' herein! Marat will, daß du kommst. (Sie geht wieder ins Haus.)

Charlotte. Ihr Heldengeister aus Elysium, nun nehmt das Opfer einer reinen Jungfrau! Verzeiht mir den Betrug! Auch Brutus trog. (Sie geht ab ins Haus. Dann kommen die Gasse daher Danton und Robespierre mit anderen Genossen.)

Robespierre. Die Nachrichten von der Grenze und aus den Provinzen werden immer verderbendrohender.

Danton. Ja, Robespierre, wir müssen Marat bewegen, durch sein Blatt die Wut der Pariser aufs äußerste zu steigern und den Widerstand zu entfachen. Sonst sind wir verloren.

Marats Stimme (im Haus). Zu Hilfe, Freundin! Bürger, zu Hilfe!

Danton. Was ist das für ein Lärm in Marats Haus?

Simonne (stürzt heraus). Zu Hilfe, Bürger! Marat liegt in seinem Blut! (Einige eilen ins Haus.)

Robespierre. Hat ihn die Krankheit gefällt?

Danton. Hat er selber Hand an sich gelegt, verzweifelnd am Erfolg der Revolution?

Simonne. Ermordet! Ermordet von einem Weib. Hier bringt man sie. Zerreißt sie, Bürger! Schlagt sie nieder! Den Kopf auf eine Pike! Rache, gutes Volk, deinen Freund und den meinen!

Danton. Halt, schont noch die Verbrecherin! Sie soll erst dem Gerichte Rede stehn.

Robespierre. Was hast du getan, o Mädchen?

Charlotte. Ich weiß es nicht — doch ja, ein reißendes Tier hab' ich vernichtet, so wie der Alcide die Welt von Ungeheuern einst befreite. Mein Pflichtgefühl bestimmte mich. Die Nachwelt wird mich verehren. Frankreich ist nun frei, die Tyrannei der Anarchie vernichtet, das Vaterland, die Republik gerettet. Ich habe meine Sendung groß erfüllt. Ihr andern sollt nun tun, was euer ist!

Danton. O Kind, schön wie ein Meisterwerk der Griechen, du hast dir nur den Henkertod bereitet!

Charlotte. Ich weiß zu sterben, wie ich töten durfte. Doch keine Schande schafft mir das Schafott.

Robespierre. Du bist der Arm der feigen Girondisten?

Charlotte. Ganz Frankreich rächt durch mich die Freiheitshelden. Ich tat, was mir der eigne Geist gebot.

Robespierre. Gesteh', was tun dort die Geächteten?

Charlotte. Sie dichten Lieder, halten Reden, schreiben Denkwürdigkeiten, während ich hier handle.

Robespierre. Was wolltest du mit Marats Mord bezwecken?

Charlotte. Das Ende dieser Wirren, den Sieg der Republik.

Danton. Und mich und Robespierre verschontest du?

Charlotte. Ihr mögt euch nun einander selbst zerfleischen! Die Strafe Marats aber soll euch schrecken!

Robespierre. Die tugendhafte Bürgerin preist den Mord?

Charlotte. Ich habe hunderttausende gerettet durch dieses einen Manns gerechten Fall!

Danton. Er hat dir nichts getan, er hat dir treu vertraut!

Charlotte. Mir war er schuldlos, doch der Welt ein Scheusal. Ich weiß es, daß mein Mittel treulos war; doch konnt' ich nur so das Vaterland retten.

Danton. Sie ist von Sinnen! Laßt sie laufen! Fort mit ihr!

Charlotte. Nein, meiner Tat bin ich mir klar bewußt und keine Reue fühl' ich. Reine Liebe zur Freiheit hat mir die Hand gelenket.

Robespierre. Dann fort mit der Geständigen zum Tod! Dies Weib zeigt nur die Keckheit des Verbrechens in ihrer täuschenden Gestalt. Sie ist ein schillernd Ungeheuer, von der Natur zur Lockung ausgesandt, mit Geist, mit

Anmut, Heldensinn beseelt, doch auch voll Wahn, bereit zu jedem Wagnis! O gutes Volk, ihr Dolch war auch für mich, für alle meine Freunde da geschliffen. Doch seid getrost! Es gibt noch Unerschrockne, die dem Meuchelmorde trotzen und bereit sind, mit ihrem Leib das Vaterland zu decken.

Lux (tritt aus der Menge). Verruchter Heuchler, kalter Henker, halt! Nimm mich auch mit zum Schafott, das von heut durch dieser Jungfrau Blut geheiligt ist! Wenn sie dort ihre große Seele aushaucht und zu Brutus und Cato eingeht, will auch ich als ihr Schüler sie begleiten. Kommt!

Robespierre. Wer bist du, Verrückter?

Lux. Laßt mich ungenannt vergehen! Aber dieser Heldin erhebt ein Denkmal mit der stolzen Inschrift: „Größer als Brutus!"

Danton. Unbesonnener, wer bist du?

Lux. Nur ein junger Mainzer Doktor der Weltweisheit. Ich habe mit meinen republikanisch gesinnten Freunden meine Vaterstadt an Frankreich verraten und kam dann her in dies Paradies der Freiheit. Aber meine Begeisterung war bald enttäuscht durch all das niedre Ränkespiel des Neids. Nun hab ich aber wenigstens Ein Herz in dieser Hölle hier entdeckt. O fühlt ihr nicht inmitten des barbarischen Geheuls die unerschütterliche Milde, den süß durchdringenden Blick, das Feuer, das dem unerschrocknen Auge entstrahlt? Es hätte Felsen erweichen müssen, aber nicht euch Schatten, die ihr den Namen Menschen nicht verdient.

Danton. Steckt dieser Wahnsinn wirklich alle an?

Lux. Von jenem Wahnsinn bin ich beseelt, der Rousseau beseelte, von dem Wahn, daß Freiheit und Philosophie das Volk erheben und zu ihrem Altar ziehen, nicht durch den Schrecken alles ver-

steinern sollen. Doch fort, zum Tod mit ihr! Fort in die Freiheit! (Robespierre und Danton ab. Charlotte Corday und Lux werden abgeführt. Ein Teil des Volks bleibt zurück, während Marats Leiche aus dem Haus getragen und feierlich aufgebahrt wird.)

Simonne. Nun aber, Bürger, helft mir meinen Freund Marat begraben!

Legendre. Nein, Bürgerin, nicht dir gehört er allein, er ist der Schutzgeist der ganzen Nation. Ins Pantheon mit dem Unsterblichen! Der Konvent beschließe seine Vergöttlichung! Unsere Mädchen sollen ihm Blumen streuen. Bildsäulen sollen ihm errichtet werden. Litaneien wollen wir zu seinem heiligen Herzen abhalten, das wir in der kostbarsten Urne des konfiszierten Kronschatzes aufbewahren wollen. Gepredigt werde über den neuen Gottessohn, der wie jener erste Sanskülotte Jesus von Nazareth das Volk liebte und die Tyrannen haßte. Tod aber sei geschworen den zweideutigen Girondisten, die jener Wahnsinnigen den Dolch in die Hand drückten! Tod der Frau des Capet und seiner unreinen Brut! Und du, gute Bürgerin Simonne, tröste dich in deinem Schmerz! Du sollst noch höher als jene für immer abgesetzte Gottesbraut von der Welt verehrt werden für immer! Auf, Freunde, erhebt die Bahre! Klage, treues Volk! Posaunen, tönt Marats Totenklage bis zu den Sternen!

3.

Deutsches Lager vor Mainz.

24. Juli 1793.

(Straße mit Schlagbaum und Einnehmerhaus. Vor dem Haus lagern neben der Straße deutsche Soldaten. Im Hintergrund volle Aussicht auf die Stadt Mainz mit Wällen und Türmen.)

Soldatenchor.

Marschierten wir durchs Frankenland
Nach Mainz, das war uns wohl bekannt.
Da standen die Franzosen.
Wir ruckten vor das Mainzer Tor
Zum Trutz noch immer mehr hervor
Und schossen auf die Losen.
Frisch auf, laßt donnern und schallen
Die Stücke groß und klein!
Stadt Mainz muß balde fallen,
Die Preußen ziehn hinein.
Fallalera! Wum!

(Die Soldaten ziehen sich zurück; es kommen der Herzog von Weimar und Goethe.)

Weimar. Nun, Freund Goethe, hast du heut nachts das furchtbare Zorngekrache gehört, das unsre Kanonen über die arme Stadt Mainz losgelassen haben?

Goethe. Nicht nur gehört, Hoheit, sondern ich hab' auch das grausig prächtige Schauspiel dieses verderbenbringenden Feuerwerks genossen. Es war ein Fall, wo das Unglück selbst malerisch wird. Es war die sternenhellste Nacht. Die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern. Wenn die Feuerkugeln das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie wieder zusammen und die aufsteigende Lohe verkündigte bald, daß sie ihr Ziel erreicht hatten.

Weimar. Die schreckliche Wirkung kann man nun sehen. Der Turm und das Dach des Doms sind abgebrannt, und viele Häuser umher stehen in rauchenden Trümmern. Entsetzlich, daß Deutsche so gegen eine deutsche Hauptstadt wüten mussen, die französisch und republikanisch werden wollte.

Goethe. Aber sehen Sie, Hoheit, dies grausige Schauspiel in der Nähe! Dort unten auf dem Feld liegen die Opfer eines nächtlichen Aus-

falls beieinander. Der Tod hat sie ohne Unterschied hingemäht.

Weimar. Und wir werden von dem wüsten wilden Schauspiel angezogen wie von dem Blick einer Klapperschlange. Das haben alles diese verrückten Klubbisten auf dem Kerbholz, diese Professoren und Zeitungsschreiber, betrogene Freunde der Freiheit und Gleichheit.

Goethe. Doch warum heute morgen diese Stille in beiden Lagern?

Weimar. Das weißt du nicht? Man verhandelt schon seit Stunden im Hauptquartier des Königs von Preußen wegen der Übergabe der Stadt. Die Franzosen können sich nicht länger mehr halten. Als der General neulich seinen Stab zu Tische lud, setzte er ihnen eine von zwölf Mäusen garnierte Katze als Leckerbissen vor. Auch scheint es, daß die letzte Umwälzung in Paris die Angelegenheit beschleunigt hat. Man will den Triumph über die Girondisten mitgenießen und die Verurteilung der unglücklichen Königin betreiben.

Goethe. Die Übergabe der Stadt wird wohl ein großes militärisches Schauspiel werden?

Weimar. O nein! Man will von beiden Seiten kein Aufhebens machen, weil man nicht weiß, was man mit den Mainzer Klubbisten machen soll. Sie gehören eigentlich dem Henker; aber man will ein Auge zudrücken und sie ganz ignorieren. Unsere Truppen sind zurückgezogen. Die Franzosen werden zu Mittag, wenn alles bei Tisch und Topf beschäftigt ist, ausziehen, und die dummen deutschen Klubbisten mögen sehn, wie sie durchwischen. Wir werden der Kanaille nicht nachlaufen.

Goethe. Aber sieh da, ist das nicht schon der Auszug? Das Tor ist geöffnet. Preußische Reiterei hat die Führung. Dann kommt die französische Garnison. Seltsam, wie sich das ankündigt.

Eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, sie trappeln heran, als habe der Zwergkönig seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Nun die regelmäßigen Truppen, ernst und verdrießlich, aber nicht niedergeschlagen oder beschämt.

Weimar. Horch, die Jäger zu Pferd! Ihre Musik stimmt den Marseiller Marsch an, dies revolutionäre Tedeum, aber so langsam, traurig und ahnungsvoll, ganz dem schleichenden Schritt gemäß, mit dem sie heranrücken.

Goethe. Es ist ergreifend und furchtbar. Einzeln könnte man sie dem Don Quixote vergleichen, in Masse scheinen sie höchst ehrwürdig.

Weimar. Sieh, der in Husarentracht, durch wilden Bart und Blick ausgezeichnet, ist Merlin de Thionville, der französische Kommissär. Es sieht aus, als ob er sagen wollte: Wir sind nicht das letztemal da!

Goethe. Nun wieder Infanterie, muntere, wohlgebildete Linientruppen.

Weimar. Ei, wie anmutig! Mainzer Mädchen ziehn mit ihnen aus, teils nebenher, teils innerhalb der Glieder. Wollen sich die Jungfern auch in der Welt umsehn?

Goethe. Ihre neuen Sohlen werden bald abgelaufen sein.

Weimar. Sie haben schnell Französisch gelernt. Glück auf die Reise!

Goethe. Sie scheinen heiter und getrost, wünschen den höhnenden Nachbarinnen wohl zu leben und sehn verliebt ihre Liebhaber an, die ein lustiges Lied anstimmen.

Soldatenchor.

Gottlob, die Stund' ist kommen,
Da wir, der Not entronnen,
Aus Mainz marschieren aus.

Viel Jammer ohne Maßen
Bedrückte uns, wir saßen
In diesem Loch als wie die Maus.
Nach ausgestand'nen Leiden
Ziehn wir mit großen Freuden
Nach Frankreich nun zu Haus.

Weimar. Aber sieh, da drängen auch schon die Mainzer Bürger von allen Seiten herbei. Sie wollen, scheint es, ihre Bedränger nicht ohne Scheltworte abziehen lassen.

Goethe. Das mag noch zu unerfreulichen Szenen führen.

Weimar. Welche wir lieber vermeiden wollen. Gehen wir! (Beide ab.)

Ein Mainzer.

Daß die Stadt Mainz deutsch ist fortan,
Das haben die tapfern Preußen getan.
Die Franzosen lassen wir rausmarschieren,
Die Klubbisten aber ins Zuchthaus führen.
Einem jeden Eisen ans Bein,
Weil sie Landsverräter sein!
Sie haben den Freiheitsbaum gepflanzt,
Vorgesungen und vorgetanzt
Den Freiheitsbaum, werft ihn ins Feuer!
Er kam uns allen allzu teuer.

Chor (einen herbeigeschleppten Freiheitsbaum umtanzend).

Armer Baum,
Kurz war deines Lebens Traum.
Ob der Armut deiner Säfte
Welkten frühe deine Kräfte.
Nur ein leeres Gaukelspiel
War dein Ziel.

(Der Baum wird unter Jubelgeschrei zertrümmert und verbrannt.)

Mainzer.

Auf, ihr biedern deutschen Brüder,
Stürzt die tolle Freiheit nieder,

Die uns alles Heil verlegt!
Wahre Freiheit wird zum Lohne
Dem, der seine Bürgerkrone
Statt der Freiheitskappe trägt.

Aber aufgepaßt, Mitbürger! Dort rollt ein schöner Reisewagen daher, dem abziehenden Heere nach. Eine freundliche junge Dame läßt sich am Schlag sehn und grüßt hüben wie drüben. Das ist verdächtig. Fallt dem Postillion in die Zügel! Öffnet den Schlag! Ha, der Erzklubbist, der Spitzbube, der die Domdechanei erst geplündert und nachher selbst angezündet hat! Haltet ihn an! Schlagt ihn tot! Reißt ihn bei den Füßen heraus! Er ist Schuld an allem Elend der Stadt. Hätt' er gesiegt, so müßten wir aufs Schafott. Euch, mein Fräulein, wünsch ich glückliche Reise; ihr könnt fort; aber der Kerl gehört uns. Schleppt ihn fort, zerprügelt ihn! Er hat's verdient. So mog' es jedem Volksverführer ergehn!

4.

Im Turm der Templerburg zu Paris.

(Marie Antoinette mit ihrem Töchterchen Marie Therese. Lepitre und Toulan als Munizipalbeamte.)

Marie Antoinette. Sie überraschen mich, meine Herren, da Sie mir unter der Hülle meiner Peiniger Ihre guten Gesinnungen erkennen lassen. Ich dachte nicht, daß die ehemalige Königin von Frankreich hier im Kerker noch Freunde habe.

Toulan. Es denken viele so wie wir; doch der unglaubliche Schrecken, der von der Tyrannei einiger blutiger Despoten ausgeht, unterdrückt alle wahre Gesinnung des Volkes. Auch wir dürfen es als Munizipalbeamte nicht wagen, uns offen für Sie zu erklären. Es wäre unser aller Verderben.

Lepitre. Frankreich und das ganze Ausland sympathisiert mit Ihnen. Nordamerika trägt Trauer um den Tod des Königs, dem es seine Befreiung verdankt. Ihr Sohn ist als Ludwig der Siebzehnte ausgerufen und anerkannt worden. Man sehnt die alte Verfassung herbei, die das Glück Frankreichs ausmachte. Die Vendée und die Bretagne widersetzen sich siegreich der Republik.

Toulan. Die Gelegenheit zur Flucht war darum nie günstiger als jetzt. Nehmen Sie unsern Plan an. Wir werden für Sie Männerkleider bereit halten. Als vermeintliche Aufseher werden Sie, mit der trikoloren Schärpe geschmückt, den Kerker verlassen. Eine Jacht liegt in Havre bereit.

Marie Antoinette. Und meine Kinder?

Toulan. Der Lampenputzer Jacques wird sie in den Kleidern seiner Kinder hinausnehmen.

Marie Antoinette. Wir können doch miteinander den Turm verlassen?

Toulan. Nein, Sie müssen getrennt fliehen; sonst würden Sie gleich erkannt. Hier lag der Fehler bei jenem ersten Fluchtversuch.

Marie Antoinette. Das ist unmöglich. Ich kann mich nicht von meinen Kindern trennen. Ich muß Ihr Anerbieten zurückweisen. Lieber den Untergang, als Selbstvorwürfe, als die entsetzliche Angst um meine Kinder. Seien Sie dennoch meiner Dankbarkeit gewiß. Sie ließen mich einen schönen Traum träumen. Sie haben mein Vertrauen zur Menschheit befestigt.

Toulan. Welcher Lärm? Stille! Seien wir auf der Hut! (Tison, der Kerkermeister, zerrt den Dauphin Ludwig herbei. Prinzessin Elisabeth folgt ihnen. Die beiden Munizipalbeamten gehen ab.)

Elisabeth. Lassen Sie! Schlagen Sie nicht das Kind!

Tison. Er ist ein Spion und bösartiger Angeber. Er hat mich bei den Leuten der Kommune angeschwärzt, daß ich euch schlecht behandle.

Marie Antoinette. Es liegt nicht in unserer Art, Leute insgeheim zu verklagen.

Ludwig. Der böse Mensch! Ich tat ihm nichts.

Elisabeth. Du mußt ihm verzeihen. Er war im Zorn.

Tison. Was, verzeihen, mir? Wo sind wir jetzt? Wißt ihr nicht, daß heutzutage das Volk allein ein Recht hat zu verzeihen? Ich bin ein Mann der Tugend und weiß, was ich zu tun habe.

Elisabeth. So gehen Sie und verzeihen Sie dem Kind! Ach, teure Schwester, laß uns hinab in den Garten gehen! Du bist krank.

Marie Antoinette. Nein, seit dem Tod des Königs will ich dies Zimmer nicht verlassen. Es ist mir unmöglich, ohne einen Ausbruch des Jammers vor der Tür vorüber zu gehen, hinter der er früher wohnte. Ach immer düsterer wird mein Leben. Die Nächte ziehen hin ohne Schlaf. Die Kräfte schwinden. Mit dem Tode des Gatten war auch meines Lebens Faden durchschnitten.

Tison. Was jammerst du da, Witwe Capet! Alles Heuchelei! Dein ganzes Sinnen ist Verschwörung. Hier wird etwas geplant. Ich weiß es genau und werde es noch auskundschaften, werde alles durchsuchen, um Beweise zu finden. Hier ist ein Tropfen Siegellack! Wie kommt's, daß ihr gegen Befehl einen Brief siegeln konntet?

Elisabeth. Ich schrieb an meinen Beichtvater.

Tison. O Verrat über Verrat! — Und was ist das hier, im Bett, unter der Matratze?

Elisabeth. Ein Bild vom Herzen Jesu, weiter nichts.

Tiſon. Was ſteht darunter?

Eliſabeth. Ein Gebet für Frankreich:
„Wir weihen dir die Herzen alle
In dieſem Königreich.
O ſchütze es vor tiefſtem Falle!
O ſegne alle gleich!
Durchglühe ſie! Laß wieder leben
Die heilige Religion,
So wird Frankreich empor ſich heben
Zu deinem Thron.“

Tiſon. Das iſt ein Verbrechen gegen die Republik. Ich muß das der Kommune vorlegen. Jeſus und ſein Herz hat ſich in unſre Politik nicht einzumiſchen. (Er geht ab.)

Eliſabeth. Nun Gott ſei Dank, wir ſind allein. O Schweſter, verzage nicht! Blick nicht ſo düſter drein. O glaube, hoffe, bete! Denk an Gott! Selbſt in der höchſten Not iſt er uns nah. Ich hörte, daß die Jakobiner jüngſt über die Männer der Gironde ſiegten. Sie fühlen ſich nun ſicherer und werden dir jetzt gewiß auf die Forderung des Kaiſers die Freiheit geben.

Marie Antoinette. Was liegt daran! In Wien wär ich dieſelbe, die ich hier bin. Nein, meine ganze Sehnſucht iſt, mich mit dem Gatten im Himmelreich zu einigen. Eliſabeth, du biſt hier ſchon heilig. Hab aber Geduld mit mir, die noch ſo ſtark mit allen Fiebern dem Angedenken des Gatten lebt und — den Kindern. Bleich ward mein blondes Haar, doch heißes Blut durchwallt noch meine Adern in Stolz und Zorn. Verzeih mir Gott! Ich kann noch immer nicht mich beugen. Meiner Mutter ſtolzes Blut wogt auf in mir und klagt gegen das Schickſal. (Zwei Beamte der Kommune kommen.)

Beamter. Witwe Capet, wir kommen von Seite des Wohlfahrtsausſchuſſes der Republik,

Euch den Befehl anzuzeigen, daß der Sohn Capets von seiner Mutter und seiner Familie getrennt werde.

Marie Antoinette. Mir mein Kind nehmen? Nein, das ist nicht möglich.

Elisabeth. Fassung, Schwester!

Marie Antoinette. Nein, die Kommune kann nicht daran denken, eine Mutter von ihrem Sohn zu trennen. Er ist so jung, so zart. Meine Pflege ist notwendig für ihn.

Beamter. Der Beschluß ist gefaßt, vom Konvent genehmigt. Wir müssen ihn sogleich vollziehen.

Marie Antoinette. Ich kann mich nicht von meinem Kinde trennen. Im Namen des Himmels, verlangt nicht diese grausame Prüfung von mir!

Beamter. Wozu dies Geschrei! Man wird dir dein Kind nicht umbringen. Gib es gutwillig her oder wir müssen Gewalt brauchen.

Ludwig. Mutter, Mutter, verlaß mich nicht!

Marie Antoinette. Kommt nicht zu nah! Habt ihr noch nie gehört, wie eine Löwin ihr geraubtes Junge verteidigt? Nun, in meinen schwachen Armen fühl ich die Kraft von tausend Löwinnen!

Beamter (zum zweiten). Bürger, greif dieses Mädchen! Zieh deinen Säbel! (Der zweite Beamte ergreift die junge Marie Therese.) Sieh, Witwe Capet, gibst du nicht den Knaben sogleich heraus, so schaust du deine Tochter zerhau'n vor dir! Nun wähle! Haha, so bändigt man bei uns die Löwinnen.

Marie Antoinette. Ihr Teufel, ihr versteht, ein Herz zu treffen.

Elisabeth. Weh uns! Sie wird ohnmächtig, sie sinkt dahin. O helft um Gotteswillen! Schont doch die Mutter! Was uns Gewalt erzwingt,

wir müssen es hinnehmen; aber gebt uns Zeit, uns erst zu fassen! Dieses Kind bedarf der Ruhe. Es ist nur gewohnt, bei uns zu weilen. Lassen Sie es doch nur eine Nacht bei uns und bitten Sie, daß man es uns für jeden Abend schicke! Versprechen Sie, daß es doch mindestens im Turm hier bleibt, daß wir es sehen können.

Beamter. Beim Teufel, weil man ihr das Kind wegnimmt, wird sie gleich unglücklich. Unsre Kinder müssen jeden Tag abziehen, um sich den Kopf zerschmettern zu lassen von den Kugeln unserer Feinde, die ihr über uns geschickt habt.

Marie Antoinette (furchtbar gefaßt). Verzeiht, daß ich so schnell die Kraft verlor, die übergroßen Schmerzen zu beherrschen und meine Würde mit der Zärtlichkeit der Mutter zu vereinen! Laßt hier auf diesen Stuhl mich setzen! So. — Mein Kind, wir müssen scheiden, und ich weiß nicht, ob wir uns hier noch wiedersehn. Denk immer deiner Pflichten, auch wenn ich nicht mehr bei dir bin, dich daran zu mahnen. Vergiß nie Gott, der uns so furchtbar prüft! Vergiß die Mutter nicht, die dich so unaussprechlich liebt. Sei brav, geduldig! Halt auf deine Ehre! Dann wird dich auch dein Vater vom Himmel segnen. Noch einen Kuß. Noch einen. So, nun nehmt ihn hin! Mein Sohn, es muß sein. Du mußt gehorchen.

Beamter. Also fort mit ihm! Du hast nicht weiter zu predigen. Unsre Geduld ist schon genug gemißbraucht worden.

Marie Antoinette. Ach, wer wird nun für ihn sorgen?

Beamter. Die Nation, immer groß und edelmütig, wird schon für seine Erziehung sorgen. Man wird ihm einen Patrioten zum Erzieher geben. Du wirst dich über seine Behandlung ebensowenig

zu beklagen haben, wie über deine eigne. (Der zweite Beamte hat den Knaben hinausgeführt.)

Marie Antoinette. Ich beklage mich über nichts mehr. Mir kann nichts mehr wehe tun. (Sie will gehen.)

Beamter. Halt, ich bin noch nicht fertig. Ich hab euch noch einen zweiten Beschluß anzukündigen. Witwe Capet, du wirst sogleich deine Kleider zusammenpacken und uns in die Conciergerie folgen, um dort deinen Hochverratsprozeß abzuwarten.

Marie Antoinette. Ich angeklagt?

Beamter. Jawohl, des Einverständnisses mit unsern Feinden. Du hast zuerst Ludwig Capet, deinen Mann, zu seinen Ränken und Verbrechen aufgestachelt. Du hast dann deinem Bruder Leopold von Österreich zweihundert Millionen gesendet, um ihn zum Krieg aufzureizen. Du warst an der Spitze der geheimen Verschwörung, die den Bürgerkrieg entzünden sollte. Du wirst dich darüber zu verantworten haben.

Marie Antoinette. Ich weiß, ihr müßt mich morden. Was hülfe mir da die Verteidigung!

Beamter. Ich sehe Ringe mit Diamanten an deinen Fingern. Wir müssen sie dir nehmen, damit du nicht etwa deine Wächter mit ihnen bestichst. Du bekommst alles zurück, sobald der Prozeß zu Ende ist.

Marie Antoinette. O ich weiß, er wird bald zu Ende sein. Hier nehmt, und macht schnell! Gebt mir den Tod!

Beamter. Euer Tod soll sühnen —

Marie Antoinette. Ja, meine Fehler, aber kein Verbrechen. Ihr aber schändet euch in eurer Königin für alle Zeiten. Was Frankreichs Geist jemals voll Glanz und Ruhm erschuf und

schaffen wird, es wird niemals das Brandmal solcher Schmach austilgen können. (Sie geht ab mit Marie Thereſe und Elisabeth. Der Beamte geht zur Tür.)

Beamter. He, ist der Schuster Simon da? Herein mit ihm! (Zum zweiten Beamten.) Bring auch den kleinen Capet! (Zu Simon, der hereinkommt.) Bürger Simon, die Gemeinde hat dich zu einem großen Amt ersehn. Unsre Augen sind auf dich gefallen als auf einen eifrigen Zuhörer Marats, einen urwüchsigen Sohn des Volks von einfachen Sitten, einen glühenden Hasser des Königtums. Wir wissen wohl, daß du etwas jähzornig und gewalttätig bist, aber das muß heutzutage ein Patriot sein. Wir übergeben dir also hiemit den jungen Capet zur Erziehung.

Simon. Schönen Dank, Bürger, für die gute Meinung. Ich verstehe schon. Was soll also mit dem jungen Wolf geschehn? Ist er gelehrt worden, sich unverschamt zu benehmen, so will ich ihn schon demütigen. Geht er dabei zugrunde, um so schlimmer für ihn. Kurz, was will man mit ihm machen? Ihn — verschwinden lassen?

Beamter. Nein.

Simon. Ihn — umbringen?

Beamter. Nein.

Simon. Ihn — vergiften?

Beamter. Nein.

Simon. Nun, zum Henker, was denn sonst?

Beamter. Wir — wollen ihn uns vom Halse schaffen. Weg mit ihm. Nur daß es kein Aufsehen macht. Wenn er darob toll wird, so haben wir den Beweis, daß die Bourbonen nichts taugen. Nun leb wohl, Bürger! (Ab mit dem zweiten Beamten.)

Simon. Gut, Bürger. Lebt wohl! — Also, kleiner Capet, komm mal her zu mir! Hast du Hunger? Hier ist ein Stück Gleichheitsbrot und hier eine Flasche Gleichheitsschnaps. Wenn du

davon trinkst, dann fühlst du dich mit allen gleich und brüderlich.

Ludwig. Ich will nichts essen, weil ihr mir die Mutter genommen habt.

Simon. Nicht wir haben das getan, Söhnchen, sondern das Gesetz.

Ludwig. Wo steht das Gesetz? Zeigt mir das Gesetz, das mir meine Mutter nimmt! Ich will es sehen.

Simon. Halts Maul, Capet! Du bist nur ein Schwätzer.

Ludwig. Gut. Ich will ohnedies kein Wort mehr reden mit dir.

Simon. Was? Du willst nicht mit einem Patrioten reden, du Aristokrat? Sprich! Ha, kleiner Capet, bist du stumm? Wart, ich will dich reden lehren. Du sollst die Carmagnole singen und rufen: Es lebe die Republik! — Rede! Sage, was du denkst!

Ludwig. Wenn ich Euch laut sagte, was ich still denke, so würdet Ihr mich für toll halten. Ich schweige also, weil ich zu viel zu sagen habe.

Simon. Hahaha! Herr Capet hat zu viel zu sagen! Das riecht stark nach Aristokratie. Aber das paßt mir nicht. Hörst du? Ich muß dich bilden nach den neuen Ideen und Fortschritten der Zeit. Komm, sing' mir die Carmagnole nach!

Ja, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn!
Die Aristokraten an die Laterne!

Nun wird's? Warum schweigst du? Da, begleite mich auf der Trommel! Nochmal:

Ja, es wird gehn —

Du weigerst dich? Deine Wölfin von Mutter und deine Hündin von Tante haben sich auf dem Klavier und auf der Harfe begleitet. Für uns genügt die Trommel. Vorwärts, sonst setzt es Schläge zur Strafe für Trotz und Auflehnung.

Ludwig. Sie können mich strafen, wenn ich fehle, aber Sie haben kein Recht, mich zu schlagen. Verstehen Sie?

Simon (schlägt ihn). Da sieh, ob ich das Recht habe!

Ludwig. Allerdings sind Sie stärker als ich.

Simon. Ich habe dir hier zu befehlen, Bestie. Ich weiß, was ich will. Es lebe die Freiheit und Gleichheit!

Ludwig. Sie haben die Gewalt, aber keine Gründe.

Simon. Der kleine Wolf ist schwer zu zähmen. Er fragt immer nach dem Gesetz und nach Gründen, als ob man für ihn noch Gründe brauchte. Still, Capet, du bist ein halber Österreicher und verdienst, daß man eine Hälfte von dir im Stücke haut. Verfluchte Viper, rufe: Es lebe Marat!

Ludwig. Ich kenne den Namen nicht.

Simon. So freust du dich wohl gar über seinen Tod?

Ludwig. Ist er tot, so bin ich nicht froh darüber, denn wir wünschen nie den Tod von jemand.

Simon. Ha, „Wir" wünschen nicht! Sprichst du wie deine tyrannischen Vorfahren mit „Wir"?

Ludwig. Ich sage wir für meine Familie und mich.

Simon. Kerl, von deiner Familie hast du nur Langweiliges gehabt. Bei mir ist's viel lustiger. Hast du zum Beispiel schon so ein Lied gehört?

Für den Patrioten, hei,
Gibt es jetzt nur Feste.
Henker Samson ruft herbei
Seine werten Gäste,
Schneidet ab die Köpfe fein,
Wir daneben trinken Wein.

Ludwig. Laßt mich! Gebt mir ein Buch zu lesen!

Simon. Lesen? Geistige Beschäftigung ist gefährlich. Diese Bücher sind nur dazu da, daß ich mir die Pfeife daran anzünde. Aber ich werde dir einige schöne Phrasen aus den Reden Marats zitieren. Dazu mußt du diese rote Mütze aufsetzen. Höre: „Das Beil des Gesetzes hat den Tyrannen getroffen. Die Republik aber ist ewig. Schwören wir's!" — Nun, so schwöre!

Ludwig. Nichts ist ewig als Gott.

Simon. Seht den Philosophen! Aber höre, du bist ja noch ein Kind, ich will dir ein Kinderspielzeug zeigen. Was glaubst du wohl, daß das ist?

Ludwig. Ich weiß nicht.

Simon. Das kennst du nicht? Sieh, das ist eine kleine Guillotine, wie sie die Kinder der Patrioten zum Spiel bekommen. Auf einer solchen Guillotine ist deinem Vater der Kopf abgeschnitten worden und wird auch bald deiner Mutter —

Ludwig. Entsetzlich! Ich fürchte mich!

Simon. Sei ruhig! Da ist gar nichts zu fürchten. Mit dem Spielzeug da kann man nur höchstens kleine Vögel köpfen. Ich werde dir das morgen zeigen. Siehst du, man steckt den Kopf —

Ludwig. Fort, fort! Oder ich werde toll.

(Er läuft davon.)

Simon. Ach, ist das Erziehen eine schwere Sache! Der junge Wolf ist freilich noch jung, in Mißbräuchen und Lügen aufgezogen. Ich werde ihn ganz einfach in eine finstere Kammer sperren und ihm das Essen hineinschieben und mich nicht weiter um ihn kümmern. So wird, denke ich, auch der Nation am schnellsten gedient sein.

Ja so wird's gehn, so wird's gehn, so wird's gehn!
Die Aristokraten will ich zappeln sehn.

5.

Wald in der Bretagne.

(Die aufständischen Bretonen lagern. Es ist Nacht, allmählich Morgendämmerung. Vorne sitzen zwei alte Barden einander gegenüber.)

Erster Barde.

Die Unglückszeit hat nun getagt,
Von der Gwenchlans Weissagung sagt
Und auch das Lied des Barden Merlin,
Der mir gar oft im Wald erschien.
Nie größres Leid kam den Bretonen,
Die in der alten Bretagne wohnen!

Zweiter Barde.

Ich sang, solang ich Jüngling war;
Ich singe noch, da grau mein Haar,
Ich sing' bei Tag, ich sing' bei Nacht,
Bin doch in tiefes Leid gebracht.
Und wenn ich gesenkten Hauptes geh',
Nicht ohne Ursach' ist mein Weh.
Es ist nicht Furcht, die mich durchbebt,
Schon lang genug hab' ich gelebt.

Erster Barde.

Einst hausten in jedem bretonischen Schloß
Helden, die machten die Heimat groß;
Einst waren noch Menschen, die hatten ein Herz,
Zu hören der arme Leute Schmerz;
Den Hungrigen trugen sie Brot herbei,
Den Kranken Labung und Arzenei.

Zweiter Barde.

Die neuen Herrn sind streng und hart;
Die alten waren von besserer Art.
Die Alten, wenn auch von heißem Blut,
Sie waren im Herzen den Bauern gut.

Erster Barde.

Die Welt wird schlechter von Tag zu Tag;
Ein Tor, der das nicht erkennen mag.
Ein Tor ist, wer den Glauben nährt,
Ein Rabe werde zur Taube verkehrt.

Zweiter Barde.

Die Gallier kamen auf unsere Felder;
Sie drängen uns wieder in wilde Wälder.
Sie kommen zu töten, zu rauben, zu schänden,
Zu brennen und sengen mit grausamen Händen.

Erster Barde.

Sie legen in Trümmer Hütte und Schloß,
Das Korn und das Heu zerstört der Troß.
Die Bäume haben sie niedergehauen;
Kein Apfel, kein Most ist im Lande zu schauen.

Zweiter Barde.

Sie stehlen Rinder, Rosse und Stuten
Und lassen Herden und Hirten verbluten.
Die heil'gen Gefäße wurden ihr Raub;
Sie warfen die Religion in den Staub.

Erster Barde.

Könnt' unsere Träne zu Troste fließen!
Nicht Träne, nur Blut hab' ich mehr zu vergießen.
Könnten wir vor einem Kreuze flehn!
Nicht Kreuz, nur Fallbeil ist mehr zu sehn.

Zweiter Barde.

Die treuen Priester, ein Raub der Gewalt,
Müssen sich bergen im wildesten Wald.
Die Brut der Hölle mag spotten und lachen,
Sie wird noch die Engel weinen machen.

Erster Barde.

Die Lehre Gottes wurde zu Spott.
Sie morden König, Priester und Gott.
Die schuldlose Königin morden die Tollen,
Ihr blondes Haupt muß zu Boden rollen.

Zweiter Barde.

Das arme Königskind muß verderben,
Im schmutzigen Kerker verfaulen und sterben.
O heilige Sonne, verhüll' deinen Schein!
Solch Tun mag der Hölle würdig sein.

Erster Barde.

Leb' wohl, o Maria, mit deinem Sohn!
Eueren Bildern spricht man Hohn.
Lebt wohl, ihr Weihekessel so hehr
Und ihr heiligen Glocken; ihr klingt nimmermehr!
Lebt, Jünglinge, wohl; ihr müßt aus dem Reich,
Daß ihr Leib und Seele embüßet zugleich.

Zweiter Barde.

Seht, unsere Führer kommen schon,
Der Bauer Chouan und der Edelmannssohn,
Herr Cinteniac. Sind Adel und Bauer
So treulich vereint, nimmt ein Ende die Trauer.

(Cinteniac und Chouan kommen mit neuen Aufständischen.)

Cinteniac.

Das war das Unglück, ihr Brüder gut,
Daß wir nicht früher mit frischem Mut
Den tapfern Vendeern zu Hilfe kamen,
Die nun ein so trauriges Ende nahmen.
Wenn rechts und links der Loire das Land
Den Galliern leistete Wiederstand,
So wäre die böse Republik
Dahin in einem Augenblick.

Chouan.

Es ist zum Rechten nie zu spät.
So gehn wir's an, so gut es geht!
Wenn unsere Weiber mit Kopfrüchern weiß
Schon manchem Eindringling machten heiß,
Ziemt's, schmucke Burschen, euch zu rühren,
Die echten Priester zurückzuführen,
Des Königs und der Königin Tod
Zu rächen, verachtend jede Not.

Als gute Christen geloben wir dies
Bei unserm Anteil am Paradies.

Tinteniac.

Wir führen im Wald den kleinen Krieg
Wider die Gallier; so wird uns der Sieg.
Und jagen sie uns aus einem Wald,
Beut uns ein anderer Aufenthalt.
Und trifft die Gefangnen auch blut'ges Gericht,
Ihr teuren Brüder, das schreckt uns nicht.
Die Mörder opfern fürchterlich;
Doch zieht das Opfer den Mörder nach sich.
Erlischt die Flamme an einem Ort,
An einem anderen glüht sie fort.

Chouan.

Wir kennen unser geliebtes Land
Mit Hecken und Graben wie unsere Hand.
Bei Tage betteln und arbeiten wir;
Bei Nacht überfallen wir sie schier
Und kehren dann ruhig zu unserem Haus,
Bis neue Not uns ruft hinaus.

Ein Jüngling.

Die neue Not, schon hör' ich sie kommen.
Flieht in die Wälder, all ihr Frommen!
Treibt die Herden aus den Ställen!
Sie kommen; hört, wie die Hunde bellen!
Ihr Männer von Kerne, nun sammelt euch wieder
Und schlagt das Raubgesindel nieder!

Alte Frau.

Leb' wohl, mein Sohn, auf Wiedersehn!
Fällst du, wer soll mir zur Seite stehn?
Wenn sie ins Haus mir dringen und drohn,
Wer wird mich schützen vor ihnen, o Sohn?
Laß von der Mutter, die dich trug,
Dich umarmen, eh' man sie erschlug!
Komm an die Brust, die dich genährt!
Wer weiß, wer von euch wiederkehrt!

Der Jüngling.

O Mutter, laß die Tränen! Dem Lande
Getreu, schütz' ich's vor Gewalt und Schande.
Es muß gekämpft sein; das hebt mir die Brust.
Und muß es gestorben sein, sterb' ich voll Lust.
Ich fürchte den Tod nicht, denn mag auch fallen
Der Leib, die Seele wird aufwärts wallen.

Tinteniac.

Vorwärts, Kinder der Bretonen!
Mut entflamm' euch! Mächtig heben
Sollen sich die starken Arme.
Hoch, die Religion soll leben!

Chouan.

Hoch, wer seine Heimat liebet,
Und ein Hoch dem Königssohne!
Neu erfahren soll's der Gallier,
Ob ein Gott im Himmel wohne.

Tinteniac.

Leib für Leib, ihr Freunde! Töten,
Oder selbst getötet werden!
Sterben mußte Gott auch selber,
Um zu herrschen auf der Erden.

Chouan.

Führt uns an, ihr Edelleute,
Königskinder der Bretonen,
Und der Herr wird sein gepriesen
Überall, wo Christen wohnen.

Tinteniac.

Kämpft, dann kommt das gute alte
Recht, nach dem wir alle dürsten,
Zum Altar mit unserm Gotte,
Auf den Thron mit unserm Fürsten!
Dann aufs neue wird des Heilands
Strahlend Kreuz die Welt begrüßen;

Aufgenährt von unserm Blute,
Blüht die Lilie ihm zu Füßen.
(Die Kämpfer gehen ab.)

Erster Barde.

Ihr Greise, ihr Mädchen, ihr Knaben und alle,
Nicht tauglich zum Kampf und zum Überfalle,
Sagt für die Bretonen ein Gebet,
Das ihnen Sieg und Heil erfleht!

Zweiter Barde.

Bretonen sind brav und vom Glauben, vom rechten;
Sie ziehen, für Heimat und Kirche zu fechten.
Bretonen sind mutig, den Feinden zum Spott:
Mit ihnen der Teufel, mit uns aber Gott!

Erster Barde.

Die Stunde, sie schlägt, schon hat sie geschlagen,
Den Kampf mit erbärmlichen Soldnern zu wagen.
Die Blauen marschieren von Gallien her
Zum Schloß Koatlogen, dreitausend und mehr.

Zweiter Barde.

Bretonen, die haben gewaltig zu schaffen.
Ein Prügel, das ist unser einzig Gewaffen,
Ein Rosenkranz auch, der im Gürtel uns steckt;
Und was uns naht, wird niedergestreckt.

Erster Barde.

Schlagt zu, ihr Helden, haltet euch gut!
Schlagt drauf! Wascht sie im eigenen Blut!

Zweiter Barde.

Wer also haut, wie eure Hiebe gehn,
Der hat sein Gut von Gott allein zum Lehn.

Erster Barde.

Haltet aus, Bretonen, haltet euch gut!
Keine Gnade, keinen Frieden, Blut um Blut!

Frau.

Du der Bretagne Unsre liebe Frau,
In Gnaden auf das Land herniederschau!
Wir stiften eine Messe dir zu Ehren,
Die ewig soll und aber ewig währen.

Erster Barde.

Der Gallier soll's erfahren noch am Ende,
Ob die Bretonen haben Füß' und Hände.
Mehr tote Köpfe liegen bald in Scharen,
Als Knochenhäuser rings im Lande waren.

Zweiter Barde.

Der Gallier bleibe liegen, wo er lag
Und wo er fiel, bis an den Jüngsten Tag!
Der Tau der Bäume fall' allein herab
Statt des geweihten Wassers auf sein Grab!

Frau.

Die Schlacht ist vorbei; o glückliche Stunde!
Empfangt sie, alt und jung in der Runde!
Empfangt sie und nehmt die Hüte ab!
Wir haben gesiegt, sie mußten ins Grab.

(Die Kämpfer kommen zurück, sie tragen die Leiche des Jünglings und bringen einen gefangenen Feind.)

Frau.

Doch warum kommt ihr so traurig zurück? —
O wehe, mein Sohn! Ihn traf das Geschick.
Sein Hut durchlöchert, sein Rock zerschlissen,
Sein Haar von Säbelhieben zerrissen.
Es fließt ihm das Blut von der Seite klar.
Fluch jenem, der sein Mörder war!

Chouan.

Du armes Weib, wir bringen gefangen
Den, der ihn getötet. Er muß hier hangen
Als arger Verräter; er ist ein Bretone,
Vom Feinde gekauft mit schmählichem Lohne.

Erster Barde.

Ha, du Verräter, sei verflucht!
Verflucht, Verräter, ärger verrucht
Als unsere Feinde! Du hast, o Schmerz,
In deinem Leib kein bretonisches Herz.

Zweiter Barde.

Du bist nicht vom alten, starken Geschlecht
Der braven Bretonen, bieder und echt!
Du hörtest nie mit den Hochzeitgästen
Das Lied der Barden bei unseren Festen.

Erster Barde.

Eh solltest du deine Zunge fressen,
Als unser Bretonisch je vergessen!
Dir flucht die Heimat ohnegleichen,
Armoricum, das Land der Eichen!

Alle.

Ha, du Verräter, sei verflucht!
Verflucht, Verräter, falsch und verrucht!

Gefangener.

Ach, um mein Leben bitte ich nicht;
Mich Todeswunden traf Gottes Gericht.
Nur um meine Seele ist mir not;
Ich fürchte die Hölle nach meinem Tod.
O holt mir einen Priester zur Frist,
Keinen, der wie ich so treulos ist,
Daß er meiner Seele eingieße die Gnade
Und zum Paradies eröffne die Pfade!

Erster Barde.

Wie, sinnst du vielleicht auch diesen Verrat?
Lockst du Verborgne zum Todespfad?
Nein, steige zur Hölle und magst du voll Grauen
Dort unerhörte Qualen erschauen!

Zweiter Barde.

Heul dort, wie ein wutbesessener Hund,
Wo Flammen züngeln aus schaurigem Grund,
Flammen zu Füßen, zu Häupten Flammen;
Verzehrend schlagen sie ob dir zusammen!

Erster Barde.

Die eigenen Tränen trink dort zum Trunke,
Vermischt mit dem Blut von Molch und Unke!
Nie dringe dein Flehn durch der Hölle Mauern!
Solang Gott dauert, soll Pein dir dauern!

Zweiter Barde.

Du aber, Mutter, weide dich
An der Pein des Verräters, der frevellich
Getötet den Freund, verraten das Land,
Zerrissen der Treue heiligstes Band!

Frau.

Nein, Unglücklicher, nein, o nein!
Verzeih' dir Gott; ich will dir verzeihn.
Ich bring dich zu einem Priester hin,
Der verborgen im Wald mit heiligem Sinn
Trotzt der Gefahr, daß er dich versöhne
Mit Gott und deine Reue kröne.
Ich will dann bei deinem Lager bleiben,
Die Todesangst von dir vertreiben,
Bis daß dein letzter Seufzer verhaucht.
Die Kraft, die dazu meine Seele braucht,
Geb mir das treue Angedenken
An meinen Sohn! Gott mög' ihm schenken
Die ewige Ruh', sowie uns allen,
Wie unser Schicksal auch möge fallen!
So kommt, folgt mir den Wald entlang
Und grüßt die Toten mit frommem Gesang!

Chor.

Gott, wie wird groß und rein
Das Glück der Seelen sein

In Gottes, des gütigen, Schoß,
Des Lieb und Huld so groß!
Sobald einst unser Geist,
Entzwei die Fesseln reißt,
Dann in der Lüfte Reich
Fliegt er der Lerche gleich.
Über den Mond empor
Schwebt er zum Himmelstor,
Unter den Füßen fern
Bleiben ihm Sonn' und Stern.
Leb' wohl, der Armut Leid!
Leb' wohl, o Traurigkeit!
Leb' wohl, o Herzensqual!
Lebt wohl, ihr Sünden all!
Dort werden wir fürwahr
Sehen der Engel Schar.
Jeder mit Harfenklang
Preist Gott im Lobgesang.
Und Vater, Bruder, Sohn,
Sehn wir an Gottes Thron,
Und schön in Ruhm und Glanz
Helden des Vaterlands.
O unvergleichlich Glück,
Wend' ich auf dich den Blick,
Tröst' ich so gern mein Herz
Über des Lebens Schmerz.

(Alle sind abgegangen außer Tinteniac und Chouan.)

Tinteniac.

Fürwahr, ein Volk so groß und gut,
Mit solcher Treue, mit solchem Mut,
Spottet allem Schrecken und Drohn
Der ruchlosen Revolution!

Chouan.

Hier ist das Volk, hier ist die Nation;
Dem städtischen Pöbel sprechen wir Hohn!
Er meint zu siegen frech und dreist;
Doch endlich siegt der Treue Geist!

6.

Großer Kerkerraum. Das Gastmahl der Girondisten.

30. Oktober 1793.

(Ein alter Kerkermeister und ein junger Schließer besetzen eine Tafel mit Speisen und Getränken.)

Kerkermeister. Daß diese Herren Girondisten noch immer nicht in ihren guten Kerker zu ihrem Gastmahl zurückkommen! Heut' soll doch der letzte Tag der Verhandlung sein. Warum sich da noch so lang aufhalten, noch lange Reden vom Stapel lassen! Mit lauter Reden reden sich die guten Leute doch nur um den Hals. Ihr Schicksalsbrief ist längst besiegelt.

Schließer. Sollen sie denn verurteilt werden? Wißt Ihr das?

Kerkermeister. Das weiß ich, der Kerkermeister, ebenso wenig, wie du, der Beschließer. Das weiß aber der Staatsanwalt und der Präsident. Man läßt die Leute nur der Form wegen ein wenig reden.

Schließer. Sie glauben aber fest an ihren Freispruch.

Kerkermeister. Sie glauben immer an die Unwiderstehlichkeit ihrer schönen Reden.

Schließer. Hätten sie sonst dieses Gelage bestellt?

Kerkermeister. Nicht sie, ein unbekannter Freund hat es bestellt, wie ausgemacht wurde. Die noch nicht Gefangenen sollten die Kerkergenossen traktieren.

Schließer. Ich höre Lärm. Sie kommen. Sie singen gar. Sie scheinen fröhlich und siegesstolz.

Gesang (aus der Ferne).

Wohlauf, des Vaterlandes Mannen!
Der Tag des Ruhms hat uns getagt,

Ob wider uns auch der Tyrannen
Blutbanner schreckendrohend ragt.

Kerkermeister. Nein, gerade dies Siegeslied ist das verabredete Zeichen ihrer Niederlage. (Die Girondisten kommen, von einer Wache geleitet.)

Wache. Hier übergeb' ich dir, Bürger Kerkermeister, wieder deine zweiundzwanzig Gefangenen. Hier die Liste. Bestätige mir den Empfang.

Beschließer. So sind sie nicht freigesprochen?

Wache. Dumme Frage. Wir sprechen nicht frei.

Kerkermeister. Ich zähle nur einundzwanzig. Da ist Betrug!

Wache. Nur ruhig! Ich vergaß. Einer hat sich allerdings eigenmächtig befreit und dem Hochgericht entzogen. Aber was wir noch von ihm erwischt haben, seinen Leib, den bringen wir zurück. Mit ihm mag der Henker tun, was er will und kann. Hier ist er. Es ist Valazé! Oder besser gesagt, er war's. (Die Leiche wird auf einer Bahre gebracht.)

Vergniaud. Mein guter Freund, was hast du da getan? Wie schlau hast du das Joch der Tyrannei, das mit der Freiheit heuchlerischer Maske nur Tod und Schande bringen will, zerbrochen! Doch, guter Freund, warum denn gar so schnell? In kurzen Stunden geben uns ja doch die Feinde jene Freiheit, die du suchtest. Warum nicht Arm in Arm mit uns zur Höhe? Warum so neidisch und so stolz allein? Doch keinen Groll! Es sei dir, Freund, verziehn. Wir kommen dir gar bald in jenes große bange „Vielleicht" mit raschen Schritten nach. Leb wohl auf kurze Zeit! Auf Wiedersehn! (Die Leiche wird hinausgetragen.) Brissot, warum so traurig? Hast du Furcht?

Brissot. O nein, ich freu' mich auf dies Wiedersehn. Nur möcht' ich dann gar zu gern ein

zweitesmal wieder herunterkommen, um die ganze Revolution etwas besser anzufassen, als wir's bei diesem ersten Versuch taten. Wir wollten frei sein, und hatten noch nicht gelernt, daß die Freiheit nicht in Worten und nicht in Zeichen besteht, daß die Tyrannei schlecht ist und bleibt, ob sie nun auf dem Thron sitzt oder auf der Rednerbühne eines Klubs steht, ob sie von Vergoldung strahlt, oder im schmutzigen Sanskülottengewand einhergeht, ob sie eine Krone trägt oder die Jakobinermütze.

Ducos. Wir waren diesen neuen Tyrannen zu geistreich, zu beredt, zu unabhängig.

Genfonné. Verschwörer haben uns, um straflos zu sein, eine Verschwörung angedichtet. Der Pöbel von Paris wollte mitten in Frankreich eine besondere Nation bilden, dieser Pöbel, der nur aus einigen Schurken besteht, denen andere Schurken eine außerordentliche Vollmacht gaben.

Sillery. Freunde, wie war's möglich, daß ganz Paris von ein paar tausend Räubern unterjocht wurde, von Meuterern, die alle Stellen erschwindelten?

Fauchet. Paris unterjocht von ihnen! Frankreich unterjocht von Paris! Ja, was sind wir denn für Männer gewesen, die das geschehn lassen konnten?

Ducos. Bei Gott, wir waren so kopflos, daß wir es wahrlich verdienen, wenn man uns jetzt den Kopf abschneidet.

Genfonné. Ist es möglich, da noch Mut zu schöpfen, wenn nicht aus einer sinnlosen Liebe zum Vaterland und zur Freiheit?

Vergniaud. Wir wollten den Widerspruch vereinigen. Wir wollten unsern Freistaat mit allem schmücken, was der gefallenen Monarchie Anmut und Würde verliehen hatte.

Ducos. Zerstören ist eben leichter als schaffen.

Fauchet. Wer Wind sät, wird Sturm ernten, sagt die Schrift. Wir stürzten den König durch einen Staatsstreich und fallen nun selber durch einen Staatsstreich.

Gensonné. Der Stier war los; wir glaubten, ihn anbinden zu können, waren aber nicht stark genug.

Sillery. Wir sind verdächtigt worden, da wir verdächtigten. Wir sind als unverletzliche Abgeordnete gerichtet worden, da wir zuerst die Unverletzlichkeit bestritten. Wir drohten mit dem Schafott, die Gegner schicken uns hin.

Vergniaud. Was haben wir erreicht mit unsrer Revolution, als den Schemel zu bilden für einige hohle Streber, Tolle, Wüstlinge, denen das niederträchtigste Gesindel von Stadt- und Dorflumpen, Soldatendirnen, dieser Auswurf der Menschheit, dieser epileptische, skrophulöse Abschaum, die Entarteten des Geistes und des Bluts folgen, um ihre schlimmen Instinkte austoben zu lassen. Wirtshauslungerer, erstickte Studenten, Advokaten ohne Klienten, Kurpfuscher ohne Praxis, abgefallene Priester, ausgepfiffene Schauspieler, abgewirtschaftete Handwerker, Arbeiter, die nicht arbeiten wollen, Hauptschlingel, Erztaugenichtse, kundenlose Haarkünstler! Man nennt sie bloß darum Schufte, weil die Sprache keinen schärferen Ausdruck hat.

Fauchet. Und noch einmal frag ich: sind wir Männer, daß wir das duldeten?

Gensonné. Die Antwort, Freunde, bei Tische! Es ist nicht nur unsere Pflicht zu sterben, sondern auch, uns bis dahin das Leben zu erhalten. (Sie setzen sich.) Charlotte Corday allein war ein Mann. Sie tötete uns, aber sie lehrte uns sterben.

Brissot. Ach, warum haben unsere Freunde die Flucht in die Provinzen ergriffen! Warum sind nicht die wenigen ehrlichen Leute beisammen geblieben! Jene müssen, gehetzt wie die wilden Tiere, erfahren, daß es keine unerträglichere Knechtschaft gibt als die Anarchie. Wie herrlich ist der Pöbel als Herr! Der eine verlegt sich aufs Stehlen, der hat seine Freude am Morden, der findet sein Vergnügen darin, zu quälen, einzusperren, seinen Feind aufs Blutgerüst zu bringen. Jener zieht es vor, ihm seine Frau wegzunehmen, dieser, seine Tochter zu entehren. Ein uferloser Strom von Verbrechen ergießt sich über die Welt. Er bezeugt die Wahrheit, daß die Menschen böse sind und beherrscht werden müssen, daß sie feige sind und vor den Bösen kriechen.

Vergniaud. Der Schrecken ist auf der Tagesordnung. Der Schrecken ist der einzige Hebel alles Tuns und Unterlassens.

Ducos. Wein her! — Freunde, wir haben bisher nur die bittern Früchte der Revolution gekostet. Nun kommen die süßen.

Sillery. Samson der Scharfrichter wird sie für uns pflücken.

Ducos. Nein, die süße Frucht ist der Wahn, daß wir doch fürs Vaterland und die Freiheit sterben.

Sillery. In der Tat, unser Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit scheint sich nur im Kerker verwirklichen zu können. Draußen herrscht Tyrannei, Bedrückung, Haß.

Ducos. Wenn diese Narren nur lächerlich wären, so konnte man doch lachen. Aber wenn auf einmal Legionen von Ehrgeizigen überschnappen, so ist das ein Unglück.

Vergniaud. Einem Ehrenmann bleibt nur noch übrig, sich in seinen Mantel zu hüllen und den Tod zu erwarten.

Brissot. Ja, überlassen wir dies Gaukelspiel unserm Feinde Robespierre! Er hört nie auf zu verleumden und wird daher immer gegen die Verleumdung deklamieren. Fragt ihn nach seinen Beweisen, so sagt er: Ich beweise nichts, ich klage an.

Lasource. Wir sterben in einer Zeit, wo das Volk seine Vernunft verlor. Jene werden sterben an dem Tag, da es sie wieder findet.

Sillery. Die Krankheit drückte mich bisher. Der Tod macht mich wieder jung. Ich werfe meine Krücken weg. Dieser Tag ist der schönste meines Lebens!

Vergniaud. Bravo, der Punschkessel, die Krönung unseres Mahles, das das Fazit unseres Lebens bildet! Füllt die Gläser und jeder fasse denn auch in einem Trinkspruch das Fazit all seiner Erfahrung bei dieser Revolution zusammen, die wir selber begonnen haben. (Einer nach dem andern erhebt sich mit dem Glas.)

Ducos. Ich sage, daß all dies Treiben ein schlechtes Possenspiel ist, nicht wert, im Theater ausgetrommelt zu werden.

Gensonné. Nein, es ist die Tragödie eines Welttyrannen, der es liebt, seine Sklaven sich zerfleischen zu sehen.

Brissot. Ich sah, daß das Leben dem Handelnden gehorcht, nicht dem Zögernden.

Lasource. Ich, daß es allem dem kühlen Betrachter gehört, der den Gaukeleien der Ehrgeizlinge schadenfroh und ruhig zusieht.

Fauchet. Die Welt ist alt und läßt sich nicht mehr verjüngen. Wir wollten einen morschen Baum aufpfropfen und haben ihn gänzlich ertötet.

Vergniaud. Nein, Freunde, die Welt war zu jung, zu kindisch. Das Volk hat sich mit dem Messer, das wir ihm in die Hand gaben, selber in tödlichem Spiel verwundet.

Sillery. Wir haben es befreien wollen und haben die Despotie befestigt.

Ein Achter. Nein, wir haben die Freiheit doch vorbereitet. Sie wird erst nach Jahrhunderten aus unserm Blut ersprießen.

Ein Neunter. Ja, wir haben nicht umsonst gelebt. Nichts von unsern Taten, unsern Leiden geht fruchtlos verloren.

Ein Zehnter. Zu welcher Frucht soll es gedeihen? Soll der Tor die Stelle des Weisen, der Faule die des Fleißigen, der Schurke die des Ehrenmannes einnehmen? Soll die Verbrüderung der Nichtswürdigen mit den Braven erfolgen?

Ein Elfter. Wir arbeiten für ein unbekanntes Ziel. Die Welt wirft uns weg. Die Welt wird auch ohne uns weiter schreiten.

Ein Zwölfter. Nein, wir haben gearbeitet, nur um uns selber als tüchtig zu bewähren, gleichgültig um das Ziel, was es auch immer sein mag.

Vergniaud. Halt! Diese Verwirrung der verschiedensten Ansichten wird mir zu toll. Ich schlage den Bürger Fauchet als Generalredner vor, um alles zusammenzufassen. (Sie stehen vom Tisch auf und gehen wieder in den Vordergrund.)

Fauchet. Ja, Freunde, seht, auf mich Unwürdigen fällt es gleich wie Prophetenflammen nieder und ich erschaue offen das Geheimnis der Welt und der Geschicke. Gott der Herr hat diese furchtbare Revolution durch uns, die Werkzeuge, erheben lassen, um ein vielhundertjährig Menschenirren zur höchsten Fieberkrankheit zu entzünden und so zu heilen. Alle Greuel läßt er uns hier begehn,

nur um der Welt zu zeigen, wie furchtbar Menschenwahn entfesselt wirkt, von seinem Gott so ruchlos abgefallen.

Brissot. Fauchet wird wieder fromm und glaubt an Gott, vielleicht sogar an die Unsterblichkeit der Seele? Traun, ein alter Priester bleibt doch stets ein Pfaffe. Nichts für ungut, Freund! Du wirst uns damit nicht terrorisieren. Gott ist, bei Gott, gar nicht parlamentarisch. Gib du Beweise! Gib sie zu den Akten! Ich lasse dann darüber abstimmen. Auf!

Fauchet. Mein Zeugnis ist der Völker Überlieferung, die Stimme des Gewissens, die Welt, mein Leib, mein Geist, mein freier Wille, mein Verstand, die Ordnung dieses Alls. Mein Zeugnis ist, daß ich hier bin und rede. Nur weil ich bin, ist Gott, der Seiende.

Brissot. Das alles ist nur Fabel, Ammenmärchen. Hat das Gewissen jemals einen Mörder gebannt? Die Grausamkeit der blinden Allnatur, die nennst du Ordnung? Ich schämte mich, hätt' ich die Welt so geschaffen. Ein Wahngebilde, kommt sie aus dem Nichts, vergeht ins Nichts, so wie wir alle, alle morgen tot sind und niemals waren, wie Robespierre und Danton nur ein Nichts sind.

Vergniaud. Genug der Reden! Wir sind informiert. Abstimmen, Freunde! Hebt die Hände auf, die für den Antrag Fauchets sind! — Nur zehn. Sieh, eine Stimme fehlt noch deinem Gott!

Fauchet. Und diese eine Stimme wird ihm werden.

Sillery. Mich friert. Der Morgen scheint anzubrechen.

Gensonné. Es dämmert und draußen hört man schon den Generalmarsch schlagen. (Der Kerkermeister und der Schließer kommen.)

Kerkermeister. Bürger, ich komme Sie einzuladen, sich in Ihre Zellen zu begeben, um die Toilette zur Hinrichtung zu machen. Ich bitte, sich dem Gesetze zu fügen.

Brissot. Du brauchst uns nicht zu mahnen. Wir folgen wie Lämmer. (Sie gehen.)

Schließer. Bürger Vergniaud, kennt Ihr mich nicht mehr?

Vergniaud. Nein, Freund; ich besuche erst seit kurzem die Kerker und mache die Bekanntschaft ihrer ehrenwerten Beschließer.

Schließer. Sprechen Sie leiser! Ich bin jener Schweizer, den Sie so mutvoll vor dem Tode retteten, als der Pöbel alles niedermetzelte.

Vergniaud. Unsere Schuld mordete damals eine Legion von unschuldigen, treuen Männern. Was wiegt da in meinem Gewissen die Ausnahme!

Schließer. Sie werden begreifen, daß sie mir alles wiegt. Sie haben mir das Leben gerettet, ich will Ihnen das gleiche tun. Um ins Gefängnis zu kommen, habe ich die Maske eines wütenden Jakobiners angenommen. Nehmen Sie meinen Passierschein und eilen Sie fort. Man kennt Sie nicht am Tor und wird erst in einer Viertelstunde zählen, ob alle da sind.

Vergniaud. Und was wird aus dir werden? Nein, mein Freund, behalte deinen Paß! Ich hab nicht Lust, mich da draußen wieder zu Tode hetzen zu lassen mit dem Gefühl, vielleicht einen Ehrenmann dafür aufs Schafott gebracht zu haben. Ich bin heut reif und bereit zu sterben.

Schließer. Ach, eilen Sie doch, sonst wird es wirklich zu spät.

Vergniaud. Es ist zu spät. Da ist schon der Henker. Leb' wohl. — Wohlan, Freunde, zum Ruhm, zur Vollendung! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Laßt uns unsern unglücklichen Richtern jenes Siegeslied der Freiheit entgegendonnern, jener Freiheit, die sie so schmählich entweiht und in ihr Gegenteil verkehrt haben! Stimmt triumphierend die Marseillaise an!

Gesang.

Wohlauf, des Vaterlandes Mannen!
Der Tag des Ruhmes hat getagt,
Ob wider uns auch der Tyrannen
Blutbanner schreckendrohend ragt.
Tyrannen, zittert, Brüderwürger,
Verwünscht von allen, Freund und Feind!
Erzittert! Eines Tags erscheint
Die Rache mit dem Fluch der Bürger.
Zum Sieg, zum Siege, auf!
Schließt euern Schlachtenhauf!
Voran, voran, und euer Blut
Vergießt der Welt zugut!

7.

Das Innere des Domes Notre Dame.

(Das Fest der Vernunft.)

10. November 1793.

(Nacht. Maria, von Heiligen umgeben. Christus, zwischen dem heiligen Dionysius und der heiligen Genoveva, kommt, von Engeln begleitet.

Christus.

Vom Himmel hoch komm ich herab,
Von Engelheeren, Heiligen
Umgeben, dich, die Königin
Der Engel, meine Mutter, heut
Aus diesem schönen Heiligtum

Zum Himmel abzuholen. Komm,
Bevor die Menschen, gänzlich noch
Den Tempel zu entweihen, nahn!

Maria.

Ach, du mein Schöpfer und mein Sohn,
Nur ungern laß ich diese Statt,
In der mir durch Jahrhunderte
So traute Liebe ward gezollt

Dionysius.

Doch, holde Herrin, ist es not,
Denn sie, die eben meine Burg
Zu Saint-Denis zertrümmerten,
Sie wälzen sich nun drohend her
Nach Notre Dame, deinem Haus,
Noch Ärgeres ihm anzutun.

Maria.

Ach, heil'ger Dionysius,
So ist dein Heim geschändet, das
Einst Abt Suger mit Prunk gebaut!

Dionysius.

Nicht dies allein; der Könige
Friedvolle Gräber, treu gehegt
In meinem Tempel, sind zerstört.
Zerbrochen und zerschlagen ist,
Was Karl der Große dort geweiht,
Der Merowinger Staub zerstreut,
Die Asche König Dagoberts,
Des heiligen Ludwig Sarg gesprengt.

Maria.

O schweig, o reg nicht meinen Schmerz!
Doch, Schwester Genoveva, dich
Auch schau ich hier im Trauerkleid,
Dich, starkes Weib, die du vor Zeit
Wie Judith dem Barbaren, so
Dem Hunnenkönig Attila

Allein entgegentratest. Du
Allein hast Frankreichs Stadt bewahrt
Vor grauenvollem Untergang,
Du mit der Schwestern tapfrer Schar.

Genoveva.

O meine teure Königin,
Die Schutzpatronin von Paris
Soll ich nicht fürder sein; man hat
Mir meinen Tempel wüstgelegt,
Man hat mein arm Gebein dem Schrein
Entnommen und auf offnem Platz
Verbrannt wie eines Frevlers Leib.

Christus.

Auch meiner schmerzlichen Passion
Andenken, die Sankt Ludwig einst
Vom Orient hieher gebracht,
Die Schmerzenskrone, die er hielt
Ob allen Kronen dieser Welt,
War jenen Frevlern ausgesetzt
Zum Spott, wenn nicht ein treuer Arm
Sie barg vorm Auge schnöder Welt.

Maria.

Fürwahr, ein neuer Leidensweg
Muß dann von dir gegangen sein,
Und wie einst dort, folg ich dir hier.
So lebe wohl, du trauter Bau!
Leb wohl, Paris, einst meine Lust!
Frankreich, leb wohl! Wir eilen fort,
Und mit uns zieht, was heilig war
Und welterhaltend, fort von hier.

Christus.

Zum Himmel kehre denn mit mir!
Der Engel Ave grüße dich!
Und dort erwarte das Gericht,
Das Gott der Welt verhängen wird!

Maria.

Ich folge dir, doch laß mich dich,
Laß mich den Vater bitten, daß
Er nicht zu hart die Völker straft!
Und laß mich von des Himmels Höhn
Doch wieder eines Tags herab,
Wenn nicht zur Stadt, so doch zum Tal,
Bei armen Hirten treuen Sinns
Einkehren und das Heileswort
Von unbefleckter Reinheit noch
Den Menschen künden ohne Groll!

Christus.

So sei es; alles, Mutter, was
Du bittest, soll von uns geschehn.
(Alle ab. Es wird Tag.)

Engelchor (im Verschwinden).

Wir führen unsre liebe Frau
Dahin zur lichten Himmelsau.
Empfangt sie, Engel, mit Gesang,
Die aufsteigt aus der Erde Drang!

Der Küster (kommt). Mir scheint, mein alter Küsterkopf ist schon ganz verwirrt durch die Schrecken dieser Revolution; denn mir kam eben vor, als ob ich die Chorknaben in der Kirche singen hörte, so schön wie Engel. Und ich weiß doch, daß schon längst kein heiliges Lied in diesem Tempel unserer lieben Frau erklungen ist. Nur verstohlen wagen es die Frommen, hereinzukommen und sich vor den Altären niederzuwerfen. Aber ich will die Kirche aufsperren. — Holla, wer pocht denn gar so grob an der Pforte?

Momoro (draußen). Öffnet im Namen der Kommune!

Küster. Sogleich! (Momoro kommt.) Hat die löbliche Gemeinde von Paris etwa beschlossen, einen

Gottesdienst in Notre Dame halten zu lassen? (Die Kirche füllt sich allmählich.)

Momoro. Nein, du Lümmel! Der große Rat der Gemeinde wird heut ein Fest der Freiheit und der Vernunft in diesem ehemals Notre Dame genannten Tempel halten. Wir bringen hier die Statue der Freiheit, die von nun an die Stelle des Bildes jener wenig bedeutenden Mutter des Sanskülotten Jesus einnehmen soll. So, meine lieben Genossen, diese Aufschrift mit den Worten „Der Philosophie" bringt an der Vorderseite des Baues an! Schmückt die Halle mit diesen Brustbildern der Philosophen, die durch ihre Erleuchtung am meisten beigetragen haben zum Erfolg der gegenwärtigen Revolution! In der Mitte laßt die Fackel der Wahrheit leuchten! Eine republikanische Musik begleite den Gesang des Hymnus, der natürliche, nicht mystische und eingebildete Lobeserhebungen ausdrücken soll. Während der majestätischen Musik sollen zwei Reihen weißgekleideter und mit Eichenkränzen geschmückter Mädchen, Fackeln in Händen, die Freiheit einholen. (Alles geschieht nach den Andeutungen Momoros durch seine Begleiter, die immer zahlreicher die Kirche füllen.)

Chor.

O Freiheit, steig hernieder, Tochter der Natur!
Sieh, wie das Volk erstritt die Macht für immerdar!
Zerschmettre jeder alten Trügereien Spur!
Empfang uns heut dein Hochaltar!
Ihr Königssieger, kommt; Europa schaut auf euch!
Laßt euren Zorn auch nicht vor falschen Götzen ruhn!
Du heil'ge Freiheit, komm, nimm in Besitz dein Reich,
Sei der Franzosen Göttin nun!

Momoro. O seht, die göttliche Freiheit in Gestalt eines wunderschönen Weibes tritt hervor und setzt sich auf ihren Thron, die Huldigungen der

Republikaner und Republikanerinnen in Empfang zu nehmen, die ihr mit Jubelrufen die Arme entgegenstrecken. Sie erhebt sich von ihrem Sitz, um auf ihre Freunde einen wohlwollenden Blick zu werfen und wieder in ihr Heiligtum zurückzukehren. Freunde, lasset euren Enthusiasmus in Schwüren ausbrechen, ihr immerdar treu zu sein!

Alle. Treue der Freiheit! Wir schwören es!

Sanskülotte. Haltet noch ein, ihr Männer vom Berg, und hört mich! Wir bringen euch hier acht Priester, die soeben in unserm Versammlungssaal vor uns Sanskülotten ihre Betrügereien abgeschworen haben, am Fuße derselben Kanzel, von der herab sie einst den Irrtum predigten. Sie sind wie neugeborene Kinder und werden durch euch neues Leben empfangen. Ja, heiliger Berg, Schützer der Volksgesellschaften, Förderer brüderlicher Versammlungen, du, von welchem die Blitze und Donnerschläge ausgehen, mit denen du die Throne und die Altäre des Irrtums niedergeschmettert hast, bleib unerschütterlich inmitten der Stürme!

Momoro. Ich begrüße im Namen der Gemeinde diese edlen Gesinnungen. Endlich ist die Wiedergeburt des Menschengeschlechts eingetreten. Der Fanatismus und der Aberglaube sind verschwunden, die Vernunft allein hat jetzt noch Altäre; so will es die öffentliche Meinung. Wir haben darum beschlossen, daß die bisherige Metropolitankirche hinfür der Vernunft geweiht sein solle. Das Volk erwartet es von uns. Der Nationalkonvent ist dazu geladen, damit diese Feier kein vereinzeltes Tun sei, sondern als Ausdruck des Wunsches der ganzen Nation erscheine.

Laloi (als Sprecher des Konvents). Die Einladung der Gemeinde ist schmeichelhaft für den Konvent. Jeder von uns fühlt sich vom Verlangen fortgerissen, mit euch in den Hymnus auf die Freiheit

einzustimmen. Es ist wichtig, daß der Konvent damit beweise, daß ihm die öffentliche Meinung in der Zerstörung der Vorurteile nicht voraneile.

Barrère. Wir werden der Göttin die Siegesberichte über den verbrecherischen Aufstand in der Vendee zu Füßen legen, denn auch das ist ein Sieg der Vernunft über den Fanatismus.

Chaumette. Platz da, es naht der Zug des Volkes, der in diesem alten Dome seine Huldigung der Vernunft darbringen will. Voran, junge Musikanten, seid mit Beifall begrüßt! Voran, ihr Waisen von Vaterlandsverteidigern! Voran, Bürger mit der roten Freiheitsmütze! Es lebe die Republik! Es lebe der Berg! Wir alle erwidern eure Rufe. Seht, sie bringen nun die neue Gottheit der Vernunft, das schönste Weib, auf dem mit Eichenlaub bekränzten Thronsitz getragen, die rote Freiheitsmütze auf dem Kopf, den himmelblauen Mantel um die Schultern, die Pike von Ebenholz in der Hand. Kriegerische Weisen begleiten sie. Ihr folgt ein Chor junger, weißgekleideter Frauen, das Haupt mit Blumen bekränzt, das dreifarbene Band um die Hüften geschlungen. Rauschender Beifall ertöne euch! Hebt ihnen die Arme entgegen! Schwingt die Hüte! Laßt den Enthusiasmus alle Grenzen überströmen! Heute begibt sich das ganze Volk von Paris unter diese gotischen Hallen, durch welche einst die Stimme des Irrtums erschallte, in denen jetzt zum erstenmal der Ruf der Wahrheit ertönt. Hier laßt uns der Freiheit, der Gleichheit, der Natur opfern! Nicht leeren Bildern und seelenlosen Götzen bringen wir unser Opfer, nein, es ist das Meisterwerk der Natur, das wir gewählt haben, um die Gottheit darzustellen, und dies geheiligte Bild entflammt unsere Herzen. Seht sie mit der Freiheitsmütze geziert, umgeben von den verstümmelten Sinnbildern der Feudalität! Ein ein-

ziger Wunsch, ein einziger Ruf ertönt von allen Seiten; das Volk sagt: Keine anderen Götter mehr als jene, welche die Natur uns bietet! Seht, vor euch, ihr Eingeweihten, darf ich den Schleier von der neuen Göttin hinwegnehmen. Seht, die Schönheit selber, das Weib! Der Vorsitzende der Nationalversammlung gebe ihr Umarmung und Bruderkuß! Das Volk begrüße sie mit anbetendem Gesange!

Chor.

Setzt auf den Altar Marias
Die Vernunft, die Freiheit ein!
Frankreichs ewiger Messias
Soll die heilige Gleichheit sein.
Wälle sind uns Kathedralen,
Die Kanonen Glocken rein,
Kriegslied schalle statt Choralen,
Pulver soll uns Weihrauch sein.
Halle, durch die Mönchsgesänge
Allzu lange profaniert,
Sei nun durch die Freiheitsklange
Der Vernunft aufs neu geziert!
Wahrheit, Freiheit, Gleichheit, ihr
Seid uns Götter; seht uns hier!

Chaumette. Heda, Kanoniere der Republik, mit der Pfeife im Munde, ihr sollt die Ministranten sein an dem Thron der Göttin. Tausendstimmiges Jubelgeschrei, der bacchantische Lärm der Trommeln, die hellsten Töne der Trompeten, der Donnerklang der Orgel soll uns unter die heiligen Bacchanten auf die Berge Thraziens versetzen. Biedere Ohnehosen, legt die Röcke ab und ahmt in raschen Windungen des Tanzes die Wirbelwinde heiliger Begeisterung nach, Verwüstung und Schrecken den Verrätern dräuend! Und während die Nation die Göttinnen der Vernunft und Freiheit anbetet, erweist eure Verehrung den göttlichen Dienerinnen

dieser Göttinnen, denn alle schönen Frauen sollen uns als die fleischgewordene Gottheit gelten. Stellt Tische auf in den Kapellen an Stelle der Beichtstühle und beladet sie mit Pasteten und Würsten anstatt mit eingebildeten Sünden! Fürchtet euch nicht vor dem Rausche der Freiheit! Auch der Rausch ist heilig. Aber die Geländer, Chorstühle und Beichtstühle, Heiligenbilder und Meßbücher tragt auf den Platz hinaus und entzündet damit eine große, festliche Flamme!

Ein Pikenmann (drängt sich mit anderen durch die Menge). Platz da! Wir kommen zum Feste der Vernunft vom Platze der Eintracht, wo das nationale Rasiermesser die patriotische Zustutzung von Pfaffen und Aristokraten besorgt, und bringen an der Spitze unserer Piken diese frischen Köpfe zu den Füßen der Göttin dar, als liebliches Opfer.

Einanderer. Platz da! Wir bringen auf dieser Tragbahre den Gipskopf des ersten Heiligen der Freiheit und Vernunft, des unsterblichen Marat. Auf den Boden vor ihm, wer kein Schurke ist! Er soll an Stelle des heiligen Petrus die Schlüssel des Himmelreiches der Freiheit führen, und niemand sei geschont, den er nicht einläßt.

Anacharsis Cloots. Platz da, ihr Bürger von Paris! Ich bin Anacharsis Cloots, einst Baron und Deutscher, nun Weltbürger und persönlicher Feind Gottes. Ich bringe euch hier als Kosmopolit die Repräsentanten des ganzen Menschengeschlechts, die eurer Revolution zujubeln. Alle Weltteile, alle Rassen, alle Farben beugen sich vor euch und vor eurer Göttin. Ich predige laut und feierlich, daß es keinen anderen Gott gibt als die Natur, und keinen anderen Herrn als das Menschengeschlecht, das Gottvolk. Unsere Sanskülotten brauchen jetzt keine anderen Predigten mehr als die Menschenrechte, keine andere Kirche als den

Klub ihrer Sektion. Darum beantrage ich, daß alle Glockentürme und Kirchen abgetragen werden sollen.

Küster. Ja, und aus den Steinen soll man ein Narrenhaus bauen und den Antragsteller als ersten hineintun.

Cloots. Wer wagt das zu sagen? Ein Royalist, ein Verschwörer? Ergreift ihn! An die Laterne! (Getümmel.)

Rosa Lacombe (an der Spitze ihrer Amazonen.) Ruhig, ihr schwächlichen Männer! Macht Platz uns Frauen! Fort mit eurer rücksichtsvollen Kinderei! Wenn wir Frauen uns nicht für die Revolution von Anfang an eingesetzt hätten, ihr allein wäret nie nach Versailles gekommen. Darum müssen wir wieder eingreifen, denn eure Grundsätze werden immer laxer, der Gang der Revolution geht nicht rasch genug vor sich.

Chaumette. Wer bist du, schöne Amazone?

Rosa. Rosa Lacombe nannte mich die Mutter. Meinen Vater kannte sie nicht. Aber ich bin Präsidentin meines Klubs, dem die Kommune immer einen Ehrenplatz bei öffentlichen Festen gab. Die Föderierten schenkten mir die Bürgerkrone, weil ich mich bei der Erstürmung der Tuilerien hervorgetan hatte. Ich mit meinem Bataillon von Frauen bin eine Macht. Darum haben wir die slavische Frauentracht abgetan und ziehen in roten Trikots militärisch einher, die rote Mütze auf dem Kopf.

Chaumette. Wir anerkennen eure Verdienste, aber ihr überhebt euch, Frauen. Eure Natur ist entartet, ihr entehrt euer Geschlecht. Das Gesetz befiehlt, Sitten und Gebräuche zu achten; ihr vernichtet aber alle Sitte. Seit wann ist es gestattet, sein Geschlecht abzuschwören? Seit wann ist es anständig, daß Frauen die frommen Sorgen

für den Haushalt und die Wiege ihrer Kinder beiseite setzen, um auf den öffentlichen Plätzen und auf den Tribünen zu reden? Hat die Natur den Männern die Sorgen für das Hauswesen anvertraut? Nein, sie hat zum Manne gesagt: Sei Mann! Sie hat zur Frau gesagt: Sei Weib! Die zarten Sorgen für die Kinder, die Einzelheiten des Haushalts, das süße Bangen der Mutterschaft, das sind deine Arbeiten. Zudringliche Weiber, die ihr jetzt Männer sein wollt, habt ihr nicht genug zu tun? Was braucht ihr denn noch mehr? Euer Despotismus ist der einzige, den wir nicht bezwingen können, denn er ist die Herrschaft der Liebe, folglich das Werk der Natur.

Rosa. Hör einmal auf mit deinen faden Reden, die nach dem Feudalismus schmecken! Man sieht, daß alles Gute weiblich ist, die Freiheit, die Gleichheit, die Vernunft, alles Schlechte männlich, der Despotismus, der Fanatismus, der Aberglaube, der Verrat. Ich drohe dir mit dem Zorne aller revolutionären Frauen. Ich verlange mit meinem Frauenchor die Vollendung der Revolution. Hinaus aus diesem Tempel! Er gehört uns. Wir sind die Vernunft, wir gehören auf den Altar. (Es erhebt sich Getümmel, Geschrei, Gedränge und Rauferei.)

Küster. O weh, nun kommen sie übereinander! Raufend und schreiend, erhitzt von Haß und Lust drängen sie sich in die Kapellen. Ich fürchte, dieser Streit wird mit einer noch grauenhafteren Entweihung dieser heiligen Stätte durch einen schändlichen Friedensschluß enden, über den die Göttin der Vernunft den Vorhang der Scham wird fallen lassen müssen und alle Himmlischen sich verhüllen werden.

8.

Vor Toulon.

18. Dezember 1793.

(Barras und General Dugommier.)

Barras. Wer ist der tolle Kapitän, der es wagt, die Pläne des Wohlfahrtsausschusses zu bekritteln?

Dugommier. Es ist ein junger Corse, Bonaparte heißt er.

Barras. Ist er vertrauenswürdig?

Dugommier. Er versteht sein Handwerk.

Barras. Möglich. Aber die Corsen sind alle verdächtig. Sie sind nur halbe Franzosen. Doch was ist das für ein Lärm?

Dugommier. Bonaparte hat, wie es scheint, seinen Plan doch ausgeführt. Dies Siegesgeschrei verkündet, daß jenes Fort genommen ist, auf das er so viel Wert legte. Aber da kommt er selber.

Bonaparte (kommt). General, es ist gelungen. Wir werden morgen in Toulon schlafen. — Wer ist der Bürger?

Dugommier. Es ist Barras, der Kommissär des Wohlfahrtsausschusses. Ich gratuliere Ihnen zu ihrem Erfolg.

Barras. Ich nicht, Kapitän. Ich fürchte, Sie haben umsonst eine große Zahl von Bürgern geopfert und durch Ihren Ungehorsam den Kopf aufs Spiel gesetzt.

Bonaparte. Ist es meine Aufgabe gewesen, unmögliche Befehle auszuführen, oder Toulon zu erobern?

Barras. Toulon ist noch nicht erobert. Sie haben die große Aufgabe umgangen. Sie spielen da nur mit ihren Batterien.

Bonaparte. Bürger!

Barras. Lassen Sie sich belehren, junger Mann! Toulon bedroht den Erfolg der Revolution. Die Konservativen und Königsfreunde sind hier zahlreich. Man ging so weit, die Flotte, den Hafen, die Stadt dem englischen Admiral auszuliefern und die weiße Fahne des Königtums aufzupflanzen. Der Schlag war furchtbar. Wir beordneten die besten Offiziere hieher.

Bonaparte. Ja, ich merkte es. Sie führten mich nach einer reichlichen Mahlzeit, von Wein berauscht und voll eitler Prahlerei, in prunkendem Aufzug zu einer Batterie und kündigten mir das Schauspiel der Verbrennung des englischen Geschwaders an. Ich wußte gleich, daß die Kugeln nicht einmal bis ans Meer reichen würden. Bald sahen sie auch selber die Lächerlichkeit ihrer Vorbereitungen ein und kehrten mit hängenden Ohren zurück.

Barras. Wir haben allerdings jenen schwachköpfigen General zurückgeschickt —

Bonaparte. Aber statt eines schlechten Malers darauf einen schlechten Arzt hergesandt. Sie mögen alle gute Redner in den Klubs gewesen sein. Hier aber tat ein gelernter Kriegsmann not.

Barras. Sind Sie der? Sie haben noch zu lernen. Ihre ersten Versuche in Sardinien und Corsica haben gänzlich versagt.

Bonaparte. Weil ich dort keine Mittel hatte, meine Kenntnisse zu entfalten. Ich kann nicht aus Kartenblattern Hauser bauen. Aber hier konnte ich etwas ausrichten, vorausgesetzt, daß man mir gehorchte.

Barras. Ihnen? Sind Sie ein Despot?

Bonaparte. Meinen Kenntnissen vielmehr. Es ist der Despotismus des Wissens und des Könnens.

Barras. Sie sind fast unverschämt!

Bonaparte. Ich darf es sein. Die Republik wird gut tun, mich ebenso gewähren zu lassen, wie es nun mein braver General Dugommier tat.

Dugommier. In der Tat, Kapitän Bonaparte hat sich trefflich bewährt. Er hat in unserm Heer die Ordnung und Tapferkeit organisiert, er hat alle Soldaten voll Zutrauen gemacht

Barras. Gut, aber wir haben euch doch befohlen, eine regelrechte Belagerung anzufangen.

Bonaparte. Dazu wäre die doppelte Zahl von Truppen nötig gewesen.

Barras. Aber der ganze hiesige Kriegsrat hat doch den Plan angenommen.

Bonaparte. Weil es gefährlich ist, dem Wohlfahrtsausschuß zu widersprechen. Nur ich hatte diesen Mut.

Barras. Sie, der Jüngste?

Bonaparte. Ich sah, daß die Stärke der Engländer nur auf ihrer Flotte beruhte. Wenn man diese zwingt, sich von Toulon zu entfernen, so muß die Garnison abziehen. Die Flotte kann aber vom Fort Aiguillette bestrichen werden. Darauf richtete ich alle Kraft; hier war der Schlüssel von Toulon. Das Fort ist erstürmt und ich habe sogleich die eroberten Kanonen auf die englische Flotte richten lassen.

Dugommier. Aber sehen Sie die Bewegung im Hafen! Und da kommt Junot.

Junot. Sieg! Überläufer aus Toulon melden, daß die Engländer bereits abziehen. Sie haben erkannt, daß bei uns einer kommandiert, der das erreicht, was er will.

Bonaparte. So lassen also diese Engländer die unglücklich Verleiteten im Stich?

Junot. Nur die wenigsten werden Platz auf den Schiffen finden.

Bonaparte. Seht, die Nacht bricht ein und bietet ein grauenvolles Schauspiel! Die ganze Luft steht in Flammen. Man sieht beim Fliegen der glühenden Kugeln die Flüchtenden in den Nachen. Die Schiffe brennen. Die Stadt ist ein Feuermeer. Ein Feuerstrahl steigt vom Arsenal auf; ein zweiter inmitten der Rhede. Ein donnernder Knall! Die zerrissenen, in die Luft gesprengten Trümmer fliegen weit hin. Donner folgt auf Donner. Dem höllischen Lärm und dem Wehgeschrei, das durch die Luft verzittert, folgt grausiges Stillschweigen.

Barras. Ah, da kommt Freund Fouché. Zur guten Stunde!

Fouché. Ich komme von Lyon, um an den Freuden eures Sieges teilzunehmen. Es kam schneller, als wir dachten.

Barras. Ich weiß, du kennst nur eine Art, den Sieg zu feiern. Du wirst die Guillotine aufrichten und als Hyäne die Ruinen durchziehen.

Fouché. Auch wir haben zum Sieg beigetragen durch den Schrecken, den wir unter die Feiglinge warfen. Nun erst sind die Girondisten überwunden, die diese Stadt den Engländern ausgeliefert haben.

Marmont (kommt mit Soldaten und Gefangenen). Unsere Soldaten, die bereits in die Stadt eingedrungen sind, haben sich dieser Gefangenen bemächtigt.

Barras. Wer sind Sie?

Hughes. Ich heiße Hughes.

Barras. Sie haben gegen die Revolution revoltiert!

Hughes. Ich habe das verfassungsmäßige Recht des Widerstands gegen Gewalt angewendet.

Barras. Das ist nicht für euresgleichen.

Hughes. Ich dachte, in der Republik, wo alle Meinungen frei sind, sei auch die meine frei.

Barras. Sie sind Royalist?

Hughes. Ja, ich bin 84 Jahre alt und habe genug Erfahrung, um die Vorzüge des alten und neuen Systems abwägen zu können.

Barras. Ihr großes Vermögen hat Sie verleitet, gegen das Volk zu konspirieren.

Hughes. Gäbe es nicht große Vermögen, so wäre Frankreich eine Horde, wie sie es vor Cäsars Eroberung war. Aber ist euch um mein Vermögen zu tun, so nehmt es!

Fouché. Ja, aber dein Leben gehört dazu. Fort zum Tode! (Zu Bonaparte) Kapitän, kommen Sie. Sie werden bei den Füsilladen helfen können. Die Guillotine arbeitet für solche Fälle zu langsam.

Bonaparte. Entschuldigen Sie mich! Die Republik wird wohl andere Henker finden. Ich bitte um eine mir angemessenere Verwendung.

Barras. Gut, wir werden Sie in Italien brauchen. Sie verdienen eine Beförderung zum General. Übrigens scheinen Sie zu den Menschen zu gehören, die sich selber befördern, wenn man sie übersehen sollte.

Bonaparte. Ich stehe ganz zu Diensten der Republik.

Barras. Wenn ichs genau betrachte, so ist die Republik mehr zu Ihren Diensten gestanden.

Bonaparte. Es ist das Wesen der Republik, das Verdienst hervorzuziehn, wo sie es findet.

Barras. Das ist geschehn. Leben Sie wohl! Vielleicht treffen wir uns noch einmal im Leben. (Alle ab, außer Bonaparte und seine Offiziere.)

Bonaparte. Nun, meine Freunde Junot, Marmont, Duroc, nun erst beginnt eure Laufbahn,

nachdem ich euch hier aus den Unteroffizieren hervorgezogen habe.

Junot. General, du hast es dir wohl nicht träumen lassen, schon mit vierundzwanzig Jahren diese hohe Stelle zu erhalten!

Bonaparte. Nicht träumen lassen? O Freunde, ihr ahnt nicht, was man alles träumen kann. Mag mir die Zukunft das Überschwänglichste geben, sie wird doch nie meine Träume erreichen.

Marmont. Da wirst du uns am Ende gar zu Prinzen machen wie im Märchen?

Junot. Und die Republik, die Revolution?

Bonaparte. Ist nur ein Kapitel in diesem Märchentraum. Kommt!

9.

Vor einem kleinen Landhaus bei Paris.

31. März 1794.

(Tallien und Daubigny.)

Tallien. Das ist schön von dir, Freund Daubigny, daß du uns einmal aus dem Wust des Pariser Hexenkessels in dein hübsches Landhaus da geladen hast.

Daubigny. Laß dir gestehn, Tallien, daß ich dabei eine besondere Absicht verfolge. Danton und Robespierre, die Häupter der Umwälzung, sprechen sich schon seit einiger Zeit nicht mehr so gut, wie früher; es droht eine schwere Spaltung. Wir müssen sie wieder vereinigen. Sie sollen sich einmal hier fern vom heißen Brennpunkt des Streites aussprechen, Frieden schließen und so neuerlich gestärkt und vereint der Schrecken aller Feinde der Freiheit werden.

Tallien. Nun, da kommt ja schon unser Danton.

Danton. Gegrüßt, ihr Freunde, in dieser friedlich stillen Natur, nach der ich mich aus allem Blut der Revolution schon so lange sehne! Ich habe schreckliche Dinge gesehn und selber ins Werk gesetzt. All meine Kraft, mit der ich, ein zweiter triumphierender Herkules, den Stallmist der Jahrhunderte auszufegen mich rühmte, sinkt dahin unter dem Gefühl dieser Verbrechen und Gewalttaten. — Ah, diese Stille! Der Veilchenduft! Das knospende Grün! Der zartblaue Frühlingshimmel! Die Natur ist meine Geliebte.

Daubigny. Ich habe allerdings versäumt, Danton, dir deine anderen Schönen einzuladen. Du mußt mit der Gesellschaft meiner alten Pächterin vorlieb nehmen. Sie bringt uns da Erfrischungen und wird dich unterhalten, indes wir beide Robespierre entgegengehen. (Er geht mit Camien ab.)

Pächterin. Guten Morgen, Bürger! Ein heißer Tag.

Danton. Ein schöner Frühlingstag, Bürgerin. Auf dein Wohl! Es lebe die Republik! Du bist doch eine gute Republikanerin?

Pächterin. Wie sollt' ich nicht, da man uns sagt, daß wir jetzt alle Könige und Königinnen sind. Bis wir nur alle Gesetze und Verbote auswendig gelernt haben, die uns eine Menge neuer Sachen bei Todesstrafe verbieten!

Danton. Ihr müßt eben zuerst einmal alle Unvernunft, allen Fanatismus aufgeben. Wir wollen auf den Trümmern von allen Mißbräuchen das allgemeine Glück der Vernunft aufbauen.

Pächterin. Eure Vernunft, nach der ihr eure Dirnen an Stelle unserer lieben Frau von Paris gesetzt habt, ist mir zu aristokratisch. Wir, das Volk, wir brauchen einen Gott und eine Himmelsmutter, die wir lieben können, denen wir mit

unseren Klagen und Schmerzen kommen dürfen. Das scheint mir, einer dummen, unvernünftigen Bäuerin, demokratischer und volksfreundlicher zu sein als der Schrecken der Guillotine.

Danton. Bürgerin, du bist im höchsten Grad der Verdächtigkeit verdächtig. Aber du hast Unrecht, denn sonst wären wir alle zusammen dumme Jungen. — Ha, Robespierre! — Seid alle gegrüßt! (Robespierre, Daubigny, Camille, St. Just und einige andere kommen.)

Daubigny. Nun, ich bin froh, daß es mir endlich gelang, euch, meine Freunde, zu vereinigen. Aber bleibt nicht so mißtrauisch vor einander stehen! Umarmt euch! Werft allen Unmut von euch, den ihr gegeneinander auf dem Herzen habt!

Danton. Ich bin bereit. Robespierre, du bist nicht mehr so wie sonst gegen mich. Hast du mir etwas vorzuwerfen?

Robespierre. Ja, Danton, ernste Dinge. Du trittst all meinen Maßregeln entgegen. Du hast die Girondisten retten wollen und sie verteidigt. Du hast Camille Desmoulins gereizt, mich anzugreifen. Ihr seid beide gegen mich verschworen.

Danton. Camille war durch seine Kühnheit vor vier Jahren der Beginner der Revolution. Ihr hattet groß Unrecht, seine euch unbequemen Schriften zu verbrennen. Verbrennen ist nicht widerlegen. Ich teile seine Ansicht, daß die Freiheit nicht das Elend ist, nicht eine Gleichheit der Hungersnot. Sie soll uns nicht zur Unwissenheit, zu den Eicheln und Erdhöhlen der alten Gallier zurückführen. Wenn die Freiheit zu reden und zu schreiben in Frankreich aufhört, dann ist Moskau republikanischer als Paris.

Robespierre. Die Freiheit darf nicht mißbraucht werden.

Danton. Das Wort war freier unter den Königen. Bist du tugendhaft, was fürchtest du dich vor unseren Blättern? Eine Schönheit hat keine Angst, in den Spiegel zu sehen.

Robespierre. O ja, wenn der Spiegel verzerrt.

Danton. Besser noch immer der Menschenhaß eines Timon, der nichts gut findet, als dieser allgemeine Schrecken, der wie ein riesiger Eisberg das Meer der öffentlichen Meinung verdeckt. Baut der Freiheit einen Tempel, aber nicht wie jenem mexikanischen Götzen aus den Gebeinen von Millionen Bürgern! Wie lange soll noch die Guillotine stehen?

Robespierre. Der will keine Guillotine, der da fühlt, sie selber zu verdienen.

Danton. Maximilian, das geht zu weit! Sollen wir wie die Krieger des Kadmus uns gegenseitig hinschlachten? Die Könige von Europa sehen auf ihre Uhr, ob schon bald die Stunde kommt, da die Revolution sich selber vernichtet. Die Stunde wird da sein, wenn alle Patrioten hingerichtet sind, bis auf den Henker. Schon viel mehr Helden der Revolution seh' ich auf dem Blutgerüst als an der Arbeit. Man fängt schon an, sich weniger für die Regierenden als für die Eingekerkerten und Blutzeugen zu interessieren. Such' in Paris einen verdienten Patrioten! Seine Adresse weiß nur der Kerkermeister.

Robespierre. Danton, ich mahne dich an die majestätische Ruhe, die sich allein für Republikaner ziemt.

Danton. Nein, du mußt mich hören! Diese angebliche Herrschaft der Tugend, die ihr proklamiert, beruht auf der schändlichsten Angeberei, wie sie die Zeiten der Könige, der Triumvirn nicht kannten. Ihre Helden sind die Denunzianten. Der

Jakobinerklub wurde zur Hölle, wo Weiber als Furien ziſchen. Verhüllt die Menſchenrechte und ſtellt dafür das einfache Geſetz auf: Jeder iſt verdächtig, ich, du, alle ſind verdächtig. Robespierre, ich biete dir den Frieden. Wehe dem, der den Krieg will! Meinen Kopf werde ich den Tyrannen nicht hergeben.

Robespierre. Wen nennſt du Tyrann? Es gibt in der Republik keine andre Tyrannei als die des Vaterlands. Ich habe bisher den Mut gehabt, dich zu ſchützen.

Danton. Aber nun kannſt du dem Drängen nicht mehr widerſtehn?

Robespierre. Der Ausſchuß dürſtet nicht nach Blut, ſondern nur nach Gerechtigkeit. Er überwacht die ſchlechten Bürger, die die Republik durch Nachſicht entwaffnen wollen.

Danton. Soll das eine Anſpielung ſein?

Robespierre. Nein, es iſt eine Anklage.

Danton. So wollen deine Freunde meinen Tod?

Robespierre. Die Deinen wollen den Tod der Republik.

Daubigny. O Freunde, euer Hader tötet die Republik. Ihr müßt euch verſöhnen.

Callien. Könnt ihr euch denn nicht verſtändigen?

Danton. Wohl, aber jene behandeln alle, die anderer Meinung ſind als ihrer, wie Feinde, die des Todes ſchuldig ſind.

Robespierre. Nein; der beſte Beweis iſt, daß du noch lebſt, Danton.

Danton. Ich? Warum?

Robespierre. Weil du ein Verſchwörer biſt und es ſelbſt eingeſtehſt.

Danton. Du nennſt mich einen Verſchwörer, mich, den Feind der Könige? O Jammer!

Robespierre. Ha, der stolze Danton weint?

Danton. Ja, ich weine — um die Republik! (Er sinkt auf einen Stuhl. Robespierre geht mit seinen Freunden. Nur Daubigny und Tallien bleiben.)

Daubigny. Robespierres Schweigen bedeutet nichts Gutes. Ich fürchte, ich habe die Sache nur schlechter gemacht.

Tallien. Er sinnt auf deinen Untergang. Danton, du mußt ihm zuvorkommen! Wenn du im Konvent in deiner donnernden Weise die Mißstände darstellst, wirst du siegen.

Danton. Es ist noch nicht Zeit dazu.

Tallien. Du hast, glaube ich, keinen Augenblick zu verlieren.

Daubigny. Da kommt Camille. Was will er in solcher Hast?

Camille Desmoulins. Danton, man redet in Paris von deiner Verhaftung. Der Befehl ist unterzeichnet, er wird vielleicht noch diese Nacht vollzogen werden. Ich biete dir ein Versteck an. Von dort kannst du ins Ausland entfliehen.

Danton. Ins Ausland? Ha, trägt man denn sein Vaterland an den Schuhsohlen mit sich? Wohin soll ich fliehen, wenn das freie Frankreich mich nicht ertragen kann? Jedermann kennt mein Gesicht. Auf meiner Stirn thront der Stempel des revolutionären Genius. Gebt mir einen Spiegel! Schaut nur, wie fest mein Kopf auf seinen Schultern steht! Nein, nein, ihr erschreckt mich nicht. Meint ihr, daß Robespierre mich so einfach in die Tasche schieben kann? Übrigens, was ist es denn so besonderes, wenn Samson uns den Halswirbel zerknackt! Die heldenmütigen Urheber der Revolution müssen beständig zwischen dem Geräbertwerden und der Unsterblichkeit einherschreiten. Meine Wohnung wird ohnedies bald im

Nichtsein und mein Name im Pantheon sein. Ich hoffe, im Schoße des Ruhmes einzuschlafen. Das Volk wird meine Ankläger, ehe drei Monate vergehn, in Stücke reißen. In meinem Sturz aber will ich die Republik ins Grab mitzerren, und wenn ich an das Ufer des Acheron komme, gleich im voraus dem Charon das Fährgeld für meine Feinde entrichten. Kommt, Freunde, nach Paris. (Alle ab, die Pächterin kommt.)

Pächterin. Das Essen ist angerichtet. Wollen die Bürger —? Aber da sind sie ja alle fort. Alles ausgestorben. Mir scheint, sie haben doch den Kopf zu voll von ihrer Republik, um unsern ländlichen Frieden genießen zu können. Und sieh da, der Himmel umzieht sich, es beginnt zu regnen. Ich muß alles wieder hineinschaffen. (Sie singt)

Es regnet, regnet, regnet,
Du schöne Schäferin.
Bin dir zum Glück begegnet;
Nun komm zur Hütte hin!
O fürchte dich nicht, gute,
Nichts Böses tu ich dir.
Trau meinem treuen Mute,
Bleib als mein Weib bei mir!

10.

Das Fest des höchsten Wesens. Paris. Tuileriengarten.

8. Juni 1794.

(Zwei Bürger.)

Ein Bürger. Was ist mit Paris geschehn? Hat die Zeit des Schreckens aufgehört? Ist die Revolution zu Ende? Ist man nach der Hinrichtung Dantons und der frommen Schwester des Königs

müde dieser grauenhaften Tollheiten? Paris, dieser Höllenschlund, sieht fast wieder aus wie eine gute alte Stadt am Fronleichnamstag. Grüne Bäume vor jedem Haus, ein Blumenkranz, eine Fahne oder ein Prunkteppich an jedem Fenster. Die Tore mit Kränzen geschmückt, dreifarbige Bänder an den Häusern. Alles schwimmt in einem Meer von Rosen.

Zweiter Bürger. Ei, man feiert das Fest des höchsten Wesens! Robespierre selber hat den Gedanken dazu gegeben, der Maler David hat den Plan entworfen. Seht, schon hört man von allen Seiten die Klänge kriegerischer Musik. Kanonen donnern. Das Volk füllt die Straßen. Es strömt hier im Nationalgarten zusammen. Nun wird bald der Konvent kommen mit Robespierre, dem Präsidenten. Er hat sich gar sehr nach diesem höchsten Tag seines Lebens gesehnt. Aber seht, da kommen sie schon. (Barrère, Tallien und andere Konventsmitglieder kommen.)

Barrère. Robespierre läßt auf sich warten. Er scheint schon das Benehmen eines Königs annehmen zu wollen.

Tallien. Da kommt er. Aber sieh, sein Strauß von Blumen und Ähren ist größer als der unsrige, die dreifarbigen Federn auf seinem Hut sind höher, das Blau seines Fracks heller. Er will sich hervorheben. Nun, er mag es nur!

Alle. Es lebe die Republik!

Robespierre. Franzosen und freie Männer! Endlich ist der für immer glückselige Tag erschienen, den das französische Volk dem höchsten Wesen weiht. Niemals bot die Welt ihrem Schöpfer ein seiner Blicke so würdiges Schauspiel. Er sah auf der Welt die Tyrannei, das Verbrechen, den Betrug herrschen: in diesem Augenblick sieht er aber ein ganzes Volk den heldenmütigen Kampf

mit den Unterdrückern des Menschengeschlechts einstellen, um sich zum großen Wesen zu erheben, das ihm diese hohe Sendung gab und die Kraft, sie auszuführen. Freie Männer Frankreichs, ihr habt die befudelte Erde geremigt und die verbannte Gerechtigkeit zurück gerufen. Hochherziges Volk, kröne deine Taten und bringe der Gottheit die einzige ihrer würdige Verehrung dar!

Chor der Männer.

O höchstes Wesen, du bezeugtest
Das Recht der Revolution,
Da du die Feinde vor uns beugtest
Und stürzen ließest Kron' und Thron.

Chor der Frauen.

Du höchstes Wesen, gabst dem Weibe
Die Kraft, die nie zuvor erhört;
Dein Wehn hat unsern Mut empört,
Daß er Tyrannen kühn vertreibe.

Alle.

So schwören alle wir den ewiglichen Schwur:
Tod den Tyrannen! Preis dem Lenker der Natur!

Robespierre. Mögen alle Verbrechen und Leiden der Welt verschwinden! Möge die Natur ihren vollen Glanz wieder annehmen und die Weisheit ihre ganze Macht! Seien wir freudig und kühn in unserm Zorn! Wesen aller Wesen! unser Blut fließe für die Sache der Menschheit. Sieh, das sei unser Gebet, unser Opfer, das die Verehrung, die wir dir darbringen! (Zurufe.)

Zweiter Bürger. Seht, jetzt geben die Trommeln das Zeichen, daß sich der Zug in Bewegung setzt. Folgen wir ihm auf das Marsfeld. Dort ist ein Berg errichtet mit riesigen Opferschalen, die Weihrauchwolken emporbampfen, und man wird einen großen Hymnus singen. (Alle gehen ab außer Barrère, Collot und einigen Konventsmitgliedern.)

Barrère. Mich ekelt diese Pose. Der talentlose Demagoge kennt nicht die Stimme des Volks. Was will er denn mit diesem hohlen Pomp?

Tallien. Die Feste der Vernunft mißfielen seiner Eitelkeit, weil er nicht der Erfinder war. Er war eifersüchtig darauf. Der armselige Advokat ist trocken und lächerlich, wenn er den Hohenpriester vorstellen soll.

Barrère. Nicht einmal die Reden, die er hält, hat er selber verfaßt; aber ihren Verfasser hat er hinrichten lassen.

Tallien. Will sich dieses Vieh noch selbst zum Gott machen? Hast du gemerkt, wie seine Begleiter absichtlich etwas zurückblieben, um seine Herrschsucht dem Volk anzudeuten?

Barrère. Aber sieh, da kommen schon Leute vom Zuge zurück.

Chor.

Der Sklav und der Tyrann kennt dich nicht, höchstes Wesen,
Dein Kult ist Tugend, dein Gesetz Gleichförmigkeit.
Du hast den Menschen frei und gut dir auserlesen
Und gabst ihm die Unsterblichkeit.

Brutus. So, das ist die dreizehnte und letzte Strophe. Nun aber bin ich müd und heiser vor Begeisterung. Ich hab als Jüngling mein Schwert gezogen und geschworen, es siegreich zu machen. Ich habe als Greis segnend meine Hände erhoben, ich habe als Mutter meine Kleinen emporgehalten, um sie dankbar der Gottheit zu zeigen, ich habe als Mädchen Blumen zum Himmel geworfen, ich habe als Volk gelobt, das Verbrechen und die Tyrannei zu vernichten. Der Donner der Kanonen hat mir aus dem Herzen gesprochen und die nationale Rache dröhnend angedeutet. Nun will ich mein Gefühl, in einer allgemeinen Umarmung zeigen und das Fest mit dem Jubelruf

schließen: Es lebe die Republik! Ich bin trunken, aber nur vor Entzücken. Es ist ein schöner Tag, an dem sich sogar die Guillotine, mit Teppichen verhüllt, wieder einmal ausruhen kann. Ich bin sonst nicht gefühlvoll und noch weniger fromm. Aber als ich diesen Mann ganz begeistert die Hand gen Himmel erheben sah, fühlte ich, wie hier an der Stelle, wo man das Herz haben soll, sich etwas rührte, und Tränen der Freude rollten über meine Wangen. Seht, meine Freunde, ich bin davon noch jetzt ganz ergriffen. O könnte ich mir diese Tränen für immer zur Erinnerung aufbewahren!

Peter. Mich hat er nicht gerührt. Ja, wenn er eine alte Bibel gebracht, die Hand darauf gelegt und gesagt hätte: Seht, das ist das Buch aller Zeiten und Völker; ich nehme es an! — er hätte auch mich mit fortgerissen und alle Welt. Aber dies magere höchste Wesen!

Brutus. Sei ruhig, Bursch! Da kommt Robespierre mit den Seinen. Es lebe die Republik! (Zurufe des Volks.)

Robespierre. O immer glückseliger Tag! Rührendes Zusammentreffen von allem, was die Blicke und die Herzen der Menschen entzücken kann! O Majestät eines großen Volkes! Wesen aller Wesen, glänzte der erste Tag der Schöpfung heller in deinen Augen? Aber sollte man es glauben, daß es Männer gibt, die über die rührenden Freudenäußerungen des Volkes spotten, die den Vertreter der Nation beschimpfen? Es sind Pigmäen, die sich gegen die Titanen verschwören.

Barrère. Robespierre, mit deinem höchsten Wesen machst du uns ganz dumm. Willst du Hoherpriester oder gar König werden? Aber noch gibt es Brutusse! Vom Kapitol zum tarpeischen Felsen ist nur ein Schritt.

Tallien. Diese Ideen, diese Aufzüge führen uns zum alten Aberglauben zurück und lähmen die Revolution.

Robespierre. Wer hat mehr getan als ich, die Revolution zu beschleunigen? Ich werde morgen durch ein Gesetz die Verschärfung des Revolutionsgerichts beantragen.

Barrère. Hast du noch nicht Blut genug? Deine Freunde und Soldaten tragen Stiefel aus Menschenhaut, weil dies Leder durch dich so billig geworden ist. Das ist deine Betätigung der Brüderlichkeit und Menschenliebe.

Tallien. Du willst ein neues Gesetz, um das Schafott zur Diktatur zu erheben? Ist dein höchstes Wesen der Moloch! Dann ist es besser, sich gleich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Robespierre. Schweigt, Verräter, wenn ihr nicht die Wut dieses tugendvollen Volkes gegen euch entfesseln wollt!

Tallien. Ja, rufe deine Hyänen der Guillotine! Sieh, da kommt eine, dir zu helfen, die Mutter deines unschuldigen Opfers, jener lieblichen Gattin deines hingemordeten Freundes Camille.

Frau Duplessis (kommt). Ja, Schrecklicher, der du das höchste Wesen heut frevlerisch vom Himmel niederrufst, ich spreche dir die Antwort auf die tausend Erzlästerungen deiner Heuchelei, eh mich der Irrsinn ganz umfängt. Ja, sieh, das höchste Wesen nahm voll Lust die Opfer alle auf, die du ihm botest und noch bieten wirst, dich selbst und deine Mitverbrecher. Schon ist auf dem Altar das Henkerbeil für dich geschärft, und dieses Greuelfest wird bald im Blute seines Hohenpriesters den würdigen Abschluß finden.

Robespierre. Fort mit der Wahnsinnigen! (Getümmel)

Tallien. Haha, ist der Priester überpriestert? Kam die Hexe über ihn? So mag sie ihm denn nur sein Ende herbeizaubern!

11.

Eine Kerkerzelle im aufgehobenen Karmelitenkloster.

(Josephine Beauharnais und Teresa Cabarrus.)

Josephine. Es wird dunkel. Die Dämmerung läßt uns kaum mehr sehen. Soll ich nicht ein Licht anzünden?

Teresa. Nein. Ich mache mein Buch zu. Lassen Sie uns lieber von unseren eigenen Schicksalen plaudern. Wie kamen Sie eigentlich in dies Gefängnis als meine unfreiwillige Zellengenossin?

Josephine. Ich weiß es selber kaum. Ich glaube, nur darum, weil ich mich gar so dringend um die Freilassung meines Gatten verwandte. Er ist der Vicomte Beauharnais, der sich schon seit Beginn der Revolution dem Volke angeschlossen hat. Aber er wurde verdächtig, verfolgt, gefangen. Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist, ob er noch lebt oder —

Teresa. Lassen Sie uns Freundinnen sein! Nennen wir uns bei unsern Taufnamen! Sie heißen?

Josephine. Josephine.

Teresa. Und ich Teresa. Ich bin Spanierin, Tochter des Granden Cabarrus, der zu Madrid in Ungnade fiel und eingekerkert wurde. Um ihn zu befreien, suchte ich Tallien, den allmächtigen Gewaltboten des Konvents, zu gewinnen. Dabei

wurde auch ich verdächtig, aber Tallien befreite mich und ich wurde ihm befreundet.

Josephine. Wie, Talken, der Sansculotte, der Teilnehmer an den Septembermorden!

Teresa. Ich habe ihn gezähmt von dem Tag, da er in meinen Kerker trat und mich sah.

Josephine. Kein Wunder, bei Ihrer Schönheit!

Teresa. Aber das wurde mir zu neuer Gefahr. Ein Spion Robespierres sah mich als Freundin Talliens herrschen und gab mich als Verschwörerin bei Robespierre an.

Josephine. Und Tallien?

Teresa. Schwört, mich zu befreien und Robespierre zu stürzen. Aber er ist zaghaft. O diese feigen Männer!

Josephine. Freilich, Robespierre, der einen Danton niedergerungen hat, wird sich nicht von Tallien überraschen lassen.

Teresa. Durch seine Liebe zu mir, zu meinem Geist, zu meinem Feuer, kann Tallien doch noch größer werden als Robespierre.

Josephine. Sie haben recht, diese Politiker stellen die Liebe und den Geist nicht in ihre Berechnungen.

Kerkermeister (kommt). Ah, die Bürgerinnen sind noch wach? Das ist gut. Sie werden mir erlauben, ihre Matratze mitzunehmen. Soeben sind einige Dutzend neue Gefangene angekommen und ich weiß sie nicht zu betten.

Teresa. Ja, was sollen denn wir machen?

Kerkermeister. Auf diese eine Nacht wird es Ihnen nicht mehr ankommen. Hier ist Ihre Anklageschrift; sie kommen morgen vor Gericht, dann ist alles vorbei. Sie werden ohnedies heut nicht mehr viel schlafen.

Cerefa. Entsetzlich! Nein, ich will nicht sterben. Sklave, weißt du, wer sich für mich verwendet? Nimm diesen Brief und diese Börse und kauf zu Tallien! Er wird dich mit Gold überschütten.

Kerkermeister. Seid Ihr verrückt geworden?

Josephine. Ha, sterben? O nein! Ich weiß es besser. Ein großes Los steht mir bevor; das hat mir ein Mulattenweib geweissagt, deren Wort nie trog.

Kerkermeister. Nun ist die andere auch übergeschnappt. Ein Mulattenweib? Was weiß die! Ja wenn es die Lenormand geweissagt hätte, dann wärs was anderes. Aber die kann auch Ihnen im gegenwärtigen Zustand nichts anderes prophezeien, als daß Sie morgen gerichtet und übermorgen hingerichtet werden. Die Frau macht hier in den Gefängnissen die besten Geschäfte. Ha, da kommt sie ja selber, die Hexe.

Lenormand (erscheint in der Tür). Mein Geist zieht mich hieher in diese Zelle, der Geist, der Frankreichs Schicksal leitet. Ja, hier ist, ich fühls, ein Knoten des Geschicks, an dem die Zukunft dieser Erde hängt.

Kerkermeister. Was hat sie denn? Wie redet sie so hochtrabend? So hab ich sie noch nie gesehn.

Lenormand. Und was das Schicksal rätselvoll mir deutet, ich künd' es, wie mein Wissen mir befiehlt. Ich seh nicht Tod, ich seh nur Glück und Freiheit, ich sehe Liebe, Hochzeit, Glanz und Ruhm. Ich seh den höchsten Thron für dich bereit, nicht königlichen, mehr als Königsthron. Ich schau dich auf des Lebens Gipfel, wie noch nie ein Mensch ihn also hoch erschwang.

Josephine. Sie wollen mir angenehmes sagen und häufen es so, daß es unglaublich klingen muß.

Lenormand. Nicht Glückliches allein zu künden hat das Schicksal. Große Leiden seh' ich noch, so tiefres Leid, wie hoch das Glück erst war. Die Kinderlose trifft die Schmach. Der Gatte verstoßt dich und verbindet sich der Feindin. Vergessen endest du. Doch Rache trifft auch ihn, der dich verstieß. Er fällt herab noch schrecklicher, als je ein Großer fiel.

Josephine. Soll ich das alles glauben, wär es besser, ich stürbe morgen und ich hätte Ruh.

Lenormand. Du bist nicht frei. Geschick zwingt dich zu leben. Auf dieser Nötigung ruht meine Kunst. Das Wunder nur kann die Notwendigkeit durchbrechen. Suchst du das, dann hättest du die Mönche dieses Klosters befragen sollen, eh man sie vertrieb. Damals geschahn wohl Wunder jeden Tag und das Gebet hielt der Taten Folgen auf. Doch nur dem Fatum folgt seitdem die Welt.

Kerkermeister. Die Hexe hats wohl mit dem Teufel, der leider noch immer nicht vom Konvent abgesetzt worden ist wie der liebe Gott. Aber Bürgerin Lenormand, sehen Sie zu, daß Sie nun einmal hinauskommen, sonst —! Und die Matratze nehm ich doch mit, denn ich glaub trotz allem mehr an die Zuverlässigkeit des Revolutionstribunals, als an den Teufelszauber. Gute Nacht, Bürgerinnen! Trösten Sie sich! Es ist schließlich alles eins: übermorgen oder nach ein paar Jahren tut uns allen miteinander kein Zahn mehr weh.

12.

Paris. Platz vor dem Stadthaus.

28. Juli (Thermidor) 1794.

(Bürger Brutus und sein Sohn Peter.)

Brutus. Ja, es ist ein Schauspiel, würdig der Erde und des Himmels, den stets auf einem unerschöpften Vulkan von Verschworenen sitzenden Nationalkonvent zu sehn, wie er mit der einen Hand zu den Füßen des ewigen Urhebers aller Dinge die Huldigungen eines großen Volkes darbringt und mit der andern den Blitz schleudert auf die verschworenen Tyrannen, wie er sodann die Freiheit, die Gerechtigkeit und die verbannten Tugenden unter die Sterblichen zurückruft!

Peter. Dies Schauspiel ist so erbärmlich und heuchlerisch, daß es beendigt würde, wenn sich nur vierzig entschlossene Jünglinge fänden, die einmal ein Zeichen von Mut gäben diesen feigen Mördern und Mitschuldigen gegenüber.

Brutus. Diese vierzig werden sich nicht finden.

Peter. Sie sind schon da. Die goldene Jugend wird das gut machen, was ihr verfehlt habt.

Brutus. Die junge Generation wird im Gegenteil die Revolution weiter führen und vollenden. So hoff' ich.

Peter. Ja gewiß und so den Fortschritt wiederherstellen. Aber wir Jungen werden nicht mehr die schäbig gewordene Perücke Voltaires aufsetzen. Wir wollen das Leben, einen wirklichen Gott, der sich nicht spotten läßt. Wir wollen nicht das Elend und die Unterdrückung in der Gleichheit des Schafotts.

Brutus. Hör auf! Geh in den Laden! Ich muß mir neue Begeisterung im Jakobinerklub holen. (Beide gehen ab. Ein Polizeispion tritt auf mit mehreren Häschern.)

Spion. Das muß man sagen, man versteht heutzutage die Polizei besser als zu den Zeiten der Könige. Wir haben zu tun bekommen. Wie lang haben wir vor Jahren suchen müssen! Heut brauchen wir nur aus der Branntweinschenke herauszutreten und ins volle Menschenleben hineinzugreifen, so haben wir die Verdächtigen auch schon in der Hand und die Prämie in der Tasche. Sieh da die beiden Weiblein! Wer seid ihr, woher, wohin? (Zwei Nähterinnen kommen.)

Nähterin. Wir sind Nähterinnen, und keine Aristokraten. Warum läßt man uns Leuten aus dem Volk keine Ruhe?

Spion. Ha, wie aufgeregt! Ihr kommt gewiß aus einer heimlichen Messe oder sonst einer Verschwörung gegen Robespierre.

Nähterin. Robespierre geht uns gar nichts an.

Spion. Das ist Mangel an Vaterlandsliebe. Du hast wohl gar den König lieber gehabt?

Nähterin. Lieber Ein Herr als siebenhundert Schurken!

Spion. Na, da hast du dich schon um deinen Kopf geredet. Fort mit beiden! (Sie werden gefangen abgeführt.)

Ein Bettler. Aus Barmherzigkeit, Herr, ein Brot!

Spion. Ich bin kein Herr. Ich bin Bürger wie du. Wir sind alle gleich.

Bettler. Aber ich habe Hunger. Ihr keinen.

Spion. Ha, Hunger? Du bist von den Tyrannen von England und Österreich geschickt, um

da zu demonstrieren, als ob hier das Elend herrsche. In Republiken wird nicht gebettelt. Das ist unpatriotisch und verschwörerisch. Fort zum Richter!

Bettler. Das ist empörend. Zur Zeit der Könige hab ich doch ungestört betteln können und stand mich dabei vielleicht besser als du!

Eine Dame. Lassen Sie doch den Armen! Ich will ihm etwas auf ein Brot geben.

Spion. Ha, auch Sie sind von der Verschwörung? Sie gehen mit und Ihr Vermögen wird eingezogen. Her die Börse! (Beide werden abgeführt.)

Duclos (mit einem Freund vorübergehend). Sieh nur, Freund, welch unterhaltendes Schauspiel diese Revolution ist. Man braucht nicht mehr ins Theater zu gehen. Wären selbst die Österreicher bis nach Paris gekommen, sie hätten nicht so tragisch hier hausen können.

Spion. Was sagen Sie, Bürger? Wer sind Sie?

Duclos. Ich heiße Duclos und bin Dichter.

Spion. Oho, Sie stehen auf meiner Liste der Verdächtigen.

Duclos. Nicht möglich! Zeigen Sie! — Ich stehe nicht darauf.

Spion (schreibt). So, aber jetzt stehen Sie darauf. Sie sind es, der die Verse am Tempel des höchsten Wesens, früher Notre Dame genannt, angeschlagen hat:

Seine Hoheit Robespierre,
Unser Meister, unser Herr,
Hat erlaubt, daß Gott fortan
Wieder allhier wohnen kann.

Duclos. Nun, das ist ja die reine Wahrheit.

Spion. Um so schlimmer. Was haben Sie da für Bücher? „Das befreite Jerusalem?" Alles, was von Jerusalem kommt, ist verdächtig. —

„Youngs Nachtgedanken?" Also auch wieder Verschwörungen eines Finsterlings. Fort mit Euch! Ihr Freund muß auch mit. (Beide werden abgeführt.) Halt, da fällt mir ein, daß ich zwei Denunziationen bei mir habe. — Ei, hier zeigt sich ein Spaßvogel selber an als Königsfreund. Er ist lebensmüde und will gratis zum Tod befördert werden. Welche Unverschämtheit! — Und da bietet mir ein biedrer Gatte ein Geschenk, wenn ich seine Frau zur Guillotine bringe. Sie ist ein Ungeheuer, schreibt er. Nun, man muß ihm helfen. — Aber was ist das? Hier an diesem Haus ist die strenge Vorschrift mißachtet, alle Namen der Bewohner anzuschlagen. Man rechtfertige sich!

Peter (vor dem Laden). Ich rechtfertige mich damit, daß wir nicht in China sind, wo dergleichen üblich sein mag. Genügt Ihnen das nicht, so soll diese Hundepeitsche —

Spion. Zu Hilfe! Weh, meine Büttel sind schon alle verschickt. Ich muß mich zurückziehen. Aber ich werde mich rächen und dich guillotinieren lassen! (Ab.)

Peter. Ich rate Ihnen Eile, ehe Sie selber mit Ihren Helfershelfern geköpft sind! (Er geht in den Laden. Es kommen Fouquier Tinville, der öffentliche Ankläger, und Foucault, Richter des Revolutions-Tribunals.)

Fouquier. Wir müssen uns heute doch einmal den Zug der Verurteilten zum Schafott ansehen. Ob sie auch noch so ruhig sind, wie sie's vor unserm Tribunal waren?

Foucault. Die Aristokraten vermehren sich, je weiter die Revolution vorschreitet. Nun wollen schon die Bettler, Bauern und Seifensieder aristokratisch sein.

Fouquier. Nur keine Nachsicht, keine Bestechung, Freund! Da nimm dir an mir ein Beispiel! Ich hab neulich eine hohe Summe für Be-

freiung einiger Verhafteter angenommen und nachher die Leute doch guillotinieren lassen. Ist das nicht Tugend?

Foucault. Da war ich noch katonischer. Eine geängstete Aristokratin opferte mir ihre Ehre als Preis für das Leben ihres Gatten. Ich nahm den Preis, aber mein Pflichtgefühl war unerschütterlich. Beide kamen aufs Schafott, der Gatte und die Schöne.

Fouquier. Die Gefängnisse sind zu voll. Ich weiß nicht, wie das zugeht. Früher hatte man nur Eine Bastille, nun sind deren einundvierzig, so daß wir Kirchen, Klöster, Paläste in Kerker verwandeln müssen.

Foucault. Da muß aufgeräumt werden. Man muß eine Verschwörung der Gefängnisse entdecken.

Fouquier. Das ist sehr gut, sehr romantisch. Die Gefangenen unterhalten sich zu gut. Sie sind in bester Gesellschaft.

Foucault. Da kommen sie endlich! Ihnen voraus die Weiber, die Hyänen der Guillotine, die Karmagnole tanzend. Da im ersten Karren ist Chénier, der Dichter. Alle Dichter sind verdächtig. Zum Teufel, der Zug stockt. Chénier erhebt sich. Will er gar reden?

Chénier.

Gleichwie ein letzter Strahl, ein letztes Zephyrweben
Des schönsten Tages Ende krönt,
Versuch' auch ich am Fuß des Blutgerüsts mit Beben
Noch meine Lyra traunumtönt.
Bevor von diesem Lied das Echo wird verklingen,
Ergreift mich schon der Schergen Wut,
Erstickt, was schön und rein sich will zum Himmel schwingen,
Umsonst in einem Strom von Blut.

Fouquier. Schweig, elender Versemacher! Schließt ihm den Mund, Trommeln!

Foucault. Da im zweiten Karren sind die Damen von Chalons, die haben auf dem Ball getanzt, den die Stadt dem König von Preußen und seinen Offizieren gab.

Fouquier. Es sind hübsche Kinder. Schade um solche Leckerbissen!

Foucault. Und da im dritten Karren sitzen die roten Hemden, die in die Verschwörung gegen Robespierres Leben verwickelten. Die berühmtesten Schönheiten sind dabei. Das Rot, das sie schänden soll, steht ihnen gut, es wird Mode werden.

Fouquier. Da im letzten Karren sitzt der Steuerpächter Lavoisier, er soll auch nebenbei Gelehrter sein. Er hat großes Wesen von sich gemacht und den Prozeß immer aufhalten wollen, weil er vorgab, eine große Entdeckung in der Chemie aufzeichnen zu müssen.

Lavoisier. Halt, ihr Henker! Ich sehe meine Ankläger und Richter, die auf meine dringenden Bitten gekommen sind. Ich will nur Aufschub der Hinrichtung auf vierzehn Tage, um die wichtigste Arbeit meines Lebens zu vollenden zum Ruhme der Wissenschaft und Nation, zum Nutzen des Menschengeschlechts.

Fouquier. Schweig, die Republik braucht keine Gelehrsamkeit. Vorwärts zum Tod, in tausend Teufel Namen! (Trommeln. Alle ab. Die Straße wird leer. Tallien, Carnot und andere Gegner Robespierres kommen.)

Tallien. Nein, das ist nicht mehr zu ertragen! Nach diesem Gesetz kann und will Robespierre den ganzen Konvent guillotinieren. Ich bin krank und angeekelt von allem bis auf den Grund meiner Seele. Die Menschheit beugt sich in mir.

Nichts als Abspannung, Schweigen, Trostlosigkeit. Ein unendlicher Gestank steigt aus dem Schlamm der Kerker herauf und vergiftet alles Leben.

Carnot. Nie wurde so viel Blut in den Schlachten vergeudet. Wohl, wir können durch den Schrecken noch auf Jahre hinaus siegen, aber dann ist Frankreich für immer erschöpft.

Tallien. Beim Anblick dieser Hölle bedaure ich mit Rousseau, daß das Menschengeschlecht die Wälder verließ und Staaten gründete. Ich schäme mich ein Mensch zu sein.

Carnot. Tallien, man hat bereits deine Verhaftung verlangt, aber wir haben sie verweigert; denn wer wäre dann noch sicher!

Ein Bote (kommt). Ist hier der Bürger Tallien? Ich laufe ihm seit zwei Stunden nach.

Tallien. Ich bins. Was willst du?

Bote. Dies Briefchen soll ich übergeben. Es wurde mir von einer Gefangenen zugeworfen zugleich mit ihrer Börse.

Tallien. Ein Zettel, mit Bleistift hingeworfen? Von Teresa! Was ist das? — „Feigling, wenn du ein Mann wärst, hättest du mich schon längst befreit. Ich komme heut in die Conciergerie und vor das Revolutionstribunal.“ — Sich das sagen lassen zu müssen! Nein, es ist entschieden! Sie soll noch heute frei sein, oder ich will mit ihr sterben! — Hier den Zettel! Sieh, daß du ihn der Bürgerin heimlich zustecken kannst!

Bote. Aber sie hat keine Börse mehr.

Tallien. Hier nimm die meine! Lauf!

Bourdon (kommt). Was wartet ihr da? Wißt ihr nicht, daß Robespierre eine neue Hekatombe verlangt? Seht dies Verzeichnis der Proskribierten! Dich, Carnot, haßt er auch, weil man dich als den Organisator der Siege über das Ausland preist. Er will keine Siege, weil er sich vor dem Heer

fürchtet. Freunde, die Flamme, die wir zusammen angezündet, ergreift jetzt uns selber.

Legendre (kommt). Habt ihr gehört? St. Just will heut die Diktatur für Robespierre verlangen. Werdet Ihr widerstehen können? Ich glaube nicht.

Tallien. Er gibt uns den Mut der Verzweiflung. Ja, wir dürfen nicht mehr zögern. Wir müssen entweder den Abgrund mit unsern Leichen füllen, oder die Verräter selbst hineinstürzen. Fasset Mut! Der Mut ist ansteckend wie die Mutlosigkeit. Zerbrecht den Zauber, mit dem er uns bisher beherrscht! Alles muß helfen. Werfen wir die Schmach der Lächerlichkeit und der Feigheit auf ihn! Suchen wir so allmählich seine Feinde, dann seine Neider, endlich seine Freunde zum Abfall zu bewegen, bis er schließlich an sich selber verzweifeln muß. Dann ihn angeklagt! Verhaftet, gerichtet!

Bourdon. Gut; und geht es so nicht, dann zieht eure Dolche und zerreißt mit einem Stoß, was nicht gelöst werden kann!

Alle. Wohlan, in den Konvent! Zur Entscheidung! (Alle ab außer Barrère.)

Barrère. Viel Glück dazu! Ich will mich auf jeden Fall salvieren. Hier in der rechten Tasche hab ich schon eine Rede für Robespierre, hier in der linken eine gegen ihn. Je nachdem der Schlag ausgeht, will ich die eine oder die andere aus der Tasche ziehn. Wenn sich alle verschwören, so verschwöre ich mich mit meinen beiden Taschen. (Er geht ab. Leute gehen in derselben Richtung über den Platz, dann Robespierre mit St. Just. Frau Duplessis tritt ihm mit Zeichen des Irrsinns entgegen.)

Robespierre. Laß mich doch endlich, Weib!

Frau Duplessis. Du mußt mich hören, Maximilian! Ist es nicht genug, daß du deinen besten Freund Camille hingerichtet hast? Willst du

auch noch das Blut seines jungen Weibes, meiner lieblichen Tochter? Du, der ihre Hände meinander legte, ihrem Kinde zulächelte, das dich so oft liebkoste!

Robespierre. Sie ist wahnsinnig. Sie glaubt, Lucile lebe noch.

Frau Duplessis. Ich bin nicht wahnsinnig. Ich mein' es ja so gut mit dir, Maximilian! Geh nicht fort, nicht in den Konvent! Dort wartet dein der Tod. Aber Lucile ist nicht tot, auch Camille nicht. Sieh, dort sitzen sie auf den Bänken. Dort sitzt auch Danton auf den Stufen des Berges. Die Girondisten umgeben die Rednerbühne. Sie alle donnern gegen dich. Du wirst sie nicht überschreien. Ihr Blut wird dich ersticken. Geh nicht fort von mir!

Robespierre. Führt sie fort! (Es geschieht.) Sie will mich nur erschüttern. Meine Feinde haben sie mir in den Weg geschickt. Aber was will ich denn anders, als die Rechtschaffenheit und Tugend auf die Tagesordnung setzen? Man klagt über das Schreckensregiment. Wohl, die Freiheit ist eine Jungfrau, deren Schleier aufzuheben in Schuld verstrickt.

St. Just. Du mußt sie sogleich vernichten. Ein Staatsmann, der droht und nicht sogleich niederschlägt, wird selbst niedergeschlagen.

Robespierre. Ich will die Waffen meiner unbesieglichen Rede, die Kraft der Wahrheit gebrauchen. Ich werde die Säuberung der Ausschüsse und des Konvents von den Verrätern verlangen. Ist das Despotie? Ist es ein Verbrechen, die Herzen zu rühren? War Demosthenes ein Tyrann?

St. Just. Nun dann auf zur Entscheidung! (Beide ab. Es kommt Henriot, der Kommandant der Nationalgarde mit einem Adjutanten. Henriot ist etwas angetrunken.)

Henriot. Adjutant, hast du schon einen so heißen Sommer erlebt wie diesen? Keinen Tropfen Wasser scheint mehr der Himmel zu haben. Ein Glück, daß noch einige Flaschen Champagner in meinem Korb sind. Es ist so schwül da drinnen im Stadthaus. Tragt den Tisch und den Korb heraus! Ich will den Abend hier zubringen. (Er trinkt.) Es lebe die Republik! Es lebe Robespierre, ihr Vater!

Adjutant. Und es lebe die alte Katharine Theot, ihre Mutter!

Henriot. Was schwatzest du da?

Adjutant. Nun, Bürger General, weißt du nichts von dem alten Weib, das sich die neue Religion und die Mutter Gottes nennt? Sie hat Eingebungen von Gott, sie verheißt die Unsterblichkeit allen, die sich in ihren Geheimdienst einweihen lassen. Man muß sich dabei vor ihr niederwerfen und sie dann siebenmal küssen.

Henriot. Pfui Teufel! (Er trinkt.)

Adjutant. Ihren Thron will sie in der Nähe des Pantheons errichten lassen, von hier die Welt regieren und alles verjüngen.

Henriot. Das ist ja Verschwörung! Tut denn die Polizei nichts dagegen?

Adjutant. Nein, denn die Alte sagt, daß Robespierre zur Wiederherstellung aller Dinge berufen sei. Er sei der Sohn des höchsten Wesens, dessen Kult er schon begonnen hat.

Henriot. Das ist ja zum Lachen! (Er trinkt.) Ich finde das höchst abgeschmackt.

Adjutant. Vorsicht, General! Robespierre hat sich dafür mehr interessiert, als vielleicht seinem Ansehen gut war.

Henriot. Hör auf! Das ist nicht möglich. Ich verstehe überhaupt diesen Schwefel vom höchsten Wesen nicht. Wir müßten ja vor einer Gottheit, wenn sie existierte, erröten, und dazu hab ich keine

Lust. — Aber laßt uns unsere Runde machen! Die Pflicht ruft. Uff, wie ist es heiß, und es wird immer heißer, je mehr ich mich abzukühlen suche.

Adjutant. Dort von den Tuilerien her hör ich Lärm. Am Ende ein Aufruhr! (Brutus kommt mit andern Bürgern.)

Henriot. Woher denn! Das sind gute Jakobiner, die aus dem Klub kommen. Wohin, Freunde, so eilig?

Brutus. Zum Klub, die Genossen zur Befreiung Robespierres aufzurufen. Er ist verhaftet, gestürzt von Verschwörern.

Henriot. Verhaftet? Unmöglich! Wie kam's? Hat er den Kopf verloren?

Brutus. Er wurde in seiner Rede unterbrochen mit Geschrei und Gelächter. Ein Sturm erhob sich. Man schrie ihm entgegen. Er wurde bleich und stotterte. St. Just wollte ihm zu Hilfe kommen, aber man drängte ihn von der Rednerbühne. Alles verließ Robespierre und fiel über den Tyrannen her, wie man ihn nannte. Man ließ ihn nicht zu Worte kommen, obwohl er sich heiser schrie. Man überschrie ihn. Man verlangte seine Anklage, ließ ihn ergreifen und ins Gefängnis führen.

Henriot. Ha, wir müssen ihn befreien! Man lasse die Sturmglocke läuten und die Lärmkanone lösen. Das souveräne Volk erkläre den Konvent für aufgelöst. Auch unsere Amazonen, die Weiber der Halle sollen aufgerufen werden.

Adjutant. Aber sieh, da bringt man ihn ja selber! (Robespierre kommt zwischen zwei Gensdarmen.)

Gensdarm. Auf Befehl des Konvents sollten wir diesen Gefangenen in den Kerker führen. Aber man verweigerte dort die Annahme; so bringen wir ihn ins Stadthaus.

Henriot. Robespierre, du bist gerettet! Die Deinen empfangen dich mit Jubel. Es lebe

die Republik! Aber nun versichert euch der Tore von Paris! Die Pressen unter Siegel! Alle Zeitungsschreiber verhaftet! Ich will mit meinen Soldaten den ganzen Konvent gefangen nehmen.

St. Just (kommt). Robespierre ist hier und in Freiheit? Auch mir ists gelungen, mich zu befreien. Die ungeschickten Schurken! Wir haben noch immer die Macht in Händen. Robespierre, gib den Befehl an die bewaffnete Macht; sie wird dir allein gehorchen und unsere Feinde niederschmettern.

Robespierre. Ich kann nicht mehr! Ich bin zu erschöpft und erschüttert von alldem, was auf mich hereinbrach. Du weißt nicht, welche Qualen seit Monaten in meiner Seele wühlen. Ich bin zu Ende.

St. Just. Nur stürmischer Anlauf kann uns retten. Ermanne dich!

Henriot. So laß uns auch ohne ihn den Aufstand aufbieten!

St. Just. Ha, da kommt der Konvent. Sie eilen uns zuvor. Nun gilts.

Tallien (an der Spitze seines Anhangs). Im Namen des Konvents und der Nation, hört es alle: Robespierre und wer ihm beisteht, ist in die Acht gesetzt, er steht außer dem Gesetz. Gebt ihn auf, euren Tyrannen und seine Trunkenbolde und Wüstlinge! Die Nation ist ihrer müde. Soldaten, zu uns! Henriot, euer Befehlshaber, ist abgesetzt und geächtet, er ist vogelfrei. Patrioten, bemächtigt euch all der Verbrecher!

Henriot. Halt da, ihr verfluchten Kanoniere, verlaßt ihr mich denn alle?

Gensdarm. Folgt mir, Grenadiere! Es lebe die Republik! Ergib dich, Robespierre! (Er schießt eine Pistole auf ihn ab.) Getroffen! Nur verwundet? Werft euch auf ihn! Ergreift auch die andern! (Robespierre fällt. Die Übrigen fliehen oder werden ergriffen.)

Tallien. Unser der Sieg! Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit. Tod den Verschwörern! Eine gerichtliche Verhandlung ist unnötig. Sie sind geächtet. Laßt die Identität ihrer Person feststellen und dann fort mit ihnen aufs Blutgerüst!

St. Just. O mein Freund, welches Ende! Und doch ist das alles unser Werk. Sprich ein Wort! Gib mir einen Trost in diesem schrecklichen Zustand, wo mir die Welt zu erstarren scheint. Wer wird uns rächen?

Robespierre. Der Vollender —

Tallien. Seine Reden sind zu Ende. Fort mit allen zum Hochgericht! (Robespierre wird weggetragen, die Gefangenen abgeführt.)

Frau Dupleſſis (kommt). Man schreit es durch alle Gassen: Robespierre ist gefallen! Ungeheuer, steig, von den Flüchen aller Mütter und Gattinnen erdrückt, zur Hölle hinunter! Jubelt, Völker! Euer Freudengeschrei begleite ihn zum Schafott. Schwenkt die Tücher! Steigt auf die Dächer! Tanzt um den Wagen! Klatscht dem Henker zu! Euer Jubel halle wieder durch ganz Frankreich. Freudenboten, mit Blumen und Bändern geschmückt, sollen die Befreiung dem ganzen Lande verkünden! Alles Weh sei vergessen! Stürzt euch in die Arme! Die Welt ist gerettet! (Alle ab außer Barrère.)

Barrère. Und ich will ihm die Grabschrift setzen: Hier liegt Robespierre. Sein Tod schafft euch nicht Not. Denn lebte er, o Wandrer, wärst du tot. (Ab.)

Brutus (kommt mit Jakobinern). Hieher, zu Hilfe dem rechtschaffenen Robespierre! Wir Jakobiner haben alle geschworen zu sterben, eh wir uns den Verschwörern beugen.

Peter (ihm entgegen). Halt, Vater, ihr kommt zu spät. Es ist schon alles vorüber. Verschwinde möglichst unauffällig! Es ist das beste für dich und deine Freunde.

Brutus. Zu spät? Nein, die Frauen, die Löwinnen der Revolution, werden dich, Robespierre, und uns rächen!

Peter. Wir, die goldene Jugend, werden diese weiblichen Ungeheuer mit unsern Spazierstöcken nach Hause prügeln, wenn es sein muß. Freunde, jagt sie über den Markt, klopft ihnen die Kittel mit den spanischen Rohren aus, daß der Staub zum Himmel walle! — Heil unserm unblutigen Sieg! Das Gespenst des Schreckens ist verjagt. Laßt uns das Erwachen des wahren Volks mit Triumphgesang begrüßen!

Chor.

Erwache, Volk, o Volk der Brüder!
Kannst du noch länger ohne Graun
Den Schrecken, des Verbrechens Hyder,
Durch deine Gassen wüten schaun?
Laß deine Schrecker selbst erschrecken!
O gutes Volk, laß dich erwecken!

III.
Der Sohn der Revolution.

Personen.

Astraa. Wahrheit. Gute. Schönheit. Chor der Ideen. Eckart. Alpenkönig. Alberich. Erzengel.

Napoleon Bonaparte. Josephine. Lucian Bonaparte. Prinzessin Marie Therese. Frau Staël. Tallien. Frau Tallien. Bernadotte. Sieyes. Ducos. Fouché. Bontemps. Barras. Hoche. Caulaincourt. Demoustier. Dunois. Kleber. Picard. Kommissar. Municipalbeamter. Sekretär. Sergeant. Kellner. Maultiertreiber. Türke. Engländer. Kerkermeister. Dessen Tochter. Henker. Samson. Soldaten, Bürger und Bauern.

Papst Pius VI. Bischof. Priester. Mönch. Graf Mercoldt. Graf Dietrichstein. Beethoven. Major von Wörndle. Schützenhauptmann. Bürgerwehrhauptmann. Pfarrer. Apotheker. Hermann. Dorothea. Katharina. Lanz. Anna. Rummelpuff. Veit. Josef. Hans.

Ort der Handlung: Frankreich. Würzburg. Spinges in Tirol. Leoben. Wien. Akkon. Die Alpen.

Zeit: Vom Oktober 1795 bis zum Mai 1800.

1.
Vorspiel.

(Ein Wolkenheim. In der Mitte thronen die Gestalten der Wahrheit, Güte und Schönheit. Zur Seite steht Asträa mit einem Speer, sie blickt in die Ferne. Vor ihnen schlingen dreimal neun Genien einen Reigen und singen den)

Chor.

Alle Welt ist hohen Geistes Eigen.
Ewge Ordnung und Gesetz zu zeigen,
Schlingen wir mit Sternen unsern Reigen.

Aſträa.

Seht, Geſchwiſter, von der grünen Erde
Kommt herauf mit eiliger Geberde
Ein uralter Mann. Er keucht und klettert
Neben jener Brücke, die zerſchmettert
Und zerfallen liegt, die ſteilen Steine,
Felſen, Gletſcher kühn herauf. Ich meine,
Daß er Wichtiges bei uns hier ſuche.
Seht, er kommt. — Steh, Menſch, bei meinem Fluche!
Sag, wer biſt du? Wie wagſt du zu nahn
Unſerm Wolkenheim auf öder Bahn?

Der getreue Eckart (kommt).

Von der Erde komm ich, dort
Von des grünen Rheines Bord.
Der getreue Eckart bin
Ich genannt. Mit treuem Sinn
Recht zu ſchützen, iſt mein Amt
Und mein Walten allgeſammt.
Schwer gelang es mir bisher,
Doch ſeit kurzem gar nicht mehr.
Denn wenn ſeit dreihundert Jahren
Schon mein Volk ſich in den Haaren
Lag, ſo liegt ſeit kurzer Zeit
Alles tief in Zank und Streit.
Darum bin ich voll von Bangen
Hier zu euch herauf gegangen
In das hehre Wolkenheim
Der Ideen, die den Keim
Aller Kräfte bilden. Ach,
Rettet, was die Zeit verbrach!
Zeigt dem menſchlichen Geſchlecht
Wieder neu und klar das Recht!
Zeigt des Wahren, Guten, Schönen
Vollen Glanz den Erdenſöhnen!

Astraea.

Vor zweitausend und zweihundert Jahren
Ist in unser Wolkenheim gefahren
Sokrates, der Weise von Athen,
Und was er bei uns zum Teil gesehn,
Haben seine Jünger aller Welt
Trotz des Possendichterspotts erzählt.
Unser Himmelreich ward offenbar
Gänzlich durch das Wort, das anfangs war,
Sandte mildes Licht zur Welt hernieder,
Bis ein neu Sophistenalter wieder
Leugnete Vernunft, Gesetz und Rechte,
Zwiespalt schuf im menschlichen Geschlechte.
Und die Revolution begann,
Als sogar ein überkühner Mann
Allzermalmend jene stolze Brücke,
Die die Welt mit uns verband, in Stücke
Brach und jenes Himmelsband der Liebe
Zwischen Hier und Dort mit keckem Hiebe
Schlug entzwei. Und du, du wunderst dich,
Daß der Erde alles Heil entwich?

Eckart.

Was geschehn ist, weiß ich gut.
Doch nicht, um mit zagem Mut
Drob zu klagen, bin ich hier.
Hülfe such ich, fordr' ich. Ihr
Müßt und könnt allein sie geben.
Alles Heil und alles Leben
Kommt von euch. Ihr lenkt das Spiel
Aller Welt zum höchsten Ziel,
Wenn in atemlosem Ringen
Völker Völker niederzwingen,
Mensch dem Menschen widerstrebt,
Bis zur höchsten Kraft sich hebt
Leuchtende Persönlichkeit.
Und in all dem Geisterstreit

Wahrt ihr Würde, Größe, Sinn
Und Geſetz zum Hochgewinn.

Aſträa.

Nur durch Menſchenhand und Menſchenſinnen
Können die Ideen Macht gewinnen;
Darum geh hinab zur Erde wieder!
Liegt dein Volk auch lange noch darnieder,
Sollſt du unter ihnen biedre Recken,
Starke Geiſter für die Zukunft wecken,
Daß die Menſchen des ſich wieder laben,
Was ſie blindlings weggeworfen haben.
Und aus Sturz, Umwälzung, Mord und Brand
Sprieße neues Leben eurem Land!

Eckart.

Folgen will ich deinem Rat,
Will erwecken neu zur Tat
Edle Denker, Dichter, Helden,
Um der wirren Welt zu melden
Wieder von den Idealen,
Die von eurer Stirne ſtrahlen.

Aſträa.

Eile, Guter; denn nicht ſchnell zu heilen
Sind ſo alte Übel. Nicht verweilen
Sollſt du länger, da die Saat der Zeit
Erſt nach Menſchenaltern voll gedeiht.

Eckart.

Gerne, gern will ich mich regen!
Gebt den Segen meinen Wegen!

Wahrheit (ſteht auf).

Wahrheit leuchte dir aus ewgem Licht;
Ob es ſich in tauſend Farben bricht,
Bleib' es immer eines, gleich und ſchlicht!

Güte.

Güte herrſch' als ſtärkſte aller Mächte:
Überraſcht euch auch das Böſe, Schlechte,
Endlich ſiegt das Recht und der Gerechte.

Schönheit.

Offenbarerin des Wahren, Guten,
Läßt die Schönheit auf des Lebens Fluten
Leuchten hoher Liebe treue Gluten.

Alle im Chor.

Mit den Sternen schlingen wir den Reigen,
Ewge Ordnung und Gesetz zu zeigen.
Alle Welt ist so des Geistes Eigen.

2.

Kaffeehaus in Paris.

5. Oktober (Vendemiaire) 1795.

(Napoleon Bonaparte und Bourienne beim Schachspiel.)

Bonaparte. Noch eine Partie, Bourienne! Ich kenne nichts Genußreicheres, als eine Partie Schach zu verlieren.

Bourienne. Oder sie zu gewinnen, Freund Bonaparte?

Bonaparte. Gewiß, aber das bleibt sich ja gleich. Zieh an! Wir haben ja Zeit, sie totzuschlagen. Das Vaterland braucht uns nicht. Es ist eifersüchtig auf meine Kenntnisse, auf meine schnelle Karriere und mißtraut meiner italienischen Abstammung. Ein sechsundzwanzigjähriger General! Ich werde einfach abgesetzt, als ich mich gegen Zurücksetzung wehre, und aus der Liste gestrichen.

Bourienne. Sehr verdrießliche Geschichte das!

Bonaparte. Freilich. Ich, der ich mich zu höchster Tätigkeit veranlagt fühle, nun verdammt zu beschäftigungslosem Leben! Und dann, ich weiß nicht, wovon leben.

Bourienne. Gibts da keinen Ausweg?

Bonaparte. Ich habe eine Eingabe an die Regierung gemacht, sie solle mich nach der Türkei schicken, mit ihr die Österreicher und Russen in Schach zu halten. Aber das schien den Leuten zu abenteuerlich. Da hab ich einen andern Vorschlag gemacht, Österreich von Italien aus über die Alpen anzugreifen und den Kaiser endlich zum Frieden zu zwingen, nachdem Preußen und Spanien auch Frieden mit uns gemacht. Mein Plan liegt unerledigt im Bureau.

Bourienne. Die Regierung hat genug an sich selber zu denken. Die Revolution hat ihre Keule noch nicht abgelegt. Die Jakobiner drohen damit. Die goldene Jugend aber schwingt statt der Keule ihre bleibeschlagenen Spazierstöcke. Dort reckeln sich so einige incroyable Stutzer, machen sich breit und drängen die knurrenden Jakobiner zur Seite. Aller Mut ist auf sie übergegangen.

Bonaparte. A pah, sie haben eben das Geheimnis alles Erfolges entdeckt. Mit vierzig Stöcken mach' ich auch eine Revolution.

Bourienne. Diese Jakobiner haben die republikanische Regierung selbst unter den Sklaven verhaßt gemacht.

Bonaparte. Fast alles, was Genie besaß, ist in diesen Stürmen zugrunde gegangen.

Bourienne. So viele Opfer, und wofür? Das Volk hungert und macht Aufstände.

Bonaparte. Alle Hilfsquellen waren eben erschöpft, die Händler ermordet, die Bauern eingesperrt und verscheucht.

Bourienne. Aber hör doch diesen Lärm! Das ist, bei meiner Seele, schon wieder eine neue Empörung. Das Volk wälzt sich den Tuilerien zu. Sie wollen offenbar den Konvent belagern und überwältigen.

Bonaparte. Die Schurken verdienten ihren Untergang. Warum hat man diesem unfähigen Barras die Verteidigung übergeben! Das Volk hätte leichtes Spiel. Aber ich sehe, sie fangen es noch ungeschickter an. Nun, was geht das mich an! Spielen wir weiter!

Bourienne. Ha, da kommt ja der allmächtige Barras selber. Was will der hier?

Barras (kommt). Ah, General Bonaparte, gut, daß ich Sie hier endlich finde. Ich suche Sie überall. Sie müssen uns helfen.

Bonaparte. Wie, Sie erinnern sich noch meiner?

Barras. Wer sollte den Wiedereroberer Toulons vergessen können! Aber zu Komplimenten ist jetzt nicht Zeit. Paris ist wieder einmal im Aufstand gegen den Nationalkonvent. Die Lage ist kritischer denn je. Siegt die Kommune, so folgt ein neues Schreckensregiment und dann vielleicht die Rückkehr des Royalismus. Wir wollen aber die Republik und die Ordnung erhalten. Der Konvent hat mich mit dem Oberbefehl der Truppen bekleidet. Aber ich muß gestehn, daß ich mich kaum auskenne. Ich war unter dem Königtum ein leichtlebiger Leutnant der alten Schule. Den Schwierigkeiten der jetzigen Aufgabe fühle ich mich nicht gewachsen. Ich suche einen Mann vom Handwerk, dessen Auge sicher, dessen Mut fest ist. Das sind Sie, General Bonaparte.

Bonaparte. Ich habe meine Schule gemacht.

Barras. Unsre Sache ist die Ihre. Sie sind ehrgeizig. Möge nun der Schrecken oder das Königtum siegen, so ist Ihnen der Weg versperrt. Bei uns allein können Sie Anerkennung finden. Vergessen Sie die Mißverständnisse, die früher vorfielen. Ich weiß, Sie sind in eine bedrängte Lage

geraten. Sie sollen voll entschädigt werden. Ich werde Ihnen zudem zu einer reichen Heirat verhelfen.

Bonaparte. Keine Persönlichkeiten sollen mich bewegen. Ich bin gewohnt, nach Grundsätzen zu handeln.

Barras. Gewiß, aber —

Bonaparte. Sie stellen mich vor eine wichtige Entscheidung. Sie sagen selbst, die Aufgabe sei schwer. Gestatten Sie denn, daß ich eine Bedingung stelle.

Barras. Sprechen Sie; es ist keine Zeit zu verlieren!

Bonaparte. Sie geben alle Gewalt und Verantwortung in meine Hand; sonst bin ich gehemmt und stehe für nichts.

Barras. Ich vertraue Ihnen. Die Bedingung ist gewährt.

Bonaparte. Und das sag' ich Ihnen im voraus, daß ich den Degen, einmal gezogen, nicht eher wieder in die Scheide stecke, als bis ich die Ordnung völlig wiederhergestellt habe.

Barras. Ich verstehe die Sache ebenso. Siegen Sie, und Ihr italienischer Kriegsplan ist angenommen!

Bonaparte. Wohlan, ich kenne die Situation und habe, während ich hier Schach spielte, durchs Fenster alle Bewegungen der Truppen wie des Volks genau verfolgt. Ich habe bereits meinen Plan.

Barras. Vortrefflich! Handeln Sie nach Ihrem Genie! Sie sind die Hoffnung der Republik.

Bonaparte. Das Glück des Feldherrn sind die Fehler des Gegners. Ich könnte auch keine Partie Schach gewinnen, wenn der Gegner tadellos spielte. Aber verlieren wir keine Zeit! Die Minuten sind hier Stunden. (Sie gehen alle ab.)

Kellner. Heda, he! Da laufen Sie weg ohne zu zahlen. Aber der ist mir sicher. Der macht schon zu lange Schulden bei mir. Schau, er tritt an die Spitze der Truppen. Trommeln und Trompeten empfangen ihn. Er läßt Kanonen auffahren. Das Volk stürmt an. Bum, ein Kartätschenhagel geht darüber los. Sie können nur mit Musketenfeuer antworten. Sie fliehen. Die Truppen nehmen die Barrikaden. Hei, wie schnell das geht! Aus dem jungen General kann noch was werden. Wenn er nur die Schulden bei mir nicht vergißt! Da steht noch das angefangene Schachspiel. Eine interessante, kühne Eröffnung, das muß man sagen. — Ha, die Kanonen donnern noch immer fort. Blinde Schüsse, um den Fliehenden Beine zu machen. Hahaha! — Neue Gäste? (Es kommt eine Schar Bürger.)

Ein Bürger. Brav, Bonaparte! Der junge General hat endlich dem ganzen Jammer ein Ende gemacht. Man sagt, er wird nun nach Italien gehn, wo er Großes vor hat. Ich trete unter seine Fahne. Wer geht mit? Löschen wir das häusliche Elend durch kühne Ruhmestaten aus! Kommt, Freunde!

Alle. Wir kommen mit. Vorwärts! (Gesang.)

Der Sieg mit frohem Sang eröffnet uns die Tore,
Die Freiheit leitet unsern Gang.
Vom Norden bis zum Süd im Kriegstrompetenchore
Erschallt der Kampfesstunde Klang.
Der Republik sind wir ergeben
In Sieg und Fall, in Tod und Leben.

3.

Im Kerker des Temple.

18. Dezember 1795.

(Der Kerkermeister und Samson der Henker.)

Kerkermeister. Warum so eilig, Gevatter Samson? Zu einem Gläschen Roten wirds immer noch Zeit sein. Es ist noch einer da von einem reichen Aristokraten, der ihn hier im Temple vergessen hat, als man ihn zur Guillotine abholte.

Samson. Zeit genug, Gevatter Kerkermeister. Der Henker hat jetzt Ruhepause. Schon über ein Jahr gibts kaum mehr was zu tun.

Kerkermeister. Ihr habt viel mitgemacht. Ihr könnt erzählen, Meister Samson. Ihr habt das Blut der Könige und Fürsten mit dem der Gesetzgeber, Philosophen und Plebeier in ein Rinnsal hinfließen lassen.

Samson. Du meine Zeit, ich schlug jedem den Kopf ab, den man mir brachte, ohne mir viel Gedanken zu machen, als daß ich fürchtete, eines Tags in Paris ganz allein übrig zu bleiben. Freilich, als es an den König ging, da hatte ich sozusagen eine Art Schüchternheit. Ja, Gevatter, man ist auch empfindsam. Es war ein trüber Wintertag, aber ein Strahl der Sonne durchbrach den Nebel und beleuchtete den Platz, der mit Hunderttausenden bedeckt war. Alles voll Soldaten und Kanonen!

Kerkermeister. Er wollte noch sprechen?

Samson. Ja, und sprach auch so laut, daß man es über den ganzen Platz hören mußte, von seiner Unschuld und daß er verzeihe. Aber Santerre fuhr mich wütend an, schnell zu machen, und die Trommeln rasselten drein. Mir wurde es selbst zu viel, wie dann die wütende Menge um das Blutgerüst tanzte. Man hätte doch mehr auf die Würde achten sollen.

Kerkermeister. Kam nicht bald darauf Charlotte Corday daran?

Samson. Ganz richtig. Ich kann nicht beschreiben, was das für ein Anblick war, als sie im roten Hemd über die Stiege heraufschritt. Ihr Benehmen hatte jene ausgesuchte Anmut, die über aller Schonheit steht und weder nachgeahmt, noch geschildert werden kann.

Kerkermeister. Ihr seid darin wohl Kenner; denn vor Euch zeigten sie sich alle, wie sie wirklich sind. Dann kam die Königin daran, die Witwe Capet, wollt' ich sagen!

Samson. Sie war noch immer Königin. Weiß gekleidet, stieg sie aus dem Wagen, dabei trat sie mir auf den Fuß und entschuldigte sich gleich mit Würde. „Monsieur," sagte sie zu mir, „verzeihen Sie". Ich war darüber ganz verwirrt und zögerte, aber sie rief mir zu: „Machen Sie schnell! Lebt wohl, meine Kinder! Ich gehe zum Vater."

Kerkermeister. Wie starben denn die Girondisten, die Richter des Königs?

Samson. Mit dem Gesang der Marseillaise. Nach jedem Kopf eine Strophe und der Ruf: „Es lebe die Republik!" Aber Ruf und Gesang wurde immer schwächer, bis der letzte, der Einundzwanzigste klanglos fiel.

Kerkermeister. Und Frau Roland, die Führerin der Gironde?

Samson. In Haltung und Kostüm eine griechische Göttin, schön, stolz, aber hart und spröde.

Kerkermeister. Und Philipp Egalité?

Samson. Der ehemalige Herzog von Orleans? Wie ein reuiger Büßer, ein verlorener Sohn, der zurückkehrt. Aber das ekelhafteste war die Gräfin Dubarry, die ehemalige Geliebte Ludwigs XV., noch immer üppig trotz ihrer fünfzig

Jahre. Sie schändete noch das Schafott durch ihr Jammergeschrei.

Kerkermeister. Am meisten staune ich, daß Ihr den gewaltigen Danton, den feurigen Camille Desmoulins, den schrecklichen Robespierre und den ehernen St. Just wie den unheimlichen Fouquier so ungestraft in den Nacken schlagen durftet.

Samson. Das war freilich etwas Außerordentliches; aber doch nicht so rührend wie der Tod der Madame Elisabeth. So mögen die Martyrer gestorben sein. Von ihren goldenen Locken, die unter meiner Schere fielen, nahm ich mir eine zum Andenken; ein Engländer hat sie mir abgekauft. Aber jetzt muß ich fort. Ja richtig, Ihr habt ja auch noch so eine kleine Capet da? Oder ist sie vielleicht ebenso verschwunden wie ihr Bruder, den die Emigranten Ludwig den Siebzehnten nannten?

Kerkermeister. Ich darf davon nicht reden.

Samson. Nun, ich kann es abwarten. Auf Wiedersehen in der Weinstube drüben. (Er geht ab. Die Tochter des Kerkermeisters kommt.)

Tochter. Vater, es sind Herren vom Direktorium da. Sie besprechen sich noch unten beim Pförtner. Ach, ich bin so erschrocken. Am Ende holen sie unsere schöne Gefangene ab zum Tod!

Kerkermeister. Das geht uns beide nichts an, wenn wir nur unsre Pflicht tun.

Tochter. Ach vielleicht hat man gehört, daß man ihr Blumen schickt und Ständchen bringt und daß —

Gomin (kommt). Bürger Kerkermeister, bringt mir Eure Gefangene!

Kerkermeister. Die Tochter Capets? Sogleich. (Er geht ab.)

Gomin. Die Prinzessin. Was macht sie, mein Kind?

Tochter. Sie sitzt den ganzen Tag auf ihrem Bett und näht und stickt. (Prinzessin Marie Therese wird gebracht.)

Gomin. Das ist sie? — Laßt uns allein! (Jene gehen ab.)

Marie Therese. Was bringen Sie mir? Ich bin auf alles gefaßt.

Gomin. Ich bin nur hieher geschickt worden, mich von Ihrer Lage zu überzeugen. Ihre Einsamkeit soll aufhören. Sie werden eine Gesellschafterin bekommen. Sehen Sie Frau Bocquet de Chanterenne, eine alte Bekannte Ihrer Familie. Ich lasse Sie ein wenig mit ihr allein. (Er hat die Tür geöffnet und Frau Bocquet eingelassen, indem er sich zugleich entfernt.)

Marie Therese. Ach, meine Teure, lassen Sie sich umarmen! Ich sehe in Ihnen eine teilnehmende Gefährtin, die erste, die mir Kunde von der Außenwelt bringen kann. Es ist Ihnen doch nicht verboten zu reden, wie den andern? O sprechen Sie, wie geht es meiner Mutter?

Bocquet. Ihrer Mutter? Sie haben keine Mutter mehr, Prinzessin.

Marie Therese. O Gott! Ist es möglich! Auch sie? Mein Vater war als König allen Gefahren in Krieg und Frieden ausgesetzt. Aber eine Frau, die nichts als Ehrenrechte hatte, ohne Macht, eine ausländische Prinzessin, vom Throne weg zum Schafott zu schleppen, das ist noch viel häßlicher als Königsmord. Wie ist es möglich, daß dies nicht alle französischen Herzen empören mußte?

Bocquet. Sie starb als Heldin. Man wird noch von der großen Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia sprechen, wenn es kein französisches

Reich mehr gibt und die Fremden die Stätte an der Seine ſuchen werden, wo Paris einſt geſtanden.

Marie Thereſe. Was iſt aber mit meinem Bruder geſchehen? Verhehlen Sie mir nichts!

Bocquet. Sie haben keinen Bruder mehr; er iſt im Gefängnis geſtorben.

Marie Thereſe. O Gott! Und meine Tante, Madame Eliſabeth?

Bocquet. Auch ſie ſtarb, wie ihr Vater und ihre Mutter.

Marie Thereſe. Warum auch ſie? Was konnte man ihr vorwerfen? O, dann wird man auch mich morden können.

Bocquet. So wußten Sie von all dem nichts? War man ſo grauſam oder ſo mitleidig, es Ihnen zu verheimlichen? Sie waren alſo die Einzige, vor deren Kerker drei ſchreckliche Jahre ſtumm und grauenvoll, rätſelhaft und bedrängend vorüberſchwebten?

Marie Thereſe. Nichts von all dem erfuhr ich. Ich lebte wie in einem Grabe, in das nie ein heitrer Strahl des Lebens drang. Wenn Beamte kamen, geſchah es nur, uns zu demütigen, durch Fragen zu quälen, durch Vorwürfe zu beſchimpfen. Wir hörten nur dumpfe Gerüchte. Man iſt auch ſeit einiger Zeit zur alten Strenge zurückgekehrt.

Bocquet. Das war wegen des Aufſtands, den der junge General Bonaparte niedergeſchlagen hat. Man ſtellte eine Unterſuchung an, ob nicht Sie bei dieſer Bewegung mit beteiligt ſeien. Man fürchtete, Sie hätten Verbindungen mit Öſterreich. Es verbreitete ſich das Gerücht, Erzherzog Karl wolle Sie befreien und ſich mit Ihnen vermählen.

Marie Thereſe. Man durchſuchte damals aufs neue meine Zelle; aber wie konnte man

etwas finden! — Wer weiß, ob man nicht wiederkommt, ob nicht —

Bocquet. Sie halten mich doch nicht für eine Spionin?

Marie Thereſe. Sie? Nein. Aber man kommt. Gott, was iſt es? (Der Miniſter Benezech kommt mit Begleitung.)

Miniſter. Bürgerin Marie Thereſe von Bourbon, ich komme von Seite der Regierung, Ihnen anzukündigen, daß Sie frei ſind. Das Direktorium der Republik hat ſich mit dem Kaiſer von Öſterreich nach manchen Verhandlungen darüber geeinigt, Sie auszutauſchen gegen einige gefangene Mitglieder des Konvents. Sie können ſich jede beliebige Begleitung ausſuchen. Die Republik bietet Ihnen eine Ihrem Stande gebührende Ausſtattung an. Sie werden bald eine glückliche Ehe eingehen. Die Republik hält es darum für ihre Pflicht, Ihnen als Zeichen der Hochachtung dieſen Brautſchmuck zu überreichen.

Marie Thereſe. Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Man hat mir lange das Nötige verweigert, jetzt bietet man mir den Überfluß an. Verzeihen Sie, wenn ich dieſen Schmuck nicht annehme. Ich bin in Trauer; er paßt nicht für meine Lage. Ich verlange nur einige Gegenſtände, die mir und meiner Mutter gehört hatten und die man uns wegnahm, als wir das Gefängnis betraten. Es ſind teure Erinnerungen.

Miniſter. Die Dinge befinden ſich in einem verſiegelten Schrank. Ihr Verlangen wird erfüllt werden. Wir wollen Europa beweiſen, daß die blutige Zeit vorüber iſt. Sie weinen, Sie zittern. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, um Sie zum Wagen zu führen?

Marie Thereſe. Ich danke Ihnen für Ihre Sorge. Aber wie ſoll ich in der Stunde, in

der Sie mich frei machen, nicht an jene denken, die vor mir dieſe Schwelle überſchritten haben zu einer andern Freiheit, als ſie mir bevorſteht! Es ſind jetzt mehr als drei Jahre, ſeit ſich dieſe Tore hinter meiner Familie und mir ſchloſſen. Ich trete nun heraus als die Letzte und Unglücklichſte.

Miniſter. Die Welt iſt wandelbar und das Geſchick unberechenbar. Es geziemt uns allen, dies zu bedenken.

Marie Thereſe. Ja, die Geſchichte gab uns allen eine furchtbare Lehre. Sie hat grauſam mit uns geſpielt. Wer weiß es, was ſie uns noch aufbewahrt hat. Aber laſſen Sie uns gehen.

4.

Salon in Paris.

Anfangs März 1796.

(Tallien, Frau Tereſa Tallien, Frau von Staël, Joſephine Beauharnais, Barras, Hoche, Caulaincourt, Demouſtier und andere.)

Frau Staël (ſingt zur Harfe).

Ich bin von Nantes ein Waiſenknabe,
Den Vater liebt' ich und Mama;
Doch ſeit ich ſie verloren habe,
Bin ich nun der Verzweiflung nah.
Die Eltern hat man mir ertränket,
Der Strom ſchloß ſich ob ihnen zu.
Ihr Henker, die nicht Gnad' ihr ſchenket,
Erbarmt euch, ſchenkt mir gleiche Ruh!

Frau Tallien. O danke, danke, Madame de Staël! Wie ſingen Sie doch ſo ſüß die rührende Romanze vom kleinen Nanteſen! Das tut ſo wohl nach dem ewigen Pathos der Marſeillaiſe. Ach wir haben ja ſelber alle Schrecken jener Zeit mit-

gemacht, Kerker und Todesangst! Nur der Sturz Robespierres rettete mich und meine liebe Freundin Beauharnais. Nicht wahr, Josephine?

Josephine. Ach, erinnern Sie mich nicht an jene verrückte Zeit! Mir ist, als ob wir da alle von Sinnen waren, unsre Peiniger und wir selber. Ich glaube, ich habe Sie damals auch durch manche nervöse Tollheit erschreckt. Ist es nicht so? Aber ich habe alles vergessen.

Frau Tallien. Ich erinnere mich an die Weissagung jener Hexe. Sie prophezeite Ihnen einen Thron.

Josephine. Ach, schweigen Sie davon! Ihnen hat man nichts prophezeit und Sie sind jetzt in der Tat Königin von Frankreich.

Tallien. Schöne Frau, wollen Sie mich und meine Gattin kompromittieren, wie es einige Royalisten tun, weil ich das Unglück hatte, während der Septembermorde Sekretär der Kommune zu sein? Der Abgrund öffnete sich damals hinter den Schritten eines jeden, der einen Namen hatte, und er stürzte hinein, sobald er zurückwich. Trotzdem rettete ich damals Frau von Stael.

Staël. Das kann ich dankbar bezeugen.

Barras. Lassen wir diese Erinnerungen, über die wir den Schleier der Vergessenheit zu werfen haben. Wir, die wir übrig geblieben sind, wollen, von diesem Alp befreit, wieder aufatmen. Ich habe eine unbeschreibliche Sehnsucht nach den alten Genüssen und einen unsäglichen Haß gegen die Partei, die uns so lange zu Entbehrungen gezwungen hat.

Tallien. Mir scheint, daß trotz mancher hämischer Reden über das linkische Benehmen der neuen Mächtigen doch unsre ehemaligen Marquisinnen die revolutionären Offiziere und Politiker nicht allzu übel finden und gerne Bürgerinnen werden, um ihnen zu gefallen.

Frau Tallien. O ihr eingebildeten Männer! Was sollen wir andern anfangen, da ihr uns unsre Gatten guillotiniert oder vertrieben habt?

Barras. Und was bleibt uns, die wir die Religion und den Thron abgeschafft haben, anderes übrig, als uns zu den Füßen der Grazien zu werfen? Sie regieren ohne die Verlegenheiten des Thrones. Ihre Herrschaft kostet nur Freude. Auf, zum Ballsaal! Musik!

Josephine. Herrlich, lieber Barras! Ach wie sind wir Franzosen doch so leichtsinnig! Wir Leute, die die Schreckenszeit durchgemacht haben, sind erstaunt, daß wir noch leben, und müssen eifrigst bestrebt sein, mit Spielen, Festen, Liebeleien die Tage auszufüllen, die uns der Henker gelassen hat.

Barras. Sie Glückliche haben ja keinen Mangel an Anbetern, die Ihnen die Hand zum Tanze durchs Leben bieten. Sehen Sie hier, der schöne Caulaincourt und der tapfere General Hoche sind bereit, einer den andern zu durchbohren, damit der Sieger Sie in den Tanzsaal führe.

Hoche. Die schöne Bürgerin hat mir bereits zugesagt.

Caulaincourt. Sie irren sich, ich habe ihr Wort.

Barras. Halt, ich war Zeuge, wie Sie den ersten Tanz dem kleinen Bonaparte zusagten, der Sie so leidenschaftlich darum anging.

Josephine. Aber er ist nicht da, er scheint keine Eile zu haben. Um daher keinen zu beleidigen, nehme ich den Arm unseres gelehrten Philosophen Demoustier, zum Dank dafür, daß er uns neulich in einem sehr gründlichen Vortrag bewies, nur die Tugend allein könne den Szepter führen, welchen die Grazien dem gefühlvollen Geschlechte anvertraut haben.

Demoustier. Ich werde Sie in der nächsten Vorlesung auf einem Pfade von Blumen zum Tempel der Moral führen, von dem ich Ihnen einstweilen die Vorhalle gezeigt habe.

Barras. Wohlan, schreiten Sie durchs Tor und zeigen Sie, daß ihr Philosophen auch tanzen könnt! — Wo nur der kleine Bonaparte bleibt? (Bonaparte kommt.) Ah, da seid Ihr. Ist das die Liebe, die Ihr für Josephinen zu haben vorgebt?

Bonaparte. Ja, gerade meine rasende Leidenschaft ist es, die mich zögern ließ, zu Eurem Fest zu kommen. Und ich bin auch nur da, Euch zu sagen, daß ich es aufgebe, dieser Kokette länger zu huldigen ohne Aussicht auf ihr Jawort. Ich lasse nicht länger mit mir spielen. Sie habe mich entweder zum Liebhaber oder zum Feind. Ich bin ebenso bereit, sie zu vergöttern, wie sie zu hassen.

Barras. Aber Freund, warum so heftig? Bedenken Sie doch, sie ist eine verwöhnte Schönheit von altem Adel. Man geht nicht so schnell zum Ziel; das ist ganz gegen das „ancien régime".

Bonaparte. Möglich, aber damit hat man einst nur Niederlagen erreicht. Das neue Regime fordert rasches Zugreifen. Und ich bin der Mann der neuen Zeit.

Barras. Das nennt er zugreifen, wenn er wegbleibt und davonlaufen will! Seien Sie doch ein wenig geduldig! Bedenken Sie, Josephine hat Verbindungen in allen Gesellschaftskreisen und weiß sie zu pflegen. Das ist heutzutage die Hauptsache. Jedermann braucht Protektion. Die beste Protektion wird aber in den Salons geboten, nicht mehr in den Klubs. Eine hübsche, graziöse Frau kann Sie poussieren. Wer weiß, Sie können noch eine ganz hervorragende Stellung durch sie einnehmen. Kommen Sie mit in den Tanzsaal! Ich sah sie eben —

Bonaparte. Mit Hoche oder Caulaincourt kokettieren? Nein, das will ich nicht mit ansehen Ich gehe.

Barras. So bleiben Sie wenigstens ruhig da, Sie kleiner Vulkan, und warten Sie auf mich! Ich will sie suchen und Ihnen herbringen. Verlangen Sie mehr? Sehen Sie, da kommt Frau von Staël, die geistreichste Dame der Gegenwart. Ich überlasse Sie indes ihrer Gesellschaft. (Frau Staël kommt) Schönste, nehmen Sie sich dieses jungen Generals Bonaparte an! Er ist auch ein wenig Schriftsteller gewesen und fast zu belesen für einen Kriegsmann. Auf Wiedersehen! (Ab.)

Frau Staël. Bonaparte? Ich sah Sie bisher weder am königlichen Hof noch während der Revolution.

Bonaparte. Ich bin unglücklich darüber, daß Sie mich vielleicht jetzt zu oft werden sehen müssen.

Frau Staël. Es wird mir nur angenehm sein. Ich plaudere gerne mit jungen Männern, die sich für Literatur interessieren, und ich bin bereit, Sie mit Rat und Lehre dabei zu unterstützen. Ich werde Ihnen meine Werke schicken. Ich habe sehr viel durch meine Schriften gewirkt, denn es ist meine Überzeugung, daß nichts so sehr auf die Politik, die Gesellschaft und die Moral einwirkt wie die Literatur. Die Feder ist gewaltiger als der Degen. Worüber haben Sie geschrieben?

Bonaparte. Ach, es ist nicht der Rede wert. Ich habe es aufgegeben, weil ich meine Talentlosigkeit einsah. Ich muß mich mit den roheren Erfolgen der Tat begnügen.

Frau Staël. Ach, Sie brauchen sich deshalb nicht entmutigen zu lassen. Überschätzen Sie nicht eine Frau, der es wohl leicht fällt, Buch auf

Buch zu veröffentlichen, die aber fühlt, daß sie noch lange nicht die Höhe erreicht hat.

Bonaparte. O gewiß! Ich schätze überhaupt jene Frauen am höchsten, die dem Staate die meisten Kinder schenken.

Frau Staël. Er, General, wünschen Sie, daß man Sie für dumm oder für grob halte?

Bonaparte. Ich muß mich darein ergeben, wie Sie mich beurteilen wollen.

Frau Staël (im Abgehen). O Gott, wie unbedeutend können doch manche Männer sein! Er will den Robespierre zu Pferde spielen. (Ab.)

Bonaparte. Ein Glück, daß sie geht. Barras hat mich vergessen. Ich muß ihn suchen. (Er geht ab. Barras kommt mit Josephine von der andern Seite.)

Barras. Wie gesagt, meine teure Josephine, am liebsten würde ich mich selber Ihnen als Gatten antragen; aber ich fühle, daß ich zu alt und zu bequem werde; ich habe schon zu viel durchgemacht. Aus edler Familie stammend, die, wie das Sprichwort sagt, so alt ist wie die Felsen der Provence, haben mich meine Schulden in den Strudel der Revolution gerissen. Ich habe die Bastille und die Tuilerien stürmen helfen, ich habe für den Tod des Königs gestimmt, habe am Sturz der Gironde und Robespierres mitgewirkt. Ich habe die Gunst meiner Stellung benutzt und mir ein Vermögen erworben. Aber ich will mich bald zurückziehen. Ich glaube nicht an die Dauer der Republik, aber diese Entwicklung der Wirren will ich andern überlassen.

Josephine. Etwa mir? Und meinem zukünftigen Gatten? Soll das gerade Bonaparte sein?

Barras. Glauben Sie mir, Bonaparte wird Ihnen schon als feuriger Liebhaber imponieren. Er ist Italiener, Corse.

Josephine. Aber ich bin nicht verliebt in ihn.

Barras. Wenn Sie nur nicht einst in ihn verliebt sein werden, da er es nicht mehr ist!

Josephine. Er ist mir fast unheimlich mit seinen hohlen Augen, dem durchbohrenden Blick, dem Ungestüm, der Rücksichtslosigkeit, der Träumerei ins Ungeheure.

Barras. Brav, so ists recht. Sie fangen schon Feuer.

Josephine. Was haben Sie denn an ihm?

Barras. Ich bin ihm Dank schuldig für manche Verdienste. Ich gönne ihm das Schönste, Zierlichste. Und Ihnen wird es auch nicht fehlen. Ich werde euch protegieren. Ihr sollt bald vorrücken. Er wird seinen Weg machen. Sogleich nach der Eheschließung soll er an die Spitze der italienischen Armee treten. Er kann es mit unserer Hilfe noch weit bringen.

Josephine. Überschätzen Sie nicht das Talent dieses bald schüchternen, bald anmaßenden, zurückhaltenden und rückhaltigen, verdrossenen und zutappenden Mannes?

Barras. Man muß es wagen. Keiner kennt den andern ganz, nicht einmal sich selber. Die Geschicke spielen mit uns; geben Sie sich ihnen hin! Kein langes Bedenken! Das führt zu nichts. Aber da kommt er ja. — General, ich habe für Sie eine Eroberung gemacht. Ich führe Ihnen Ihre Braut zu. Morgen mag die Vermählung sein, übermorgen übernehmen Sie die Oberleitung des Heeres in Italien. Das ist die Aussteuer, die Ihnen die Republik widmet.

Bonaparte. Ist es möglich, Josephine? Ihre Liebe ist mir mehr wert als zehn Siege. Wie soll ich Ihnen danken?

Josephine. Durch zehn Siege. Erobern Sie mir Italien!

Bonaparte. Alle Schätze Hesperiens sollen Ihren Brautkranz schmücken.

Barras. Halt, halt, so wars nicht gemeint! Nur nicht zu hitzig! Siegen Sie, aber siegen Sie mir nicht zu viel, sonst werfen Sie uns alles über den Haufen und gefährden Ihre eigene Zukunft. Und Sie, Josephine, reizen Sie mir diesen Ehrgeizigen nicht noch mehr! Halten Sie ihn im Gegenteil zurück, sonst stürzt er Sie und sich ins Verderben! Und jetzt nur keine Empfindsamkeiten mehr! Das kann ich nicht leiden. Dazu ist es Zeit, wenn der Bräutigam seine Braut im Wagen vom Feste führt. Ich hole gleich die ganze Gesellschaft, Ihnen zu gratulieren. (Die Gesellschaft kommt herbei.) Hier, meine Freunde, beglückwünschen Sie das neue Paar!

Frau Tallien. Freundin, werden Sie so glücklich, wie ich, einst Ihre Leidensgefährtin, geworden bin.

Tallien. General, mögen Sie an Ihrer Gattin eine ebenso sichere Leiterin haben wie ich, und nie an eine Revolution gegen ihren Despotismus denken!

Frau Staël. Mein unglückliches Kind, wie konnten Sie sich an diesen rohen Menschen wegwerfen! — Und Sie, General, rufe ich zum Kampfe heraus.

Bonaparte. Gut, lassen Sie uns sehen, wer in zehn Jahren Sieger ist, Ihre Feder oder mein Schwert!

Frau Staël. Und in zwanzig Jahren und für immer!

Hoche. Treulose, so behandeln Sie mich, einen siegreichen General, und lassen sich von dem korsischen Abenteurer umgarnen!

Caulaincourt. General, Sie haben geſiegt, aber erſt, wenn Sie mit mir den Degen gekreuzt haben!

Hoche. General, Sie werden die Beute nicht davon tragen; Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!

Coulaincourt. O Joſephine, glauben Sie mir, ich hätte Sie glücklicher gemacht als jener rückſichtsloſe Streber.

Demouſtier. Meine Verehrteſten, ich werde zu Ehren dieſer Verlobung in meinem nächſten Vortrag über Mars und Venus ſprechen und Ihnen an dieſer Allegorie die Vereinigung republikaniſchen Heldentums mit ſchmelzender Liebe erörtern.

Frau Tallien. Kommen Sie, liebe Joſephine; wir müſſen ſogleich die Hochzeitstoilette beſprechen.

Barras. Halt da, kleiner Freund! Ihr habt Euch eben zwei Todfeinde gemacht. Sie wollen Euch umbringen. Geht Ihr zum Stelldichein?

Bonaparte. Ja, um Sie zu meinen ergebenſten Freunden zu machen. Dann auf nach Italien! In einigen Wochen iſt es unſer, ein neues römiſches Reich gegründet, das deutſche Reich zerſchmettert, der Orient unterworfen.

Barras. Um Gottes Willen, Ihr ſeid verrückt!

Bonaparte. Nicht mehr als Cäſar oder Alexander.

5.

Das Österreichische Lager bei Würzburg.

3. September 1796.

Rummelpuff.

Nein, das versteht ihr nimmer und nie,
Habt keine Ahnung von Strategie.
Die Sache ist so: die Republik
Schickt uns drei Heere übers Genick
Eins mit dem General Bonapart
Soll von Italien auf jede Art
Tirol und Kärnten überziehn,
Eins mit Moreau den Neckar hin
Sich schlängeln; doch das dritte Heer
Rückt unter Jourdan auf uns her
Den Main entlang gegen den Kaiser.
Erzherzog Karl zieht sich als weiser,
Vorsichtiger Feldherr erst zurück,
Vereint sein Heer, und wenn das Glück
Es will, wird er mit Meisterschaft
Zerbrechen aller Gegner Kraft.

Ein Soldat. Ja, aber was nützt das alles! Wir kämpfen und kämpfen seit Wochen und das Ende ist immer ein Rückzug. Seht, da kommt gar ein ganzer Schwarm von flüchtigen Leuten, Bürgern und Bauern. Sie wollen den Franzosen entgehn und laufen dem Kriegslärm gerade entgegen. Heda, wohin, ihr Landsleute?

Ein Bauer.

Ach, wir Armen müssen fliehn,
Müssen in das Elend ziehn,
Weil dies französische Geschmeiß,
Voller Lumpen, voller Läus',
Uns ist in das Reich gegangen,
Nur um Unheil anzufangen.

Zweiter Bauer.

Mit zerriſſnem Strumpf und Schuh
Liefen ſie nach Deutſchland zu.
Kamen ſie in ein Quartier,
Hieß es gleich: Schafft Wein und Bier!
Und was ſie nicht konnten ſaufen,
Ließen ſie zum Faß rauslaufen,
Traten ſelbſt das liebe Brot
Mit den Füßen in den Kot.

Erſter Bauer.

Kein Wein war da hell genug,
Gleich zerbrochen Glas und Krug
Und zerhauen in der Schänke
Stühl und Schränke, Tiſch' und Bänke.

Zweiter Bauer.

Die franzöſiſche Freipartie
Stahl den Bauern alles Vieh.
Manches ſchöne Dorf im Land
Haben ſie rein abgebrannt,
Zogen wie die Räuberbande
Weit umher im ganzen Lande,
Nahmen alles fort mit ſich,
Sprachen nur: Für mich, für mich!
Griffen allen in die Taſchen,
Geld und Sackuhr zu erhaſchen,
Zogen Kindern, Mann und Weib
Kleid und Hemden von dem Leib.

Erſter Bauer.

Sicher war kein Weibsbild mehr
Vor dem Schand- und Laſterheer.
Selbſt die Nonnen mußten flüchten,
Zu entgehn den Böſewichten.

Zweiter Bauer.

Ach Kaiſer, nimm dein Schwert zur Hand
Und ſchlag die Räuber tot,

Eh unser schönes Vaterland
Kommt in noch größre Not!

(Die Flüchtlinge lagern sich. Es kommen Hermann, Pfarrer und Apotheker.)

Pfarrer. Seht, da kommt schon der traurige Zug der armen vertriebenen Flüchtlinge, die jenes überrheinische Land verlassen mußten und nun zu uns herüber kamen, in diesen glücklichen Winkel des fruchtbaren Maintals. So laßt uns denn aus dem Wagen die Kleider und die Labung holen, die wir mitgebracht haben, sie ihnen zu spenden.

Apotheker. Ja, gerne geschieht es, froh und zufrieden, daß ein ähnliches Schicksal uns noch fern blieb.

Pfarrer. Noch hat uns Gott vor dem Unglück bewahrt. Doch wird er uns auch künftig bewahren? O könnt' ich doch bald das Friedensfest in unsrer Kirche feiern, wenn die Glocken zur Orgel tönen und das hohe Tedeum von frohen Trompeten eingeleitet wird.

Hermann. Seht nur das Gedräng und Getümmel der Wanderer! Von Hügel zu Hügel zieht sich der Zug, in Staub gehüllt, durch die Wiesen daher. Welch mannigfaltiges Elend! O Gott, wo soll ich beginnen? Wie wähl ich nur hier in der Menge die Dürftigsten aus?

Pfarrer. Ich rate, wir trennen uns. Seht, die Menge lagert sich müde am Rande des Wegs. Treten wir einzeln den einzelnen näher, fragen sie aus und reichen die Gabe! (Pfarrer und Apotheker gehen weiter. Hermann bleibt und erblickt die nahende Dorothea.)

Hermann. Was geh ich noch weiter? Dies züchtige Mädchen von edler Gestalt erregt mein Vertrauen. Du gutes Mädchen, mir hat die Mutter Kleider und Speise gegeben, euch Armen davon zu bieten, sofern ihr bedürfet. Nun bin ich aber

geneigt, die Gaben in deine Hände zu legen. Du kennst eines jeden Mangel; du wirst mit Sinn verteilen; ich müßte dem Zufall gehorchen.

Dorothea. Nicht immer stand es mit uns so übel, wie Ihr uns heut als Fliehende erblickt. Nicht bin ich sonst gewohnt, die Gabe zu heischen. Doch drängt uns die Not, und gern empfang ich im Namen der Freunde die helfende Hand.

Hermann. O könnt ich lieber mit den Waffen in der Hand, Dir, den Deinen und dem Vaterland helfen, statt mit so ärmlichen Gaben! Besser das Blut im Kampf zu opfern, als hier Elend und Knechtschaft zu erwarten. Hätte doch die Kraft der deutschen Jugend vereint die Grenzen verteidigt, so müßtet ihr jetzt nicht fliehen und wir brauchten nicht bange ums eigene Schicksal zu sorgen. Dein Anblick aber, du holdes Mädchen, reift in mir den Entschluß. Ich gehe sofort in die Stadt und biete hier dem Heere diesen Arm an gegen die Bedränger.

Dorothea. Ich lobe deinen Willen, du edler Jüngling. Doch laßt du nicht die Eltern schutzlos zurück?

Hermann. Wohl bin ich ihr einziger Sohn, doch ich denke ihnen Ersatz für mich zu verschaffen. Schon lange wünscht sich die Mutter im Haus ein Mädchen, das nicht allein mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen ihr helfen könnte an der Tochter statt, die sie frühe verloren. Und als ich dich heut zum erstenmal sah, da wünscht' ich dich und keine andre an ihrer Seite im Hause zu haben —

Dorothea. Du stockst und scheust dich, das Weitre zu sprechen? O sag es heraus! Du beleidigst mich nicht. Du möchtest mich dingen als Magd für die Mutter? Es sei, ich folge dem Rufe des Schicksals. Ich steh allein, ein heimatlos Mädchen, froh, mich in sicherem Hause zu wissen.

Hermann. Doch sag mir noch, was bedeutet der Brautring, der dir die Hand schmückt? Bist du verlobt?

Dorothea. Ich war es. Den Bräutigam aber, verblendet vom Scheine der Freiheit, trieb es von uns, nach Paris zu gehn, wo er Kerker und Tod fand.

Hermann. So bist du frei? Wie nennst du dich, Mädchen?

Dorothea. Dorothea nannten mich die Eltern, die ich verlor.

Hermann. Du nenne mich Hermann! Der Wirt zum goldenen Löwen im Städtchen dort nieden am Main ist mein Vater. Dir öffnet sich dort ein Haus wohlhabend und freundlich. So komm mit mir! Im nächsten Dorf hab ich mein Wäglein, dich heimzuführen. Doch sieh, da kommen auch meine Gefährten, der würdige Pfarrherr, der Apotheker. — Habt ihr vollendet, was ihr da wolltet? Auch ich hab all meine Gaben vergeben und dafür den lieblichsten Schatz ertauscht, dies holde Mädchen, für immer mein Eigen, so wie es die Eltern schon lang ersehnten. Empfangt sie wohl und segnet die Wahl!

Apotheker. Glück ward dir, o Freund, im schmucksten Bräutchen.

Dorothea. O sagt, ist es edel, mit solchem Spott mich einzuführen in euren Kreis? Denn offen sei's nun herausgesagt. Wohl regte sich in mir innige Neigung zum Jüngling, der mir als Retter erschien. Gern dient' ich ihm und seinen Eltern, ich folgt' ihm gern, als Magd mich bescheidend. Doch dieser Spott warnt mich bei Zeiten. Er löst mein Geheimnis. Er treibt mich zurück in Elend und Flucht. Lebt wohl auf immer!

Hermann. Nein, bleib, o Geliebte! Bleib, meine Braut! Gesegnet das Wort, das dir so

plötzlich das schöne Bekenntnis, du Gute, entlockt hat! Ich lasse dich nicht. Du sei mein Weib! O Dorothea, reich mir die Hand und Zeugen des Bundes seien die Freunde!

Pfarrer. So seid denn verlobt mit dem Segen des Himmels!

Apotheker. Nun auf, nach Haus, den harrenden Eltern die lang ersehnte Schwieger zu bringen!

Hermann. Halt, laßt uns im eigenen Glück nicht der Leiden anderer vergessen! Du, Dorothea, verteile noch treu die Gaben der Mutter! Dann schließe die Kirche den liebenden Bund! Und was ich im Drange des Krieges errungen, ich will mirs bewahren mit Mut und Kraft. Durch dich sind die Eltern versorgt und das Haus. Gern stell' ich nun meine Brust dem Feind entgegen.

Apotheker. O dächte so jeder, dann stünde die Macht wider Macht und wir freuten uns bald alle des Friedens. Kommt! (Alle ab. Soldaten kommen.)

Rummelpuft.

Grad ist Botschaft angekommen,
Daß Prinz Karl den Sieg genommen
Hört ihr die Kanonen, hört!
Ja, das Blatt hat sich gekehrt.
Als der Feind bei Würzburg eben
Schon gen Wien sich wollte heben,
Kommt Prinz Karl mit Roß und Reitern,
Und bläst diesen Bärenhäutern
Rauch und Pulver in den Hals,
Jagt sie aus der Oberpfalz.
Und was nicht davon kann laufen,
Muß im Main schmählich versaufen.

Bauer.

Ja, gottlob, sie sind geschlagen.
Seht, Prinz Karl der tut nachjagen.

Er läßt das Franzosengeschmeiß
Niedermachen tausendweis.
Und mit Gabeln, Sensen, Hacken
Mag sie nun der Bauer placken

Rummelpuff.

Da Prinz Karl in blutiger Schlach
Uns hat wieder Luft gemacht,
Laßt uns denn aufs neue wieder
Singen frohe Siegeslieder.
Wohlauf, in Reih und Glied gestellt!
Die Trommel ruft uns in das Feld.

Chor.

Auf, auf, ihr Brüder, auf ins Feld,
Zeigt biedern deutschen Sinn!
Auf, nehmt die Waffen in die Hand
Und gebt für Gott und Vaterland
Euch gern und willig hin!
Auf, auf! Dem deutschen Reiche droht
Verheerung, Mord und Brand.
Auf, schützt mit altem deutschen Mut
Euch Weib und Kinder, Hab und Gut
Und euer Vaterland!

6.

Gottesacker vor der Kirche von Spinges in Tirol.

2. April 1792.

(Major von Wörndle, ein Schutzenhauptmann, der Pfarrer, Veit, Josel, Hans und andere Bauern. Katharina Lanz.)

Wörndle. Ja, meine lieben Tiroler, der General Bonaparte hat in einem unerwarteten Siegeszug Italien niedergerungen und beraubt.

Mantua ist gefallen, der Kirchenstaat besetzt, der Papst mit der Entthronung bedroht. Österreich allein steht noch in Waffen. Bonaparte will die ungarische Nation zum Abfall und zur Empörung bewegen. Tirol hält er für wehrlos. Während er seinen rechten Flügel aus Italien gegen Kärnten führt, bricht sein Unterfeldherr Joubert ins Etschtal ein. Er ist schon bis Brixen gekommen. Furchtbare Gerüchte von der Raubsucht, der Grausamkeit, Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit der Franzosen fliegen vor ihnen her. Da ist es Zeit, daß das Volk selber dazu sehe. Der Geistliche, der Edelmann, der Bürger, der Bauer, der Knecht mögen mit gleichen Gesinnungen zu Feld ziehen. Laßt uns nur alle einig sein und Treue unserm Gott, unserm Fürsten, unserm Lande halten!

Schützenhauptmann.

Macht euch auf, ihr Scheibenschützen,
Ziehet auf die Grenze hin,
Lasset eure Waffen blitzen,
Habt ein Herz und einen Sinn!
Wills der Franke wagen,
Komm' er nur herein!
Einst wird unser Enkel sagen:
Hier ward der Franzos erschlagen,
Hier liegt sein Gebein.

Veit.

Den Stutzen her, beim Schlackera!
Was wölln denn die Franzosen?
He, meinen sie mit ihrem Gschra,
Wir habens Herz in d'Hosen?

Hansel.

Für uns ist's grad a Kirchtagtanz,
Denn wir, wir halten z'sammen,
Wir lieben Gott und Kaiser Franz
Und unser Landel; Amen.

Josel.

Wir wollen auch nit schlechter sein
Als unsre braven Alten.
Hui, auf, Tiroler! Würg', hau drein!
Laß 's Stutzel nie erkalten!

Pfarrer.

Friedsam möchten alle wohl
Hier im Bergland wohnen,
Doch der Feind bedrängt Tirol,
Will es nicht verschonen.
Pflicht ist es, ein ganzes Land
Retten vom Verderben,
Seligkeit ists, für das Pfand
Unsres Glaubens sterben.
Also laßt uns eilend gehen,
Wer noch immer Gott erkennt!
Laßt uns auf den Knien flehen
Vor dem höchsten Sakrament,
Daß Gott unsre Waffen schütze,
Uns verzeihe unsre Schuld,
Daß er auf die Feinde blitze
Und uns schenke seine Huld.
Großer Gott, zu Deinen Füßen
Liegt das ganze Land Tirol.
Unsre Herzen alle schließen
Wir dir auf vertrauensvoll.
O Maria, voll Vertrauen
Flehen alle, groß und klein,
Wollest gnädig auf uns schauen,
Allzeit unsre Schutzfrau sein.
Heilige alle, die so bieder
Dieses treue Land verehrt,
Kommt vom Himmel auch hernieder,
Daß ihr unsre Schar vermehrt!

(Sie gehen alle in die Kirche. Orgelklang, Glockengeläute. Katharina bleibt allein und wirft sich auf die Kniee.)

Katharina.

Gott, der einſt dem Samſon Stärke
Gab, er gab der Judith auch
Kraft und Mut zum Heldenwerke,
Wars auch wider Weiberbrauch.
Wenn darum zum Himmel ſchallen
Starker Männer Rufe, will
Ich auch auf die Kniee fallen
Und will beten innig ſtill.
Wenn mit andachtsvollen Bitten
Jung und Alte, groß und klein
All ihr Herz vor Gott ausſchütten,
Wird er mir auch gnädig ſein. —
Doch horch, ich höre ſchon erdröhnen
Sturmglocken rings im Lande weit.
Trompeten rufen, Trommeln tönen.
Hervor, ihr Männer! Es iſt Zeit.

(Die Männer kommen aus der Kirche.)

Wörndle.

Wohlan, die Arbeit nun begonnen!
Durch Mut, durch Treue, Tapferkeit
Iſt mancher Anſchlag ſchon zerronnen,
Blieb manches Land vom Feind befreit.
Gott ſei die Loſung in der Schlacht.
Auf, wo der Feuerdonner kracht!

Chor.

Jetzt wöllen wir den Franzoſen entgegen gahn.
Was hadens denn bei uns herinnen zu tan?
Es hat ſie einer delangt.
Wir haben ſie nit verlangt.
So kam ein jeder Narr,
Fraß uns mit Haut und Haar.
Das geht doch nit, ei ja wohl,
In Tirol!

Veit.

Auf, Manner, ſchaut, das Wetter kommt wohl grob!
Es ſteigt ja ſchon daherauf ganz blitzblob.
Voran die Reiterei —
Die Sabel glitzen frei.
Loſt nun! Es ſchnellen drein
Die Büchſen groß und klein:
Krak, krak, karak, und pum, pum,
Um und um.

Joſel.

Jetzt, Brüder, das bitt ich euch, nit verzagt!
Halb gwonnen is — weißt du wohl — ders friſch wagt.
Dort kommt — es wird immer mehr —
Eine ganze Kutt' daher.
Luchs, Marder, Wolf und Fuchs!
Schlagt an die Stutzen flugs!
Paff! — Hui, die zappeln ſchon.
Da habts den Lohn!

Hanſel.

Auf, friſche Tiroler, auf, ſpannt eure Büchs!
Schießt nieder Franzoſen wie Haſen und Füchs!
Seid alle friſch munter und macht euch ein Ehr!
Das Landel bleibt unſer. Hui, Franken, kommt her!

Schützenhauptmann.

Erſteigt die Felſen und pulvert hinab,
Dann finden die Franzoſen ihr ſicheres Grab!
Schützen herbei,
Einer für drei!
Werft den kletternden Plunder
Vom Gebirg hinunter!

Pfarrer.

Laſſet ihr vom Stutzengekrach
Unſere Berge erbeben,
Gott iſt es immer leichte Sach',
Rettung uns zu geben.

Gott sei unsre Zuversicht.
Wenn wir auf ihn bauen,
Werden wir, o zweifelt nicht,
Seine Hilfe schauen.

Schützenhauptmann. Herr Major, die Munition geht uns aus. Wir werden uns zurückziehen müssen.

Wörndle. Beileibe nicht! Seht, wie ich es mach! Das Gewehr umgedreht und zuschlagen!

Schützenhauptmann. Wohlauf! Gebt das Losungswort weiter. Zuschlagen, zuschlagen!

Alle. Zueschlagen, zueschlagen! (Sie springen über die Kirchhofmauer und verschwinden.)

Katharina.

Jetzt wälzt sich schon vom ganzen Gebirg
Der grimme Tod herunter.
Brav, Josel, schlag zu, stoß und würg!
Brav, Veitel, drüber und drunter!
Der Tambur droben, der rotzige Bue,
Der schlagt ihnen frei den Wirbel dazue.
Bue, du bist mir nit zu hoach!
Das ist dein letzter Stroach! (Sie nimmt eine Büchse und schießt.)
Sieh, wie die Trommel kracht,
Wie er Burzigagel macht!
Haha, Tamburl, ist dir heiß?
Glück auf die Reis'! —
Schau, schau, da krappelt ja schon mehr
Ein neuer Haufen übers Eckele daher.
Geh, Josel, Hans und Veit,
Reibt euch auf d'andre Seit!
Greift die Luder hinten an,
Daß keiner fliehen kann,
Und gebt's ihnen resch auf die Hax
Mit der Prax!

(Unter folgendem Gesang kommen die Kämpfer wieder zurück.)

Chor.

Viktoria! Juhe! Der Feind ist gerieben auf.
Er lauft schon beim Loch hinaus. Drauf, drauf!
Vivat der Kaiser Franz!
Ihm g'hörn wir wieder ganz.
Ihr braven Schützen, enk
Bleibts Landel eingedenk.
Und du, Wörndle, leb fein gsund,
Steif und rund!

Wörndle.

Unser der Sieg!
Liege nun, prahlende Horde,
Müde von Raub und von Morde!
Schänder, da lieg!
Was Millionen nicht gelungen,
Germania, das hat Tirol errungen.

Schützenhauptmann.

Gerettet ist das Vaterland.
Umarmt euch, Waffenbrüder!
Geschlagen der Feind mit Spott und Schand.
Der kommt uns nimmer wieder.

Hans.

Mein, schaut nur, Französla, wie lappet ihr seid!
Ihr sucht bei uns armen viel Geld und viel Beut'.

Josel.

Sie wollten uns Freiheit und Gleichheit flugs zeigen,
Wir zeigen aus Dankbarkeit ihnen die Feigen.

Veit.

Was braucht der Tiroler die Nam' ohne Herz?
Er braucht nit die Possen, braucht kein solchen Scherz.

Pfarrer.

Und nun mit David geben wir
Nicht uns die Ehr, o Gott, nur dir;

Du richteſt über die Kriege.
Dein Name ſei gebenedeit
Für deinen Segen allezeit.
Dein, Herr, dein ſind die Siege.
Nur Gott war Retter noch.
Maria trat zum Throne
Und bat, daß er verſchone;
So brach das ſchwere Joch.
O Himmelskönigin,
Du Mutter unſres Landes,
Du Zuflucht jedes Standes,
Erhalt uns fürderhin!
Sollt es ein Feind noch wagen,
Mach, daß Tirol kann ſagen:
Der Sieg iſt mein,
Die Glorie dein
Und deinem Sohn die Ehr.
Bleib unſre Landeswehr!

7.

Saal im Kloſter Göß bei Leoben.

18. April 1797.

(General Napoleon Bonaparte und der Biſchof Graf Alexander Engel.)

Bonaparte. Ich freue mich, Monſeigneur, in Ihnen den einzigen Biſchof zu begrüßen, der nicht vor mir geflohen iſt.

Biſchof. Herr General, ich ſtehe am Rand des Grabes. Mein Alter verwehrt mir eine andere Flucht als die ins Jenſeits. Darum harrte ich hier an meinem Biſchofsſitz in Leoben aus.

Bonaparte. Aber warum fürchten Sie ſich vor mir? Sie zittern.

Biſchof. Nicht die Furcht, das Alter macht mich zittern.

Bonaparte. Verzeihen Sie! Hier ist ein Sitz.

Bischof. Ich danke Ihnen. (Er setzt sich.)

Bonaparte. Ich habe doch durch Proklamationen den Völkern meine friedlichen Gesinnungen verkünden lassen. Ich will nichts als den Frieden, den Österreich allein der Republik verweigert. Lassen Sie uns Freunde sein! Ich bin kein Antichrist. Ich glaube an das Dasein Gottes und an die Unsterblichkeit. Der Tag meiner ersten Kommunion war der schönste meines Lebens.

Bischof. Und doch haben Sie den Papst bekriegt, und Ihre Regierung bekämpft Priester und Kirche.

Bonaparte. Der Papst, die Priester, die Kirche, das ist nicht die Religion. Ich gebe Ihnen zu, daß diese Einrichtungen gut waren für das barbarische Mittelalter, aber in unsre aufgeklärte Zeit passen sie nicht. All das löst sich auf vor der Philosophie unserer Zeit. Die Welt wird sich daran gewöhnen müssen, fortan auch ohne Papst zu leben. Pius der Sechste ist ein Sterbender.

Bischof. Doch nicht das Papsttum.

Bonaparte. In der bisherigen Form wohl. Vielleicht werde ich mich entschließen, es noch fortbestehen zu lassen, wie der Zar einen Patriarchen bestehen läßt. Auch leugne ich nicht, daß mir die Priester als Beamte des Staats gute Dienste leisten können, indem sie aufs Bauernvolk wirken.

Bischof. General, Sie sind noch jung. Ich habe in meiner Jugend nicht mindere Überhebungen der Aufklärung und Philosophie erlebt. Aber die Zeit, die Schicksale, die Seele des Volks haben mich belehrt, daß unser Geschlecht einer großen Erneuerung und Wiederherstellung entgegengeht.

Bonaparte. Das Volk hier und diese Gesellschaft scheint eben noch ein wenig zurückgeblieben.

Bischof. Unser Volk und unsre Gesellschaft ist dieselbe wie in Frankreich. Der Bauer, der Arbeiter, der Bürger, der Gelehrte, der Edelmann, der Fürst sind überall gleich und werden überall gleich bleiben, so wie Gott sich immer gleich bleiben wird und seine Kirche.

Bonaparte. Aber die Mißbräuche der Zeiten schreien nach Verbesserungen.

Bischof. Gewiß. Diese Verbesserungen brauchen aber keiner blutigen Revolutionen. Das Volk, das den Schrecken der Revolution in Paris entfesselt hat, ist nicht die Nation, sondern eine Bande von Aussaugern des Volkes.

Bonaparte. Sie werden beleidigend, Monseigneur.

Bischof. Ich rechne Sie nicht dazu, General. Sie sind nicht die Revolution, sondern ihr Sohn und Erbe. Mögen Sie diese Erbschaft in dem Sinn verwalten, der Ihr Wirken beständig und segensreich macht! Sie sind ehrgeizig. Genügt Ihnen die Ehre weniger Jahre?

Bonaparte. Was ist die Welt? Ich folge einem unbedingten Triebe in mir. Ich weiß nicht, was die Natur mit mir vorhat.

Bischof. Sie folgen den Planen Gottes.

Bonaparte. Das glaube ich, denn er gab mir das Glück Er ließ mich siegen und alle Schwierigkeiten überwinden. Aber dieser mein Gott ist nicht Ihr Gott. Er schützt nicht Sie und Ihr frommes Reich.

Bischof. Er schützte das fromme Tirol und er würde auch uns schützen, wenn er uns nicht für so viele Verbrechen, Laster und Irrtümer büßen lassen müßte.

Bonaparte. Sie halten mich für seine Geißel, die er wieder wegwerfen wird?

Bischof. Er wird Sie nicht wegwerfen, wenn Sie sich ihm nicht nur als Geißel, sondern auch als Herold zur Verfügung stellen.

Bonaparte. Das ist nicht mein Geschäft. Ich mache nur das, was ich verstehe. Und ich glaube es wohl gelernt zu haben.

Bischof. Ihr Standpunkt ist ein hoher. Sie sehen über die Völker hinweg. Ihnen ist die Erde vielleicht zu klein. Aber ich bin, wenn auch in der hohen Politik fremd, doch gezwungen, einen noch höheren einzunehmen, um mich würdig zu machen, vielleicht schon in wenigen Tagen vor meinen Richter zu treten.

Bonaparte. Ich ehre Ihren Standpunkt. Sie haben abgeschlossen. Vor mir aber liegt noch das ganze Leben. Ich will noch nicht abschließen. (Ein Adjutant kommt.) Doch entschuldigen Sie, mich erwarten Geschäfte. Die Vertreter Österreichs wollen mit mir über den Frieden unterhandeln. Es ist ein Geschäft, das auch Ihnen sympathisch sein wird und Ihren Segen verdient. (Der Bischof geht. General Graf Merveldt und Marchese Gallo kommen.) Nun, meine Herren, noch keine Entscheidung von Wien? Sechs Jahre schon tobt diese Feindschaft. Ganz Europa sehnt sich nach dem Frieden.

Merveldt. Nicht unsre Kriegslust ist Schuld an der Zögerung, sondern Ihre Bedingungen. Sie wollen das linke Rheinufer.

Bonaparte. Meine Bedingungen entsprechen der Lage des Kriegs. Ich bin nur zwanzig Stunden von Wien entfernt und habe Ihren talentvollsten Feldherrn, den Erzherzog Karl, zum Rückzug gezwungen.

Merveldt. Aber Sie haben noch ein ganzes Volk unbezwungen vor sich. Denken Sie an den

Widerstand Tirols! Einen gleichen wird Ihnen Böhmen und Mähren, Ungarn und Kroatien bereiten. Wien schickt seine Freiwilligen ins Feld. Der Friede ist in diesem Augenblick Ihnen wichtiger als uns. Sie sind von Ihren Hilfsquellen entfernt, teilweise abgeschnitten. Die Heere der Republik, auf die sie so sicher zählten, sind noch nicht einmal über den Rhein gegangen. Die Venetianer bewaffnen ihre Bauern in Ihrem Rücken gegen Sie. Vergebens suchen Sie den Brand der Revolution weiter zu verbreiten. Unsre Völker bleiben treu. Wir zögern, die Republik als solche anzuerkennen. Der Kaiser kann wohl auf seine Länder, Belgien und die Niederlande, verzichten; aber als deutscher Kaiser kann er nicht die Rechte des Reichs über die Rheinlande aufgeben.

Bonaparte. Wohlan, so lassen Sie uns diese Reichsangelegenheiten einem eigenen Kongreß vorbehalten. Die Republik bedarf der Anerkennung nicht, sowenig wie die Sonne am Himmel. Wehe denen, die sie nicht sehen! Der Waffenstillstand läuft heute Mitternacht ab. Habe ich bis dahin nicht Ihre Unterschrift unter meinen Vorschlägen, so werde ich sie mir in drei Tagen aus Wien holen und das Reich zertrümmern, wie ich diese Vase zu Boden schleudere! (Er tut es.)

Mervelt. Die Vase ist zertrummert, aber Sie beweisen damit nur, daß sie zerbrechlicher ist als Österreich. All dies zeigt, daß ein aufrichtiger Friede unmöglich ist.

Bonaparte. Sie wissen so gut wie ich, daß eigentlich jeder Friede ein Waffenstillstand ist.

Mervelt. Nun gut, wenn Sie es selber so auffassen, dann konnen wir auch Ihre Bedingungen vorläufig annehmen.

Bonaparte. Nehmen Sie sie mit diesem Vorbehalt an und malen Sie sich meinetwegen aus,

daß Sie sich einst durch einen Frieden rächen können, den Sie uns in Paris diktieren.

Merveldt. Ich nehme diese Einladung an, General.

Bonaparte. So ist also unser Geschäft abgemacht. Ich bitte Sie, meine Herren, bis die Abschriften zur Unterzeichnung vorliegen, mit mir zu speisen. Ich folge Ihnen sogleich. (Merveldt und Gallo ab. Bourienne kommt.) Bourienne, ich habe für dich zu tun? Nimm diese Schriften —

Bourienne. Also Friede?

Bonaparte. Ja, aber nur, um uns zu größeren Heldenwerken frei zu machen. Bist du ehrgeizig, Bourienne?

Bourienne. Ich weiß nicht, als Sekretär —

Bonaparte. Nun du sollst mit mir unsterblich werden. War nicht auch der Sekretär Alexanders des Großen unsterblich? Wie hieß er doch?

Bourienne. Ich habe nie etwas von ihm gehört.

Bonaparte. Ich auch nicht. Aber das war seine Schuld. Du mußt die Gelegenheit besser benützen.

Bourienne. Wieso? Willst du Alexander werden? Da müßtest du mindestens Asien erobern.

Bonaparte. Das will ich. Vorläufig geht es nach Ägypten. Komm mit! Von da etwa über Syrien, Persien und Indien nach Konstantinopel. Von dieser Seite wollen wir aufs neue dem Kaiser von Österreich einen Besuch machen.

Bourienne. Nun, mit dieser Erde wären wir fertig. Aber Alexander trauerte, daß er die andern Welten unerobert lassen mußte.

Bonaparte. Gib acht, die Zeit ist weiter vorgerückt. Unsere Philosophie ist uns eine mächtige Bundesgenossin geworden, den Olympus zu erstürmen. Die Revolution hat diese Eroberung

bereits begonnen. Die Götter haben kapituliert. Ich will das Erbe der Revolution mit Vorteil antreten.

Bourienne. Du willst Jupiter zum Jakobiner machen und den Schrecken auch im Olymp auf die Tagesordnung setzen.

Bonaparte. Vielleicht.

Bourienne. Ist das kein Widerspruch?

Bonaparte. Aus Widersprüchen erzeugt sich das Leben.

Bourienne. Und der Tod!

Bonaparte. Der Tod vermag nichts gegen den Ruhm. Man muß etwas für ihn wagen. Oder fürchtest du dich? Willst du zurückbleiben?

Bourienne. Was will ich tun? Ich muß wie die Priesterin des Ammon ausrufen: Bürger General, Sie sind unwiderstehlich!

Bonaparte. Genug. Die Gäste warten. Laß uns heut nur fröhlich sein.

8.

Wien. Vor dem Haus der französischen Botschaft.

13. April 1798.

(Der Sekretär des Generals Bernadotte mit Anna unterm Tor.)

Sekretär. So sind wir einig, teure Anne! Die schöne Wienerin ergibt sich dem französischen Republikaner auf Gnade und Ungnade und folgt ihm als gute Beute.

Anna. Es geht wohl nit anders. Ich muß mich für besiegt erklären, mögen auch meine Tanten darüber zanken. Die sind freilich den Franzosen und der Republik gar nicht freundlich.

Sekretär. Pah, als Gattin des Sekretärs der französischen Botschaft wirst du ihnen schon imponieren.

Anna. Und was sagt dein Herr dazu?

Sekretär. General Bernadotte liebt solche Eroberungen. Sie erleichtern das Revolutionswerk.

Anna. Und was sollen wir also tun?

Sekretär. Die Ratifikation des Friedens mit einem Kuß bekräftigen. (Er küßt sie.)

Bernadotte (kommt aus dem Haus). Ei seh da, mein Freund, so angenehm beschäftigt? Wer ist die Schöne?

Sekretär. Meine Braut. General, ich wollte Sie eben um Ihre Einwilligung bitten —

Bernadotte. Die hast du aus ganzem Herzen. Ich will noch heut eure Verlobung in unserm Kreis feiern. Bestelle Musik, Wein und Essen! Bald bin ich wieder zurück. In einigen Tagen mag Hochzeit sein. Nur schnell! Ich muß noch zu Hofe, zum Minister, zum Polizeidirektor. Auf Wiedersehen, ihr Glücklichen! (Der Sekretär und Anna gehen. Graf Dietrichstein kommt.)

Dietrichstein. General, ich will zu Ihnen. Aber ich sehe, Sie haben Eile.

Bernadotte. Ich wollte allerdings zu Ihrem Kaiser, ihm Vorstellungen zu machen. Aber dem Grafen Dietrichstein steh ich immer zu Diensten.

Dietrichstein. Sind Sie nicht zufrieden hier in Wien? Man wundert sich, daß Sie weniger mit uns in der Gesellschaft verkehren als mit Persönlichkeiten von zweifelhaften Absichten.

Bernadotte. Ich habe mich im Auftrag des Direktoriums über die Stimmung aller Volksklassen zu informieren, denn wir haben Grund, mißtrauisch zu sein. Das Direktorium schickt mir auch Vorstellungen, als ob ich in Wien nicht stolz genug aufträte, als ob ich dem Hof und der Aristo-

kratie allzusehr zu gefallen suchte. Man verlangt, daß ich der dreifarbigen Fahne allzeit Achtung verschaffe. — Aber was ist denn das für ein Subjekt, das mich schon seit einer Weile so herausfordernd fixiert. Der Herr scheint uns Franzosen auch nicht besonders günstig zu sein.

Dietrichstein. Das ist mein Freund Beethoven, und der Freund der Musen.

Beethoven (kommt). Aber nicht der Freund der Franzosen. Wenn ich als General von der Strategie das verstünde, was ich als Musiker vom Kontrapunkt verstehe, dann wollte ich euch Franzosen schon mehr zu schaffen gegeben haben als unsre alten Generäle.

Dietrichstein. Aber, Beethoven!

Bernadotte. Lassen Sie ihn, Graf! Einem Musiker darf man jede Narrheit verzeihen.

Beethoven. Narrheit? Herr, Sie kennen nicht die Kunst. Sie ist es, die den Menschen bis zur Gottheit erhöht. Die Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie. Ihr Reich ist das der wahren Freiheit. Wie die Winde in den Lüften, so wirbeln die Töne in der Seele des Künstlers. Die Kunst ist das Reich der Gleichheit und Brüderlichkeit. Sie vereint alle Welt. Ihr Reich ist das oberste aller geistigen und weltlichen Reiche.

Bernadotte. Aber in der Politik gilt sie nicht viel.

Beethoven. Sie irren sich. Nicht Tagesbefehle, sondern der Rhythmus der Musik hat die Soldaten zum Tode, zum Ruhm, zur Selbstaufgabe begeistert.

Bernadotte. Üben Sie auch diese Waffengattung, auf die Sie so viel halten?

Beethoven. Ich tat es. Ich habe den Freiwilligen Wiens im vorigen Kriege Gesänge

gewidmet. Aber der Friede wurde vorschnell geschlossen. Sie können heute diese Lieder hören. Wir feiern eben den Jahrestag dieser patriotischen Erhebung. Die Freiwilligen werden mit ihrer Fahne durch die Stadt ziehen und mit jenen Heldenliedern dem Vaterlande Treue für alle Zukunft geloben.

Bernadotte. Ei, ei! Ich will Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben. Auch die Republik schätzt die Künste, sofern sie ihr dienen. Ja, die Republik bietet Ihrer Kunst viel höhere Anregungen und Begeisterungen im Ruhme ihrer heroischen Taten seit der Revolution. Lassen Sie sich davon inspirieren und widmen Sie die schönste Frucht Ihrer Kunst der Republik oder einem ihrer berühmtesten Feldherrn. Sie sollen dabei nicht zu kurz kommen.

Beethoven. Ich denke nicht daran, für Ruhm und Ehre zu schreiben. Was ich auf dem Herzen habe, das muß heraus.

Bernadotte. Sie scheinen mir ein urwüchsiges Talent zu sein. Die Revolution hat dem Talent alle Schranken eröffnet.

Beethoven. Auch ich bin Revolutionär in der Kunst. Freiheit, Weiterschreiten ist Zweck der Kunst und der ganzen Schöpfung. Die Grenzen sind nicht gesteckt, die dem Talent und dem Fleiß entgegentraten mit dem Zuruf: Bis hieher und nicht weiter. (Er geht ab.)

Dietrichstein. Ein Sonderling, aber vom höchsten Genie.

Bernadotte. Was er mir da über das Fest sagte, ist mir gar bedenklich. Ich muß diese Provokation Frankreichs zu verhindern suchen.

Dietrichstein. Es wird zu spät sein. Sehen Sie, da kommen schon die Wehrmänner mit kriegerischer Musik.

Bernadotte. Dann muß ich um so schneller eilen, um dagegen im Namen meiner Regierung zu protestieren. Kommen Sie mit mir? (Beide ab. Die Freiwilligen ziehen auf, begleitet von Frauen und Kindern.)

Chor.

Keine Klage soll erschallen,
Wenn von hier die Fahne zieht,
Tränen keinem Aug' entfallen,
Das im Scheiden nach ihr sieht.
Es ist Stolz auf diese Zierde
Und Gefühl der Bürgerwürde,
Was auf aller Wangen glüht.

Hauptmann.

Ja, heut ein Jahr war andre Zeit,
Da rief ins Feld hinaus der Streit,
Da war der große Trennungstag,
Da wirbelte der Trommelschlag.
Doch Gott, der seiner Kinder denkt,
Hat uns den Friedensstrahl geschenkt.
Der Friede lacht, es blinkt der Wein,
Wir sind ein Sinn und Herz.
Wir teilten Mühen, Angst und Pein,
Nun teilt auch Wein und Scherz.
Vorbei ist Angst und Not und Harm.
Wein in die Hand! Ein Weib im Arm!
Wer heute nicht mit uns stoßt an,
Der ist kein deutscher Biedermann.

Bürger. Aber schaut, da haben die Franzosen vor dem Haustor Ihres Gesandten eine dreifarbige Revolutionsfahne über dem Balkon herausgehängt. Was soll das bedeuten? Ist es ein Zeichen des Aufruhrs für die Verschworenen, oder ist es die Blutfahne, die neuen Krieg ankündigt? Wollen sie uns höhnen? Man hört sie dazu singen. Es sind revolutionäre Lieder. Sollen wir uns das

gefallen lassen? Nein, klettre einmal einer hinauf und reiße das aufrührerische Zeichen herab! So, es geht, es geht, es geht, wie's in ihrem Lied heißt. (Franzosen erscheinen an den Fenstern. Bernadotte kommt.)

Bernadotte. Zurück, ihr Tollen! Brecht ihr das Völkerrecht? Wollt ihr aufs neue den Kriegszorn auf euch entladen?

Bürger. Die Fahne ist das Zeichen des Aufruhrs. Die dulden wir hier nicht.

Bernadotte. Auch ihr laßt die eure wehen und singt Trotzlieder hier vor meinem Palast.

Hauptmann. Wir schwingen die Fahne dieses Landes, wie es hier Sitte ist. Wir singen Vaterlandslieder, ihr aber aufrührerische Gesänge. Der Grund unsres Hierseins ist nicht Euer Palast, der uns nichts angeht, sondern das Vorhandensein dieses Wirtshauses da, dem sich Euer Palast zufällig gegenüber befindet.

Bernadotte. Dann bleibt auf euerem Gebiet und greift nicht in das meine über! Mein Palast ist mein Vaterland, ist Frankreich, ist die Republik. Ich feiere übrigens kein Revolutionsfest, sondern die Verlobung meines Sekretärs mit einer Wienerin. (Er wird ins Haus gedrängt.)

Hauptmann. Pflanzt eure Fahne in eurem Haus auf, aber nicht auf der Gasse; die ist gut wienerisch und österreichisch.

Bürger. Werft ihnen die Fenster ein! Befreit die Frauenzimmer, die diese Wüstlinge verführt und geraubt haben, um mit ihnen ihre tollen Feste zu feiern! Rennt das Tor mit Balken ein! Hier liegt Bauholz genug.

Dietrichstein (kommt). Haltet ein, Bürger! Was unternehmt ihr Wahnwitzigen? Ich sehe euch entflammt von Vaterlandsliebe, aber laßt euch nicht fortreißen zu unziemlichen Handlungen! Achtet

den Fremdling, achtet selbst den Feind! Achtet das Völkerrecht! Gebt den Weg frei! Laßt mich hinein! Gehorcht und zieht in Ordnung ab, so wird eure Unbesonnenheit verziehen werden. (Er geht hinein.)

Hauptmann. Ja, Herr Graf, Ihnen folgen wir gerne. Sammelt euch, Brüder, um die Fahne und laßt uns unter klingendem Spiel und biederem Vaterlandsgesang weiterziehen!

Chor.

Ein großes deutsches Volk sind wir,
Sind mächtig und gerecht.
Ihr Franken, das bezweifelt ihr?
Ihr Franken kennt uns schlecht.
Denn unser Fürst ist gut,
Erhaben unser Mut,
Süß unsrer Trauben Blut,
Und unsre Weiber schön.
Wie kanns uns besser gehn!

(Alle ziehen ab. Bernadotte und Dietrichstein kommen wieder aus dem Haus.)

Bernadotte. Herr Graf, ich verlange sofort meine Pässe, um nach Frankreich abzureisen und dort diesen Affront zu melden. Österreich wird sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Dietrichstein. Aber General, die Regierung ist ohne Schuld. Ich wundre mich, daß Ihre Nation, die doch alle Wappen so gründlich abgeschafft hat, durch Ausstecken einer bunten Fahne die Verwirrung eines Aufstands veranlaßt und Menschenleben bedroht. Bleiben Sie, und Sie werden möglichste Genugtuung erhalten.

Bernadotte. Unmöglich! Denken Sie, in der Verlegenheit, dem Ansturm dieser zügellosen Horde zu entgehen, hätte ich bald durch den hinteren Trakt meines Hauses in die päpstliche Nuntiatur flüchten müssen.

Dietrichstein. Das tut nichts; es kommt der Kirche zu, selbst ihren heftigsten Bedrängern Schutz zu gewähren.

Bernadotte. Nein, nein, meine Pässe! Ich gehe nur hinein, alles zur Abreise anzuordnen. Leben Sie wohl. (Beide ab.)

Chor (aus der Ferne).

Wir streiten nicht für Ruhm und Sold,
Nur für des Friedens Glück.
Wir kehren arm an fremdem Gold
Zu unserm Herd zurück.
Den guten Bürgern nur
Blüht Segen der Natur
Auf Weinberg, Wald und Flur.
Gerecht ist unser Krieg;
Uns, uns gehört der Sieg.

(Bernadotte kommt mit dem Sekretär und Anna.)

Bernadotte. Sie fahren sogleich voraus nach Rastatt zum Kongreß und überbringen diese Depesche. Es tut mir leid, daß Ihr Hochzeitstag sich also verschiebt. Ich gehe zum Minister. Auf Wiedersehn in Paris. (Ab.)

Anna. Ach, Teurer, was wird nun aus mir werden?

Sekretär. Weine nicht! Sei ruhig! Ich muß dich freilich jetzt verlassen. Aber sei getrost, wir sehen uns bald. Ich komme zurück mit der siegreichen Armee der Republik und dann gibt es keine Hindernisse unserer Vereinigung mehr.

Anna. Nimm mich mit!

Sekretär. Das geht nicht. Der Dienst! Harre aus! Um so schöner wird unser Triumph sein. Leb wohl! (Er geht ab.)

Anna. Ach, so soll ich jetzt zu meinen Tanten zurück! Wie schnell ist der schöne Rausch verflogen. Soll ich wünschen, daß der Feind wieder nach Wien

komme, um mir den Geliebten zu bringen? Oder ſoll ich lieber zu Gott beten, daß die Unſern nach Paris einrücken, um mir den Geliebten zum Kriegsgefangenen zu machen? Ja, das will ich.

9.

Franzöſiſches Loger vor Akkon.

Mai 1799.

(Bourienne und Dunois.)

Dunois.

Ja, Freund, ich habe Nazareth geſehen,
Die Lilienſtadt, in der vom heilgen Geiſte
Einſt auf Marien ſank ein Zephyrwehen.
Ich ſah die Stätten, die der Herr bereiſte,
Uns zu erlöſen. Ja, ich durfte ſtehen
Am Berge Tabor, wo ſo herrlich gleißte
Des Gottesſohnes himmliſche Verklarung
Als ſeiner Himmelsherrlichkeit Bewährung.
Laß mich gleich einem zweiten Taſſo künden
Von unſres Chriſtenheeres Heldentaten!
Abdallah Paſcha kam mit Höllenſchlünden
Her von Damaskus, weil um Hilfe baten
Die Türken hier in Akko. So verbünden
Sich unſre Feinde. Doch noch eh ſie nahten,
Eilt Bonaparte ihnen ſtracks entgegen,
Um ihnen jede weitre Luſt zu legen.
Kleber war ihm voraus, er ſtund im Kampfe
Gegen die Übermacht. Die Türkenreiter
Umſprengten wütend ſein Carré, vom Dampfe
Des Rauchs umwallt. Da führte neue Streiter
Der Feldherr in das Tal. Im Todeskrampfe
Liegt bald der Feind. Der Jordan läßt nicht weiter
Ihn fliehn. Er liegt zerſchellt, ertränkt, bezwungen:
Der Sieg vom Berge Tabor war errungen!

Bourienne. Ich, mein poetischer Freund, habe Ihnen nicht so begeisternde Nachrichten aus unserm verwünschten Lager vor Akkon da zu berichten. Die Türken spotten unser noch immer. Unsre Flotille mit den Belagerungsgeschützen, der Überrest aus der Niederlage von Abukir, ward uns auch noch von den Engländern weggenommen. Der Pascha in der Stadt hat kriegstüchtige Berater, unsre grimmigsten Feinde, den Engländer Sidney Smith und einen Franzosen. Wir können wenig ausrichten. Es fehlt uns an Kugeln, aber nicht an Toten und Verwundeten. Und was das ärgste ist, die Pest, die unerwünschteste Fee des Orients, hat uns besucht und macht das Lager zum greulichsten Hospital. Doch da kommt der General selber.

Bonaparte (kommt). Was gibts? Ei, Dunois, der Held vom Berge Tabor! Führt Sie ein Wunsch zu mir?

Dunois. Ja, General, ein heißer Wunsch. O hören Sie hier an dieser wunderreichen Stätte durch mich das Wort des Herrn der Weltgeschicke! Sie wissen, daß ich einst königstreu den Tod der Republik geschworen. Eifrig half ich im Kampf dem Hause Österreich und dann dem Papst, als ihn die Republik entthronte. Doch als ich hörte, daß Sie, wie einst der heilige Ludwig, von Ägypten aus das heilige Land wieder dem Christenvolk erobern wollten, die lange Schmach, die auf Europa liegt, zu tilgen, da reihte ich mich in Ihre Scharen. Ich sah, wie der Mameluken Tyrannei zerstob im Angesicht der Pyramiden. Die Zeugen von Abrahams Ankunft, von Moses Rettung, von der Flucht der heiligen Familie, sie sahn nun auch den Triumph christlicher Waffen. Doch bittres Leid durchdrang mein Herz, da Sie es verschmähten, Sion zu befreien und Gottfrieds höchsten Ruhm sich anzueignen. Wundern Sie sich drum nicht,

daß Gott Ihnen nun dies Elendsneſt, dies Akkon in den Weg legt und Sie durch die Peſt zum letzten höchſten Kreuzzug mahnen läßt.

Bonaparte. Mein Freund, wir haben nun größeres zu vollbringen, als dies elende Judäa zu beſetzen. Jeruſalem liegt nicht auf meiner Operationslinie. Ich achte ſehr alle heiligen Erinnerungen an Moſes und Chriſtus. Aber auch ich bin trocknen Fußes durchs rote Meer gezogen und habe mich vor der Flut gehütet, die den Pharao erſäufte, der nichts von Strategie verſtand. Ich will von hier aus weiter wie Alexander den Orient durchziehen, England in Indien packen und über Konſtantinopel Europa von rückwärts faſſen. (Man hört Kanonen.)

Kleber (kommt). General, die Beſatzung der Stadt macht einen furchtbaren Ausfall und zerſtört unſere Belagerungsarbeiten.

Bonaparte. Um ſo beſſer. Schlagen wir ſie zurück und folgen wir ihnen ſogleich nach in ihren Steinhaufen!

Bourienne. General, auf dem Meer zeigt ſich eine Flotille.

Bonaparte. Zum guten Glück! Das ſind gewiß die Unſern mit dem erwarteten Belagerungsgeſchütz.

Bourienne. Die Segel nähern ſich. O wehe, ſie zeigen die Farben Englands. Sie bringen der Stadt Verſtärkung und Lebensmittel.

Bonaparte. Dann laßt uns den Eifer verdoppeln! Unſre Unglücksfälle zwingen uns zu noch größeren Heldentaten. Die Stadt muß im Sturm genommen ſein, ehe jene Schiffe ihre Mannſchaft ausſchiffen.

Kleber. Es iſt umſonſt, General. Umſonſt die Todesverachtung der Grenadiere.

Dunois. Dort aus der Stadt her kommen Parlamentäre mit der weißen Flagge. (Es kommen ein Türke, ein Engländer und der Franzose Picard.)

Türke. Mein Herr, der Pascha, schickt dir, Frankenfeldherr, dies Wort durch mich. Ihr Franken seid ein Volk von ungetreuen, verstockten, zügellosen Erzverbrechern. Ihr leugnet, daß das höchste Wesen eins ist, ihr glaubt nicht an die Sendung des Propheten, beraubt die Kirchen, jagt die Priester fort. Die heilgen Bücher haltet ihr für Lug und die geheiligten Propheten Moses, Jesus und Mohammed für Leute gleich andern Menschen. Ihr behauptet frech, die Menschen seien alle gleich und frei. Ihr habt Gesetze eingeführt, bei denen der Höllengeist den Vorsitz führt. Ihr laßt allen zügellosen Lastern und Begierden freien Lauf. Ihr facht das Feuer der Zwietracht zwischen den Fürsten an, verwirrt die Reiche, heuchelnd, ihr kämt als Brüder, Freunde, Kinder eines Gottes. Des Meineids und Betrugs bedient ihr euch und haltet Diebstahl, Plünderung für Erwerb. Europa habt ihr so mit Streit erfüllt, ihr habt gebellt wie Hunde und geheult wie Wölfe. Doch hier in Asien seid auf eurer Hut! Hier gab Gott scharfe Säbel, spitze Pfeile. Der Himmel ist mit uns, das Auge Gottes wacht hier zu unserm Schutz. Das Land ist heilig, und näher grünt die Flur des Paradieses. Drum weicht, eh Gottes Engel euch vernichtet und in der Wüste euer Aas begräbt!

Bonaparte. Du belügst dich selbst und dein Volk mit diesen Reden. Auch wir sind echte Muselmänner. Ich fürchte Gott, ich achte den Propheten, ich glaube an die Unsterblichkeit meines Ruhms. Ihr aber seid nicht Gottes Boten, ihr seid die Unterdrücker seines Geistes. Darum weicht von diesem mit heuchlerischen Geberden eingenommenen Sitz! Die Landleute, die ihr verknechtet, beten

um unsern Sieg. Ich will des Propheten Geist wieder erneuern und Asien so frei machen wie Europa.

Engländer. Herr General, ich als Abgesandter der mit den Türken verbundenen Engländer unterstütze die Forderung des Pascha. Kehren Sie um! Sie bemühen sich hier umsonst. Sehen Sie aus diesen Plänen, daß Sie mit Ihren Mitteln die Festung umsoweniger erobern können, da wir Engländer das Meer beherrschen, das Ihnen nur Verderben bringen kann. Sie sind in Frankreich notwendiger als hier. Des zum Zeugnis übergebe ich Ihnen dies Paket Zeitungen, da wir vermuten, daß Sie seit Monaten ohne Nachrichten sein müssen. Schließlich bieten wir Ihnen Ihre gefangenen Grenadiere zur Auswechslung gegen die Arnauten an, die in Ihrer Gewalt sind.

Bonaparte. Sie sind nicht mehr. Sie hatten ihr Ehrenwort gebrochen und —

Engländer. Genug, ich verstehe. Dann bin ich zu Ende. Leben Sie wohl. (Er geht mit dem Türken ab. Picard bleibt zurück.)

Picard. Nun, Bonaparte, kennst du mich nicht mehr?

Bonaparte. Picard?!

Picard. Ja, dein ehemaliger Kollege von der Kriegsschule.

Bonaparte. Du Schlingel, wie kommst du daher?

Picard. Ei, nur um die kameradschaftlichen Balgereien unserer Schulzeit fortzusetzen.

Bonaparte. Fürwahr, wir lagen uns oft in den Haaren. Wir saßen an einem Tisch und gaben uns so freundschaftliche Fußtritte, daß unsre Beine ganz schwarz davon wurden. Aufrichtig gesagt, ich hab dich nie leiden können, Picard.

Picard. Ich dich noch weniger, Bonaparte, mit deinem Hochmut, deiner Einbildung, da du

dich was beſſeres dünkteſt als wir andern. Aber du bliebſt ein Hungerleider, indes ich ſogleich befördert wurde.

Bonaparte. Ganz richtig. Dafür haſt du dein Vaterland verraten und biſt emigriert, haſt Frankreich zu inſurgieren geſucht.

Picard. Ich entkam dennoch immer euren Haſchern und ſah zu, wie du, der vaterlandsloſe Corſe, über den Raub der Revolution herfielſt, wie der Geier über das Aas, das der kühne Jäger geſchoſſen hat.

Bonaparte. Welche Schurkerei haſt du indes begangen?

Picard. Ich habe getan, was dich dein Leben lang wurmen wird. Ich habe den kühnen Sidney Smith aus dem Kerker zu Paris befreit, indem ich eure ſchurkiſchen Henker übertölpelte. Ich zog eine von euren komiſchen Generalsuniformen an und holte den teuren Gefangenen aus den Händen des betrunkenen Kerkermeiſters.

Bonaparte. Ich wußte es, du biſt zum Einbrecher geboren.

Picard. Und du zum Wegelagerer. Ich brachte ihn hieher. Ich ſchickte dir Nelſon auf den Hals. Du wirſt es ja bei Abukir gemerkt haben. Nun tret' ich dir hier vor Akkon ſelber entgegen. Du weißt es ja, alter Kamerad, ich verſtehe die Ingenieurkunſt. Über unſere Wälle und Mauern kommſt du nicht hinüber, wenn du nicht Perſeus biſt und den Pegaſus unter den Schenkeln haſt. Adieu! Daß dich die Peſt und der Samum hole, brauch ich dir nicht erſt zu wünſchen. Du haſt ſchon alles gute dieſer Art. Auf Nimmerwiederſehn! (Ab.)

Bonaparte. Schade, daß ich dem Kerl nicht ſchon auf der Schule den Kopf zerſchlagen habe! Dieſer Menſch hat mich in der Tat um

mein Glück gebracht. — Aber nun die Zeitungen. Bourienne, durchfliege sie mit mir! Da hast du die Hälfte. — Soldatenaufstand in Mantua wegen verweigerten Soldes. Die Gauner! — Massena vom meuterischen Heer abgesetzt — Räubereien, Diebstähle, Ausschweifungen der Offiziere —

Bourienne. Unruhen in der Schweiz — Lavater schilt das erste Jahr der helvetischen Freiheit das erste der Sklaverei —

Bonaparte. Nelson als Sieger von Abukir in Neapel empfangen — das Volk in Rom schlägt die Freiheitsbäume nieder — die Lazzaroni in Neapel ziehen in Masse gegen die Franzosen —

Bourienne. Papst Pius wird als Gefangener des Direktoriums nach Frankreich geschleppt — der Kongreß zu Rastatt —

Bonaparte. Der Zar verbündet sich mit Österreich. Die Verbündeten fallen in die Schweiz, in Italien ein. Alle Früchte meiner Siege dahin! Die Direktoren kopflos. Ich muß zurück.

Bourienne. Doch wie? Das Heer! Wir haben keine Schiffe mehr.

Bonaparte. Wenn ich für meine Person erst in Paris bin, das weitere wird sich geben. Laß meine Offiziere rufen! Wir ziehen sogleich zurück nach Ägypten.

Bourienne. Wir haben wenig Rosse mehr. Lauter Kranke und Verwundete!

Bonaparte. Alle sollen zu Fuß gehen, damit diese fortgeschafft werden können.

Bourienne. Welches Pferd soll für dich gesattelt werden?

Bonaparte. Für diese Frage gebührte dir ein Peitschenhieb. Auch ich gehe zu Fuß.

Bourienne. Und die Pestkranken?

Bonaparte. Ach, martere mich nicht mit Fragen! Ich kann ihnen nicht helfen. Die Ärzte sollen ihnen Opium geben.

Bourienne. Es ist doch nicht ihr Beruf, die Leute zu töten.

Bonaparte. Grausame Menschlichkeit, du bist noch herzloser als die Guillotine! (Er geht, die Offiziere kommen.)

Dunois. Es geht zurück, höre ich. Nach Jerusalem? Gott sei Dank!

Bourienne. Nein, mein Freund, diesmal nicht, aber vielleicht ein nächstesmal, wenn wir wieder zufällig in diese Gegend kommen sollten.

10.

Ein Gemach in der Zitadelle von Valence.

29. August 1799.

(Ein Kommissär des Direktoriums und ein Munizipalbeamter.)

Kommissär. Wie gesagt, ich bringe den strengen Befehl des Direktoriums, den Papst nicht länger mehr hier in Valence zu lassen. Er soll nach Dijon gebracht werden.

Beamter. Bedenken Sie sein Alter! Er ist krank, über achtzig Jahre alt, kann kaum mehr gehen. Lassen Sie ihn doch hier ruhig sterben!

Kommissär. Man kann überall sterben.

Beamter. Ist die Zitadelle hier nicht sicher genug? Ich bürge für ihn. Ein solcher Gefangener entspringt nicht.

Kommissär. Aber er wiegelt durch sein Dasein die bigotte Bevölkerung auf. Was haben wir für eine Mühe gehabt, ihn heimlich aus Italien zu bringen. Er wurde überall fast wie ein Triumphator empfangen.

Beamter. Schieben Sie die Reise noch einen Tag auf. Er soll heute sehr leidend sein.

Kommissär. Aber was ist denn das für ein Lärm? Wird die Zitadelle bestürmt?

Beamter. Es ist harmloses Landvolk, das den Papst sehen will. Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß er im Sterben sei.

Kommissär. Das ist ja ein förmlicher Aufstand. Rufen Sie die Besatzung ins Gewehr! Lassen Sie die Trommel rühren und scharf laden! (Zum eindringenden Volke.) Zurück! Ihr riskiert den Kopf! Fort mit dem Bauernpack! (Der Papst Pius VI. kommt mit einem Priester.)

Papst. Lassen Sie diese guten Leute zu mir kommen und wehren Sie ihnen nicht! Sie suchen keine Umwälzung dieser Erdenreiche, sondern das Himmelreich.

Kommissär. Gebrauchen Sie Ihre Autorität, Herr, die Sie über dies Volk zu haben scheinen, und verweisen Sie ihnen dies Vorgehen! Es könnte sonst auch für Sie üble Folgen haben.

Papst. Ich fürchte mich mehr, diesen armen Leuten Ärgernis zu geben, als dem Direktorium.

Kommissär. Das ist eine Verschwörung. Man will dem Gefangenen zu seiner Entweichung verhelfen.

Papst. Nein, sie wollen nur einem schwachen greisen Priester, dem unwürdigen Vertreter ihres Heilands, die Blumen ihrer Felder bringen, um ihn zum Tode zu schmücken. Kommt näher! Fürchtet euch nicht!

Bäuerin.

Wir sind von Hof und Haus
Zu dir daher gekommen.
Wir bringen dir den Strauß.
Mögst du zu Aller Frommen

Daher gekommen sein
In unser Land herein.

Mädchen.

Wir sind so recht belehrt
Vom Vater und von Ahnen,
Dies Land war stets dir wert,
Es folgte deinen Fahnen.
Dir bleiben wir auch treu,
Dann wird das Alte neu.

Jüngling.

Wenn aber einst erwacht
Der dumpfen Welt Gewissen,
Dann sei mit aller Macht
Die Kette kühn zerrissen,
Und Freiheit wie zuvor
Hebt ihre Fahn' empor.

Papst. Ihr guten Treuen, Dank! Ihr habt ein gutes Werk an mir getan. Der Segen Gottes weile drum auf euch, auf euren Feldern und auf euern Herden, auf eurem Tagewerk, auf eurem Schweiß, auf euerem Gebet und eurem Hoffen. Traun, eures Glaubens wegen wird wohl auch denen verziehen, die so wenig glaubten, und eure Liebe tut genug denen, die wenig lieben. Wo nur in aller Welt die frohe Botschaft gilt, soll euer Angedenken höher stehn als höchste Heldenehren.

Kommissär. So geht doch endlich fort! Bürger, helft mir, sie wegzubringen! Der Greis fanatisiert sie sonst ganz mit seinem Gefasel, und uns andere dazu. Fort! Wetter! (Sie drängen das Volk hinaus und gehen ab.)

Papst. Des Volkes Liebe hat mich wunderbar gestärkt und für den Haß der Welt entschädigt. Sie zaubert mir ein Entzücken um die Brust, das ich nie fühlte unter meiner Krone.

Prieſter. Ja, heilger Vater, Ihr könnt ohne Bangen zurückſchauen auf den Weg, den Ihr gingt, unſchuldig an der Zeiten Schlechtigkeit.

Papſt. Laß uns nicht ſelbſtgerecht unſere Schuld auf andere häufen! Wir ſelber ließen allzu nachgiebig in die Burg des Glaubens durch manche Breſche den Weltgeiſt dringen.

Prieſter. Ihr tratet doch, o heilger Vater, kühn dem Geiſt der Welt entgegen, gingt ſelbſt apoſtelgleich nach Wien, das Unheil zu verhindern, das der Kaiſer —

Papſt. Nicht ihn zu richten ziemt uns. Er wollte wohl das Beſte. Er ſah der Klöſter Zucht verfallen und riß mit morſchen Stämmen auch die guten aus. Er ſchlug ſo den heiligen Bannwald nieder, der das Tal des Lebens vor dem Sturz der Berge beſchützen ſollte.

Prieſter. Doch womit habt Ihr, heilger Vater, es verdient, daß Ihr all eurer Güter beraubt wurdet?

Papſt. Gott wollte mir das, woran mein Herz hing, wohl darum verwehren, auf daß ich umſo freier ſterben möge. Er duldete den Fall des Erdenreichs, damit ſein Himmelreich ſo höher glänze. Die Schätze des Altertums, die ich ſo emſig ſammelte, ließ er entführen, damit ich höhrer Schönheit mich neige. Er führte mich gefangen fort, ihm um ſo ähnlicher zu werden.

Prieſter. Wie aber konnte Gott den Sturz der Kirche dulden?

Papſt. Sieh, mir ſcheint, als ob Gott im entſetzlichen Zuſammenbruch der Weltenſtützen die ganze Welt erneuern wollte. Die Uhr der Zeiten ſtockt, die Feder hat ſchon ihre Spannkraft eingebüßt. Mit Lärm und Schrecken rollt das Zeitgewicht zu Boden. Und Gott, der Weltenkünſtler, ſchickt ſich an, das Uhrwerk wieder mächtig aufzuziehen. Es

knarrt und kracht, die Zeiger werden irre, das Pendel stockt und baumelt wirr umher. Doch harre nur geduldig kurze Zeit! Er wird das Werk in neuen Gang versetzen, das Pendel des Geschicks mit sichrer Hand zum Anstoß bringen, und sein frischer Hauch wird hell das Schlagwerk in Bewegung setzen. Die Glocke schlägt die Stunden wie vorher, neu wallen, den Planeten gleich, die Zeiger zum alten Spiel, zu neuem Hoffen, neuen Entzückungen und neuen Furchtbarkeiten.

Priester. Ihr spracht zu warm, Ihr werdet matt. Wollt Ihr nicht ruhen? Kommt, drinnen ist das Lager schon bereit. Wer weiß, was morgen Euren Kräften harrt.

Papst. Ich müde? Nein. Das war ich wohl bisher. Nun ists vorüber. Sieh doch, sieh, die Fesseln des Leibes fallen. Ich kann mich frei bewegen. Ich fühle keine Schwere. Ich hebe das Haupt vom düstern Dunkel empor zum Licht, zur Quelle alles Lichtes. Es blendet nicht, ist es auch heller als hunderttausend Blitze; mein Aug' ist wie von trüben Schuppen frei.

Priester. O heiliger Vater, wie geschieht euch?

Papst. Kannst du nicht mit? So bleib! Auf Wiedersehen! Ich bin schon weit, ich komm' nicht mehr zurück. (Er stirbt.)

Priester. O daß ich dir nicht folgen kann zum Vater aller hin! (Er kniet; der Kommissär und der Beamte kommen.)

Kommissär. Nun aber kann ichs nicht länger verschieben. Ich komme, Ihnen anzukündigen, daß ich Sie morgen mit dem frühsten nach Dijon abführen werde. Keinen Widerspruch! Sie sehen hier das Dekret des Direktoriums.

Priester. Ich widerspreche nicht. Ein größrer Herr hat schon den Papst nach andern

Fernen abberufen. Lassen Sie mich mit Hilfe des Landvolks dieses armen Bettlers Leib zur Ruhe bestatten!

Kommissär. Das mag immerhin geschehen. Aber die Kleider des ehemaligen Papstes wird die Republik versteigern. Sie sind Nationaleigentum und der Erlös gehört in den Staatsschatz.

Priester. Tun Sie nach Ihrer Vorschrift. Es wird weder die Kasse noch die Ruhmeslorbeeren der Republik bereichern. (Glockengeläute, das Volk kommt zur Aufbahrung der Leiche, die mit Blumen geschmückt wird.)

Chor.

O Ewigkeit, du festes Haus!
Wir kommen hinein und nicht heraus.
O kleiner Streit, o schöne Kron!
O schlechter Dienst, o großer Lohn!
O Himmelslicht, o Süßigkeit,
O komm, du bist gebenedeit.

11.

Im Schloß St. Cloud.

9. November (Brumaire) 1799.

(Die Direktoren Sieyes und Ducos kommen in den Saal.)

Sieyes. Aber so machen Sie doch schneller, Ducos, daß uns nicht alle Welt sieht! Glauben Sie denn, zwei Mitglieder des Direktoriums wie wir sind nicht allen Leuten bekannt? Ich möchte aber nicht, daß man uns hier in St. Cloud konspirieren sähe.

Ducos. Was gibt es denn heute noch zu konspirieren, Freund Sieyes? Ist doch schon gestern alles entschieden worden.

Sieyes. Ja, aber heute soll es sich bewähren, ob wir richtig gerechnet haben; ob wir

dem General Bonaparte vertrauen dürfen, den uns das Schicksal gerade jetzt aus Ägypten hergesandt hat.

Ducos. Nun er hat ja geschworen, die verhaßte Advokatenregierung in die Seine zu werfen.

Sieyes. Ja, aber er umging damit den von ihm geforderten Eid auf die Verfassung. Es ist ein gefährlicher Moment. Wir haben als Direktoren abgedankt. Es gibt in diesem Augenblick keine andere Autorität in ganz Frankreich als den Zufall.

Ducos. Ja, warum haben Sie, der Allweise, es so weit kommen lassen?

Sieyes. Die Ereignisse drängen uns zu Taten, die wir nicht ganz billigen können. Frankreich hat seit sieben Jahren zehnmal die Verfassung geandert. Es ist an einem toten Punkt angelangt. Ich habe nun den Ehrgeiz, mein Ideal einer Verfassung zu verwirklichen, das aus allen Theorien sämtlicher Politiker seit Pythagoras abgezogen ist.

Ducos. Dann müssen Sie aber in dieser Revolution an die Spitze treten.

Sieyes. Leider. Zwar, was den Geist betrifft, scheu ich mich nicht. Aber die Repräsentation! Ich lerne allerdings schon seit einigen Wochen reiten; aber es sitzt sich ganz erbärmlich unsicher auf so einem trabenden Tier.

Ducos. Warum sehen Sie denn immerfort so ängstlich zum Fenster hinaus? Was ist denn da los? Ich sehe nur einen großen Reisewagen mit sechs Pferden vor der Hintertür halten.

Sieyes. Das ist mein Wagen. Der Unglückskutscher soll etwas abseits fahren, damit man ihn nicht sieht! Aber nein, es ist besser, er bleibt in meinem Gesichtskreis.

Ducos. Wozu diese Aufregung? Was wollen Sie damit?

Sieyes. Nun, abfahren, wenn es schief geht. Was glauben Sie denn? Heute riskieren wir alle unsere Köpfe. Ich lade Sie ein mitzukommen. Wenn wir unterliegen sollten, dann schnell über die Hintertreppe hinunter, in den Wagen hinein! Dem Kutscher hab ich ein schönes Geld versprochen, daß er ordentlich auf die Pferde einhaut. Wenn wir nur einmal eine halbe Meile weit sind, dann mögen sie sich hier gegenseitig abschlachten. Ich will nichts mehr damit zu tun haben, mag man auch meine politische Einsicht zurücksehnen und jenes stolze Wort wiederholen, daß mein Fernbleiben ein öffentliches Unglück sei.

Ducos. Da kommt Fouché, der Held der Polizei, der gezähmte Schreckensmann.

Sieyes. Gott sei Dank! Endlich! Ich habe schon das Fieber vor lauter Warten. Nun, wie steht es?

Fouché. Für wen? Ah, für Sie? Gut, meine ich.

Sieyes. Was macht unser Kollege Barras?

Fouché. Er hat seine Abdankung mit guter Miene unterzeichnet und ist mit seinem Champagner und seinen Mätressen auf sein Landgut abgefahren.

Sieyes. Und die beiden andern Direktoren?

Fouché. Denen habe ich eure ganze Verschwörung verraten.

Sieyes. Schurke! Alter Galgenstrick!

Fouché. Nur ruhig! Ich hab es in einer Weise vorgebracht, daß Sie lachten. Sie sind ganz ruhig.

Sieyes. Und außerdem hast du dich salviert, wenn es mit unserer Revolution schlecht ginge.

Fouché. Natürlich. Jeder denkt an sich. Aber aufrichtig: ihr dürft stolz sein, daß ich doch mit euch am besten zu fahren denke. Ich habe eine feine Nase; sonst hätte ich mich nicht so günstig

vom Schreckensmann zum Polizeiminister metamorphosieren können.

Sieyes. Und was sagt das Volk?

Fouché. Es ist mitverschworen. Alle sind verschworen mit Ausnahme der beiden kaltgestellten Direktoren. Das sind die talentlosesten Simpel. Alles freut sich eines neuen, frischen Zugs. Es war doch schon, meine ich, ein paar Monate keine Umwälzung mehr.

Sieyes. Was sagen die Räte der beiden Versammlungen?

Fouché. Nun, damit steht es übel. Ein Teil hat in vergangener Nacht beschlossen, den braven Bernadotte dem verdächtigen Bonaparte entgegenzusetzen.

Sieyes. Himmel, wir sind verloren!

Fouché. Ja, ihr wärt es, wenn nicht Bonaparte schnell das Kommando Bernadottes einem andern übertragen hätte.

Sieyes. Ist der Teufel mit ihm?

Fouché. Nein, nur das Glück und die Kopflosigkeit der andern. Die Gegenverschwörer haben ihm in ihrer Angst wieder alles verraten. Aber da kommt er ja selber, der General Bonaparte! (Bonaparte kommt mit seinem Stab und mit Deputierten.)

Sieyes. Kommen Sie allein, General?

Bonaparte. O nein! Sie sehen hier meinen Stab und dort unten im Garten meine Soldaten.

Sieyes. O mein General, jetzt gilt es!

Bonaparte. Ich weiß. Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. Die Republik war dem Tode nahe; Ihr Beschluß hat sie gerettet. Nichts in der Geschichte gleicht dem gegenwärtigen Augenblick. Wir werden uns ihm gewachsen zeigen.

Bernadotte (kommt). Halt, Bonaparte! Das Direktorium hat mich mit dem Schutz der Ver-

ſammlungen betraut. Ich erfahre eben, daß du dieſe Stelle anders beſetzt habeſt. Was ſoll das?

Bonaparte. Ja, Bernadotte. Das Direktorium iſt nicht mehr. Die Verachtung des Volkes hat es weggefegt. Die Nation erwartet, daß meine Rückkehr aus Ägypten den Übeln ein Ende ſetzen wird; ich will dieſe Hoffnung nicht täuſchen. Ich will nichts anderes als die Freiheit, den Sieg, den Frieden.

Bernadotte. Du nimmſt große Worte in den Mund und planſt doch arge Taten.

Bonaparte. Arge Taten? Die fand ich hier. Was hat man aus dieſem Frankreich gemacht, das ich euch ſo blühend zurückgelaſſen hatte? Ich ließ euch Siege, ich finde nur Niederlagen. Ich ließ euch die Schätze Italiens, ich finde Elend und Raub. Ich will eine ruhmvolle Republik.

Bernadotte. Aber du biſt ein Feind der Republik.

Bonaparte. Alſo wäre der ein Feind, der ſie erhebt? Und der ein Freund, der ſie zugrunde richtet? Die Republik iſt in Gefahr. Man muß ſie retten. Ich will es.

Bernadotte. So ſprach Cäſar, ſo Cromwell. Du vernichteſt die Verfaſſung. Du errichteſt die Diktatur des Sabels.

Bonaparte. Ihr, ihr habt die Verfaſſung ſchon zehnmal zerbrochen. Ich aber ſchütze ſie nur vor Gefahren.

Bernadotte. Was ſind das für Gefahren?

Bonaparte. Das ſind die Demagogen, die uns wieder das Schafott zurückgeben wollen. Bernadotte, du biſt ein Ehrenmann. Vertraue uns! Ich verlange nicht deine Mitwirkung, nur daß du nichts gegen uns unternimmſt.

Bernadotte. Dies Verſprechen brauche ich nicht erſt zu geben. Alles in dieſen politiſchen

Umtrieben erscheint mir so verachtungswürdig, mit solchen Betrügereien, Schurkenstreichen, Überlistungen und Kniffen verbunden, daß man es zur Ehre des menschlichen Geschlechts mit einem Schleier verhüllen sollte. Ich gehe und überlasse dir das Feld. (Ab.)

Fouché. General, es ist Zeit, zu Pferde zu steigen. Im Rat der Fünfhundert zeigt sich, wie ich eben höre, eine böse Stimmung. Die Gegner schreien unsere Bundesgenossen nieder. Eilen Sie!

Bonaparte. Ich will mich dahin begeben, wenn Bürger Sieyes es nicht vorzieht, selbst hinzugehen.

Sieyes. Sie, General, haben das Mandat! (Bonaparte ab mit seinem Gefolge.) Ich habe selber nicht Lust, mich von den Deputierten beschimpfen, erschlagen oder ächten zu lassen. Der gute General wird aber, fürchte ich, auch wenig ausrichten. Er ist der Rede nicht gewohnt, kein Politiker, kein Parlamentarier. Der Anblick der großen Versammlung wird ihn verwirren. Er wird nicht wissen, wie beginnen, wird stocken, stottern und stammeln und jene schlechte Rolle spielen, die ein Feldherr ohne Heer vor einem Haufen Wahnsinniger immer spielen muß. O Gott, ich glaube, es ist Zeit, nach dem Wagen zu sehn. Aber weh mir, ich seh ihn nicht mehr! Der Kutscher ist offenbar von den Soldaten gezwungen worden, ihnen aus dem Weg zu fahren. Wenn ich nur jemand nach ihm schicken könnte!

Fouché. Sieh da, Bonaparte geht schon über den Hof nach der Orangerie zu, wo die Versammlung tagt. Die Grenadiere folgen ihm. Sie bleiben an der Saaltüre stehen.

Sieyes. Was wird nun geschehen? Er ist in der Löwenhöhle.

Ducos. Ich höre nur verwirrten Lärm, Geschrei. Verstehen Sie etwas?

Sieyes. Es klingt wie „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Diktator!“

Fouché. Bonaparte stürzt verstört heraus. Geballte Fäuste drohen ihm nach. Man sieht geschwungene Dolche. Er ist ganz bleich.

Ducos. Aber die Soldaten empfangen ihn mit Zurufen. Er deutet auf seine Brust, wie um zu sagen, daß sie den Dolchen der Deputierten ausgesetzt war.

Fouché. Sie rufen: Es lebe Bonaparte!

Sieyes. Aber dort drinnen im Beratungssaal rufen sie die Ächtung über ihn aus. Hört ihrs? „Außer dem Gesetz! außer dem Gesetz!“ Wir sind verloren. Mein Wagen! Der Bürgerkrieg, die Schreckensherrschaft beginnt aufs neue.

Fouché. Wenn diese Leute den General außer dem Gesetze setzen, so soll er sie außerhalb des Saales setzen. Seien Sie nur ruhig!

Sieyes. Nein, ich halte das nicht aus. Ach, was gebt mich denn eigentlich die Staatsweisheit und die Macht an! Ich gebe meine platonische Republik auf und werfe mich in meinen Wagen. Auf diese Weise wird die Gerechtigkeit doch nie begründet werden. Ducos, hören Sie, wollen Sie mit? Es ist höchste Zeit, bevor uns der Weg verlegt wird.

Ducos. Aber bleiben Sie doch, vortrefflicher Freund! Sehen Sie, kommen Sie nur wieder ans Fenster! Bonaparte besteigt sein Pferd. Er teilt Befehle aus. Murat stellt sich an die Spitze der Grenadiere. Die Tambure schlagen Sturm. Mit gefälltem Gewehr, mit gezogenem Säbel dringen die Krieger in die Orangerie.

Sieyes. Ach, sollen wir nun gar Blut sehen?

Ducos. Sie haben sich doch auch nicht gescheut, einst das Todesurteil über den König auszusprechen!

Sieyes. Ja, um mein Blut zu retten.

Fouché. Sieg! Die Abgeordneten fliehen, ohne daß ein Schuß fällt. Sie springen durch die Fenster in den Garten. Es ist zum Glück nicht hoch und sie fallen weich in den Rasen und in die Blumenbeete. Haha! Ihre römischen Togen, Schärpen und Amtskappen bedecken die Büsche und Wege.

Sieyes. Sie lachen noch?

Fouché. Es ist ja keine Tragödie, sondern eine Komödie. Man sieht kein Blut und keine Wunden.

Sieyes. Ist es möglich? Dann mag der Kutscher die Pferde ausspannen.

Fouché. Da kommt Lucian Bonaparte, der Präsident des Rates, der Bruder des Generals.

Lucian Bonaparte. Sieg! Die Republik ist gerettet. Es gibt kein Direktorium mehr. Der Rat der Alten hat es soeben beschlossen. Er hat bestimmt, daß drei Konsuln, Sieyes, Ducos und Bonaparte die Regierung übernehmen und die nötigen Verfassungsänderungen vornehmen sollen.

Fouché. Und da kommt auch schon der neue Konsul. (Napoleon Bonaparte kommt mit Offizieren und Deputierten.)

Sieyes. Ich beglückwünsche Sie, General, zu Ihrer patriotischen Haltung und zur neuen Würde, mit der Sie, noch so jung an Jahren, in unsre Mitte treten. Ich lade Sie sogleich ein, an unsern Beratungen teilzunehmen. Indem ich also den Vorsitz übernehme —

Napoleon Bonaparte. Den Vorsitz? Sie vergessen, daß ich es war, dem Sie den Vorrang in der Gefahr zugebilligt haben. Ich habe für Sie meine Brust den Dolchen ausgesetzt. Ich habe als der Erste nicht nur das Leben, sondern meine Ehre, meinen Ruhm darangesetzt. Ich habe als der

Erſte geſiegt. Sie verzeihen, daß ich es auch für meine Pflicht halte, als der Erſte die weitere Verantwortlichkeit zu tragen.

Sieyes. Ja, aber der Krieg? Ich dachte, Sie gehen als General nach Italien. Ich verſtehe das Recht, die Pſychologie des Volkes.

Bonaparte. Vorerſt gilt es, hier Ordnung zu ſchaffen, und das kann nur ich, der ich das Zutrauen und die Macht habe, nicht Sie mit Ihrer unmöglichen Verfaſſung, die auf dem Irrtum beruht, der Menſch beſtehe nur aus Verſtand, nicht aus Wille und Leidenſchaft. Ihre Pſychologie iſt falſch. Aber zur Arbeit, meine Kollegen! Die Revolution iſt vollendet. Wir haben nunmehr ihr Erbe anzutreten. Wir ſchließen die Jahrhunderte der Verſuche ab. Wir beginnen die Jahrhunderte der Wiederaufbaus.

Fouché. Jetzt haben wir einen Herrn. Er weiß alles, er kann alles, er will alles. — (Laut) Es lebe die Republik! — Man ſchweigt? — Wohlan, es lebe Bonaparte!

Alle. Es lebe Bonaparte.

Die Offiziere. Nach Italien! Nach Rom!

12.

Das Hoſpiz auf dem großen St. Bernhard.

Mai 1800.

(Man ſieht nur Nebelmaſſen, aus denen Felszacken ragen. Der Alpenkönig, Alberich und andere Alpengeiſter, Rieſen und Zwerge ſind verſammelt.)

Alpenkönig.

Auf Flügeln des Windes komm ich aus Tirol,
Wo Laurin wacht zu der Berggeiſter Wohl.
Nun kam ich daher in mein weſtliches Reich,
Um euch zu verſammeln zu mächtigem Streich.

Was find' ich? Ihr zuchtloſen Grenzbehüter
Habt ſchmählich ein Heer jener gräßlichen Wüter
In unſre Gebirge hereinkommen laſſen,
Nicht ihnen gewehrt eure felſigen Gaſſen!
Es ſtarren die Täler, die Hänge, die Joche
Von Waffen. Es ſchallt nur von Lärm und Gepoche,
Von Trommeln, Trompeten, von Flüchen, von Schrein
Durch unſre Hochburgen, den Wald und den Hain.
Wer hat das verſchuldet? Er komm und geſtehe,
Sonſt trifft ihn mein Fluch und ein ewiges Wehe.

Alberich.

O König der Alpen, du ahnſt nicht fürwahr,
Was für ein Übermenſch führt jene Schar.
Er hat alle Liſt überliſtet, Gewalt
Überwältigt, für ihn gibts nicht Wehr und nicht Halt.
Die Meiſter der Kriegskunſt, der Staatskunſt nicht minder,
Die wirft er zu Boden wie ganz kleine Kinder.
Er hat ſich das Glück wie beim Zipfel erfaßt,
Es gibt keinen Zufall, der ihm nicht paßt.
Was hindern ihn Berge, was Gletſcher, Lawinen!
Was anderen ſchadet, ihm muß es nur dienen.
Ich glaube, wenn jetzo einſtürzten die Himmel
Und alles zerkrachte mit Donnergetümmel,
Er ſpräng aus den Trümmern der Welt noch empor
Und trotzte dem Himmel, dem Erzengelchor.

Alpenkönig.

Ei, mach keine Flauſen! Den mach ich ſchon kirre.
Doch ſieh, auf dem Maultier durchs Nebelgewirre
Da trottet er aufwärts. Laßt uns erſt erlauſchen,
Was alles er ſinnet! Im Brauſen und Rauſchen
Des Windes zerreißet die Schleier der Wolke!
Ihr ſelber nur bleibet verhüllt vor dem Volke!
(Die Geiſter zerſtreuen ſich, die Nebel verſchwinden. Man ſieht nun den Paß und das Hoſpiz. Soldaten ſitzen an Tiſchen. Mönche bringen Wein und Brot.)

Sergeant. Es leben die Mönche von St. Bernhard, die uns da heroben nach ausgestandener Mühe so gute Labung bieten! Ja, es ist schon von euch Mönchen, daß ihr uns Gutes tut, uns, den Republikanern und Revolutionaren.

Mönch. Das ist nur unsre Pflicht. Es ist die Bestimmung dieses Hospizes, jeden Wanderer, welcher Nation und welchen Glaubens er sei, auf diesem gefährlichen Weg durch die Einöden und Schrecken des Gebirgs zu unterstützen, selbst mit Gefahr unseres Lebens.

Sergeant. Aber ihr wißt doch, daß es gegen die Österreicher und den Papst geht!

Mönch. Darnach haben wir nicht zu fragen. Wir wissen nur, daß ihr in dieser gefährlichsten Frühlingszeit den furchtbaren Weg über Felsen und Eisfelder macht. In diesen Tagen schmilzt das Wintereis, der Schnee taut von den Hangen, donnernd begraben die Lawinen die unsicheren Wege. Ob ihr friedliche Handelswaren oder todbringende Waffen mitbringt, das haben wir nicht zu untersuchen. Seid ihr Verbrecher, so ist das euere Sache. Wir fragen auch nicht, ob der, den wir mit Lebensgefahr aus dem Schnee schaufeln, hinübergehn wollte, seinen Bruder zu ermorden. Wir wollen es nicht wissen, außer wenn er zu beichten verlangt.

Sergeant. Ja, das war ein Stück Arbeit, über den Teufelsberg da heraufzukommen! Die Kanonen herüber zu schleifen! Und die Pferde! Da gibts kein Reiten. Mußten froh sein, daß die Pferde nicht auf uns ritten. Acht Stunden so zu klettern, das macht Durst. Es leben die Mönche noch einmal! Wirds hinab ebenso schwer gehen?

Mönch. Es wird schneller gehen, aber gefährlicher sein. Ihr könnt, wenn ihr Mut habt, in

zwei Stunden auf dem glatten Schnee hinabrutſchen, die vierfache Zeit des Kletterns zu erſparen.

Sergeant. Ach was! Uns winkt die Beute Italiens. Kein Gewinn ohne Einſatz.

Mönch. Ihr habt bisher Glück gehabt. Der Himmel war immer heiter. Und ſeht, der Nebel, der uns früher eingehüllt hat, iſt auch verſchwunden.

Sergeant. Meiner Treu, ohne daß wirs gemerkt haben, recht wie in der Zauberoper. Es iſt eine verwünſchte Gegend voll Wunder. Nun vorwärts, Soldaten! Schönen Dank, ihr Mönche!

Mönch. Warum iſt der Konſul Bonaparte noch nicht gekommen? Bleibt er etwa in Frankreich zurück?

Sergeant. Ja, der wird hinterm Ofen bleiben, wenn's ins Feld geht! Nein, er kommt ſchon, aber erſt dann, wenn er ſich überzeugt hat, daß keiner von uns zurückgeblieben iſt. Dann iſt er wie der Blitz bei uns und wie der Donner am Feind. Adieu! Allons, enfants de la patrie! (Die Soldaten ziehen ab.)

Mönch. Die armen Kinder! Da gehn ſie hin in Gefahr und Tod. Auch wir ſuchen Tod und Gefahr auf, aber wie anders! Doch ſeht, da kommen wieder einige Offiziere auf Maultieren. Macht die Tiſche rein! Tragt neu auf! (Bonaparte kommt mit Adjutanten und dem Maultiertreiber.)

Treiber. So, meine Herren, hier ſind wir auf der Höhe des Paſſes. Ich werde von hier mit meinen Maultieren wieder zurückgehen, denn Sie kommen von da viel beſſer zu Fuße auf die andere Seite hinab.

Bonaparte. Wir müſſen alſo ſcheiden, guter Freund, und unſere Geſpräche abbrechen?

Treiber. Freilich; mir eilt es ſchon ſehr nach Haus zu meiner Geliebten. Ich will nur

schnell hier im Stall meine Maultiere tränken. Leben Sie wohl, meine guten Herren!

Bonaparte. Ich kann dir hier nicht den ganzen Lohn, den du verdient hast, auszahlen. Aber gib dies Blatt dem Armeeintendanten, der unten am Fuß des Gebirges hält. Er wird alles berichtigen. Du vertraust mir doch?

Treiber. Ich schon. Wenn nur Sie ihm vertrauen! Bekomm' ich mein Geld nicht, so haben Sie ja einen viel größeren Schaden als ich.

Bonaparte. Wieso?

Treiber. Ich habe dann nichts verloren als einen Tag. Sie aber hätten für alle Ewigkeit ein Unrecht auf sich geladen. Und das wollen Sie doch gewiß nicht.

Bonaparte. Nein, das will ich nicht. Ich brauche jetzt das Wohlwollen aller Götter notwendiger als je. Grüße mir auch deine Liebste! Heiratet bald! Du hast mir viel Vergnügen durch deine Erzählungen von ihr bereitet.

Treiber. Heiraten, das geht noch nicht so bald. Ihr Vater — ach, Ihr wißt ja. (Er geht ab.)

Bonaparte. Nun, ich wünsche das Beste. Adieu. Sieh da, unser Frühstück. Wir wollen nicht erst auf den Speisekorb warten, sondern sehen, was uns diese guten Mönche auftischen.

Mönch. Meine Herren, nichts besseres als was diese öde Gegend bieten kann. Sie scheinen dafür fast zu vornehm zu sein.

Bonaparte. Sind Sie neugierig zu wissen, wer wir sind?

Mönch. O nein, uns bekümmert gar nichts Irdisches. Mich würde es höchstens reizen, etwas von diesem außerordentlichen Menschen, dem Bonaparte zu hören, der erster Konsul der französischen Republik geworden ist. Ist er ein guter oder ein böser Mann?

Bonaparte. Er bemüht sich, so gut wie möglich zu sein in dieser Welt der Schwierigkeiten. Er hat, kaum zur Gewalt gelangt, mit eigener Hand die Fesseln der Gefangenen in den Kerkern gelöst, die verhafteten Priester entlassen, die nach Cajenne zur Deportation Verurteilten begnadigt, dem toten Papst eine ehrenvolle Bestattung gewährt, die Freiheit des Kultes angeordnet.

Mönch. So darf also wieder der liebe Sonntag in Frankreich gefeiert werden?

Bonaparte. Ja, guter Bruder, und die Leute drängen sich wieder in die Kirchen.

Mönch. Aber ist Bonaparte nicht sehr ruhmsüchtig?

Bonaparte. Ja, das ist er. Der Ruhm ist ihm alles. Und mit Recht. Die Gesetze, die Verfassungen, die Denkmäler der Nationen, alles sinkt am Ende in Vergessenheit. Nur der Ruhm bleibt und erschallt noch unter den spätesten Geschlechtern.

Mönch. Ist es darum, daß er wieder Krieg gesucht hat?

Bonaparte. Vielleicht. Die Macht hängt vom Ruhm ab, der Ruhm von den erfochtenen Siegen. Er müßte fallen, wenn er still stünde.

Mönch. Ob er nicht im Gegenteil gerade so seinen Fall erzwingt? Wir Christen glauben, daß nichts dauernder sei als Demut. Ist es wahr, daß er König werden will? Er hat ja schon den Tuilerienpalast bezogen und ihn durch große Feste eingeweiht. Aber bei diesen Festen fehlt das Beste, Religion.

Bonaparte. Wir verachten nicht die Religion, wir üben sie tatsächlich. Bonaparte hat dem Bürgerkrieg ein Ende gemacht. Er will der Erde den Frieden geben, aber der Friede kann

nur durch Siege errungen werden. Nur wer gefürchtet ist, kann ihn diktieren.

Mönch. Ihr Konsul Bonaparte mag ein großer Mann sein, aber darin irrt er. Sein Friede wird vergehen. Nur der Friede des Herzens besteht. Bonapartes Name und der des Hannibal, die beide mit großer Heeresmacht über diese Alpen gezogen sind, werden lange dauern; aber der Name des demütigen Mönches Sankt Bernhard, der dies Hospiz hier gegründet hat, wird dauernder gesegnet bleiben. Auch er war ein Sieger, er hat sich selbst besiegt und den Teufel dazu. Diesen hat er aus einem Götzenbild ausgetrieben, das hier verehrt wurde, und ihn dann in eine Wüste gebannt. Engel vom Himmel haben seine Seele beim Tode des Leibes im Triumph zum Himmel geführt.

Bonaparte. Euer heiliger Bernhard ist sehr zu loben wegen seiner Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft, und die Sage vom Teufel und von den Engeln ist eine schöne Dichtung mit dem Kern der Wahrheit. Jeder nach seiner Weise. Ihr habt euer Amt hier gefunden, wir unseres im Leben und in der Welt. Vielleicht beruht auf dieser Verschiedenheit die Harmonie des Universums. Aber leben Sie wohl. Haben Sie Dank für die freundliche Bewirtung. Beten Sie für Bonaparte. Sie werden wohl bald von ihm hören, daß er Friede mit dem Papst geschlossen hat.

Mönch. Werden ihm unsere Gebete erwünscht sein?

Bonaparte. Er wird sich wohl auch allein zu helfen suchen. Aber man darf niemals einen Bundesgenossen ausschlagen, auch den Himmel nicht, so unsicher der Verlaß darauf sein mag. — Kommen Sie, meine Freunde, es geht nun hinab, das Ärgste ist überwunden. (Er geht mit den Offizieren ab. Der Treiber kommt.)

Treiber. Nun muß ich gehn. Sagen Sie mir, ehrwürdiger Vater, was steht denn eigentlich auf dem Zettel da? Ich kann nicht lesen.

Mönch. Laß sehn! „An den Armee-Intendanten. Zahlen Sie dem Überbringer die Summe aus, die er zum Ankauf des von ihm gepachteten Gütchens braucht, geben Sie ihm außerdem fünftausend Franks als Aussteuer für seine Verheiratung. Bonaparte, erster Konsul." — Wie, das war er selbst!

Treiber. O, ich muß ihm nachlaufen, ihm dafür die Hände zu küssen. Der gütige Mann!

Mönch. Geh du nur ruhig nach Haus und laß dir das Geld auszahlen. Der Konsul wünscht keinen Dank. Dem gehen schon jetzt ganz andre Dinge durch den Sinn. Freu dich, daß dich zufällig ein Sonnenstrahl seiner Gnade, nicht ein Blitz seines Donnerzorns getroffen hat. Leb wohl! Benütze dein Glück mit Mäßigung. Geh, es fällt wieder dichter Nebel ein. Sieh, daß du bei Zeiten aus ihm herauskommst!

Treiber. O nun wird mir der Vater die Braut nicht verweigern. In vierzehn Tagen ist Hochzeit. (Alle ab. Der Nebel umzieht die Landschaft. Die Berggeister zeigen sich wieder.)

Alpenkönig.

Ihr habt nun den kalten Tyrannen gesehn.
Er wähnt, nur zu Sieg und zum Ruhme zu gehn.
Er irrt sich. Wir lösen den Schnee vom Gesteine,
Begraben des trotzenden Heeres Gebeine.
So schaffen wir selber uns heiligen Frieden,
Und Frieden unschuldigen Menschen hienieden.

Alberich.

Doch hast du, bedenk es, nicht dies auch vernommen,
Wie hold er verkehrt mit den Armen, den Frommen?
Er will nur das Große. Du darfst ihn nicht richten;
Hoch steht er ja über erbärmlichen Wichten.

Digitized by Google

Alpenkönig.

Nein, was an ihm ſchillert, das glänzt gleich den Schuppen
Der giftigen Schlange. Er führt nur wie Puppen
Die Menſchen zum Tod, ſeinem Ehrgeiz zur Beute.
Drum auf, meiner Sturmwinde bellende Meute!
Entfeſſelt das Wetter, erſchüttert die Berge!
Begrabt unterm Eiſe die neidigen Zwerge!
Auch uns beliebt jetzt eine Revolution:
Wir können's noch beſſer, den Menſchen zum Hohn.

Erzengel (kommt).

Halt! Was ſinnſt du? Laß es bleiben!
Störe nicht der Menſchen Treiben!
Ich gebiete dirs im Namen
Gottes! Sonſt ſoll dir erlahmen
Deine Macht, die er dir lieh.
Laß ihn ziehn von hinnen! Sieh,
Nicht ein Zufall ſoll ihn fällen,
Keine Willkür ihn zerſchellen.
Alles Glück ſoll ihn erſt äffen,
Keines Mörders Hand ihn treffen,
Keiner ſoll ſein Leben kürzen
Und kein andrer ſoll ihn ſtürzen
Als er ſelber ganz allein.
Seine Ruhmſucht ſchaff ihm Pein.
Selbſt bekriege ſich der Krieger,
Selbſt beſiege ſich der Sieger!
Doch noch iſt nicht reif die Zeit.
Alles Elend, alles Leid
Muß erſt auf die Erde kommen
Ihr zur Reinigung, zum Frommen,
Bis das Gute, Schöne, Wahre
Im Triumph ſich offenbare,
Aus dem Chaos aufwärts ſteige
Siegreich, und ſich endlich neige
Vor dem Herrn die Kreatur.

Sie erneuere den Schwur
Heiligen Bundes mit dem Hohen!
Liebe soll dann hell entlohen
Alle Welt, und überm Leid
Heb' sich eine neue Zeit
Als der Welt Gerechtigkeit
Letztes Ziel, zum Heil bereit!

IV.

Drei Kaiſer.

Perſonen.

Die Zeit. Chorführerin der Horen. Aon der Vergangenheit und der Zukunft.

Papſt Pius VII. Kardinal Feſch. Kaiſer Franz. Kaiſerin Marie Luiſe. König Friedrich Wilhelm von Preußen. Königin Luiſe. Gentz. Adam Müller. Hormayr. Vincent. Nelſon. Hardy. Collingwood. Auersperg. Goethe. Chriſtiane. Baron Eduard. Hegel. Hofherr. Meyer. Günther. Hermann. Wilhelm. Herold. Grob. Seine Frau Anna. Ihre Tochter Thereſe. Sophronia. Euphroſyne. Rummelpuff. Marketenderin. Bürger. Prieſter. Ordonnanz. Arzt. Soldaten.

Napoleon Bonaparte. Joſephine. Delmas. Augereau. Murat. Lannes. Chateaubriand. Enghien. Talleyrand. Fouché. Savary. Dunois. Fontanes. Duroc. Villeneuve. Ney. Denon. Remuſat. Harel. Frau Harel. Bonne. Dautencourt. Hulin. Offiziere und Soldaten.

Zar Alexander. Dolgorukow. Kutuſow.

Zeit der Handlung: 1801 bis 1808.

Ort: Zwiſchen Himmel und Erde, Paris, Vincennes, Trafalgar, Taborbrücke bei Wien, Auſterlitz, Wien, Brünn, Weimar, Tilſit, Erfurt.

1.

Vorſpiel zwiſchen Himmel und Erde.

An der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert.

(Die Zeit thront bekränzt und bezeptert, umgeben von den Horen. Der Aon des ſcheidenden Zeitalters und der Aon des kommenden ſtehen ſich gegenüber. Die Chorführerin der Horen tritt vor.)

Chorführerin.

Königin Zeit, seit dem Beginn der Schöpfung
Zur Herrin des Geschicks und Ordnerin
Aller Bewegung eingesetzt von jenem
Zeitlosen Herrn der Ewigkeit, dem alle
Jahrtausende nur Augenblicke sind,
Dem Gegenwart ist alles, was vergangen,
Und alles, was zukünftig werden mag:
Mit unbeugsamem Szepter lenkest du
Den Umschwung ungeheurer Himmelssphären,
Den Wechsel von Entstehen und Vergehen
Der Sterne, Welten, Erden, Sonnen, Keime.
Du gibst den Reigentanz der Jahre an,
Der Tage, Stunden, der Jahrhunderte.
Dir folgen alle Horen, alle Genien
Der Zeitlichkeit zum Kreislauf, den du anführst,
Vom Takt der Zeitenschritte still geordnet.
Du hast uns heute wieder herberufen
Vor deinen Thron. So sieh um dich versammelt
Den Chor der Tage wie der Nachte, Sonnen
Und Monde, Jahreszeiten! Sieh den Morgen
Und Abend sich geschwisterlich vereinen
Vor deinen Augen, sie, die doch den Menschen
Immer getrennt erscheinen auf der Erde!
Willst du, daß sie vor deinem Angesichte
Zum Wettlauf nach der Ewigkeit sich gürten,
Oder im Sternenreigen sich die Hände
Zum Tanze reichen, während Pan die Leier,
Am Pol des Himmels sitzend, lieblich spielt?

Zeit.

Nein, meine holden Kinder, nicht zum Spiel,
Zu hohem Ernst hab ich euch heut berufen.
Denn seht, der Aon einer neuen Zukunft
Tritt heut, vom Herrn der Ewigkeit gesandt,
An meinen Hof und fordert, daß ich ihm
Die Herrschaft gebe über die Geschicke

Der dreifach kommenden Jahrhunderte.
Den Aon der Vergangenheit jedoch
Fordert er auf, die Herrschaft abzugeben
Und vor dem Richterstuhl des Herrn die Rechnung
Zu legen, Lob und Tadel zu empfahn.

Aon der Vergangenheit.

Was hör ich! Ich, der Aon dieser Zeiten,
Seit drei Jahrhunderten mit Ruhm am Werk,
Ich soll die Herrschaft wieder von mir geben?
Der endelose Zirkeltanz der Zeiten
Soll mich vom Reigen drängen? Alles das,
Was ich so Kühnes, Unerhortes wirkte,
Soll wiederum vergebens bleiben, soll
In Nacht versinken, soll wie Kinderspiel
Zu Ende sein? Man schickt mich fort, zum Schlaf,
Als wäre nichts geschehn? Ha, wißt ihr nicht,
Daß ich zuerst zum unbedingten Licht
Die Zeit aus finstrer Nacht des Mittelalters,
Aus Aberglauben hin zum Tage führte?
Ich lehrte vor dreihundert Jahren kühn
Zum erstenmale, seit die Welt besteht,
Die Menschen Freiheit von Gesetz und Satzung.
Ich stellte sie auf sich allein. Ich machte
Ein Ende dem altväterischen Tanz.
Ich stimmte an ein neues Freiheitslied,
Das nie verstummen soll vor Wimmerlauten.
Ich führte einen Menschheitslenz herauf,
Dem nimmermehr ein Winter folgen soll.
Und meinen Weltentag soll keine Nacht
Gedankenlos ablösen. Nein, ich bleibe.

Aon der Zukunft.

Du ahnst nicht, daß dein Tag zum Abend neigt
Und meiner schon begann. Du hältst für Nacht
Den Tag, den ich heraufzubringen eile,
Weil er mit tausend Sonnen kommt statt einer.

Von der Vergangenheit.

Du willst mich schrecken, willst mich glauben machen,
Daß auch mein Reich zu Ende gehen kann?
Neim, nicht beendet siehst du je mein Reich,
Nun erst begründet, reif zu neuem Ruhm.

Von der Zukunft.

Die Unvernunft des übermütigen Aufstands,
Den du gebracht, reißt dich zum Wahne hin.

Von der Vergangenheit.

Die Revolution, die ich begann
Vor drei Jahrhunderten, hat nun gesiegt.
Zur Frucht ist herrlich meine Saat gelangt.

Von der Zukunft.

Gewiß; drum ist es höchste Zeit, dich endlich
Vom bösen Wirken abzulösen. Weiche!
Der Herr der Ewigkeit befiehlt es so.

Von der Vergangenheit.

Er hat bisher befohlen, wird es nimmer.
Sein Reich hab ich zerbrochen. Abgesetzt
Hab ich die Tyrannei auf Erden wie
Im Himmel, ausgetilgt den Despotismus
Der Zeit, des Schicksals. In den müden Tanz
Der Horen ruf ich jetzt mein donnernd Halt.
Dem Rad der Zeiten greif ich in die Speichen
Und zwing es, so zu rollen, wie ich will.
Ich zwinge diese Sphären, die bisher
Sich nur dem himmlischen Despoten drehten,
Um mich, den Geist der Menschlichkeit, zu kreisen,
Um Menschheit, um den Menschen, um das Ich;
Denn dies nur ist, was noch Gesetze gebe.

Chorführerin.

O Brüder, Schwestern! Königin der Zeit!
Verstummt und schaut, wie sich des obersten
Olympus Pforten donnernd öffnen! Schaut,
Wie blendend Licht dem Heiligsten entquillt!

Von Blitzen rings umflammt, hängt dort der Erzſchild
Der Ewigkeit. Ein Cherub ſteht davor
Mit goldnem Hammer. Seht, er hebt ihn ſchon,
Er wendet um ſein Haupt, nach Gottes Thron
Blickt er. Der nickt ihm leiſe zu. Doch weh,
Vom Nicken ſchon erbebt der Grund der Welt,
Erbeben alle Säulen dieſes Baues.
Der Cherub ſenkt den Hammer; dröhnend fällt
Er auf den Schild, die Zeitenuhr zu künden.
(Ein furchtbarer Schlag, aber wie aus weiteſter Ferne.)

Zeit (erhebt ſich vom Thron).

Ja, hört den Schlag der Weltenuhr erſchallen
Und künden dieſer Zeitenwende Wallen!
(Zweiter Schlag.)
Ein Tag verging, ein neuer Tag erwacht
Geheimnisvoll in dumpfer Mitternacht.
(Dritter Schlag.)
Es ſchwindet einer Weltzeit letzte Stunde,
Es naht die erſte einer neuen Runde.
(Vierter Schlag.)
Ein altes Jahr ſank hin, den neuen Horen
Wirds in der Sonne Wiege neu geboren.
(Fünfter Schlag.)
Ein langes Weltjahrhundert ſchließt die Bahn;
Der Enkel ſinkt, wo Vater ſank und Ahn.
(Sechſter Schlag.)
Ein neues Weltjahrhundert bringt herauf
Neuen Geſchlechtern neuen Wertelauf.
(Siebenter Schlag.)
Ein Aon ſinkt in der Aonen Welle,
Ein neuer Aon tritt an ſeine Stelle.
(Achter Schlag.)
Mit neuer Kraft vom Ewigen beſtellt,
Bring neue Kräfte einer neuen Welt!
(Neunter Schlag.)

Du aber, Aon, dem Vergangnen eigen,
Leb wohl! Du scheidest heut aus diesem Reigen.
(Zehnter Schlag.)
Ob du nun willst, ob nicht, mach dich bereit!
Dich zwingt unfaßbare Notwendigkeit.
(Elfter Schlag.)
Du warst, bist noch im Nu ein seiend Wesen;
Doch mit dem nächsten Schlag bist du gewesen!
(Zwölfter Schlag.)

Aon der Vergangenheit.

Weh mir! Wohin entschwindet meine Kraft!
Werd ich zum nichtigen Gespenst? Nun gut,
Noch als Gespenst will ich die Welt erschrecken.
Von euch hier ausgestoßen aus dem Reigen,
Den ich anführte, schwing ich mich hinab
Zur Menschenwelt und will dort weiter walten
Im Geiste, den ich schon so lang entzündet.
Frohlocke nicht zu früh, du junger Aon!
Ich will dir deine Herrschaft doch bestreiten.
Ich will erhalten, was ich säte, will
Verhindern, daß es deinem Geiste weiche.
Ich will in den Gehirnen meiner Söhne
Noch weiter thronen, die Revolution,
Die ich hier plante, will ich von dort unten
Noch bis ans Ende schüren. Traun, ihr sollt
Euch alle irren, wenn ihr meint, ich weiche.
Nein, bleibt nur eine Weile hier im Amt,
Doch mit dem Fluche der Erstarrung! Bleibt,
Indes ich drunten endlich all die Menschheit
Zum Siege führe über Tyrannei
Der Zeit, der Gottheit, des Gesetzes. Fort!
Doch eh ich gehe, reiß ich dir, o Zeit,
Du greise Vettel, meinen Kranz vom Haupt,
Mit dem ich dich so ruhmvoll einst gekrönt.
Ich werf ihn auf die Menschenerde nieder.
Laß sehn, ob du nicht endlich deinen Zahn

Ausbeißen wirst an dem, was ich dir biete
Zum Fraß, das du doch nie zernagen sollst! (Ab.)

Von der Zukunft.

Doch ich, o Königin der Zeit, will dir
Den Kranz aufsetzen, der so reich nicht prunkt,
Der nicht mit schwülen Düften dich betäubt,
Doch reiner Jugend Reiz dir wieder bietet.
Ein neues heilges Zeitenalter komme
Herauf und heile, was im Sinken war.
Das Steuerruder, das der Zeiten Sturm
Schon deiner Hand entwand, ergreif es wieder
Und führe so der Menschheit feste Arche
Durch Flut und Strom, durch Wetter, Riff und Klippe
Wieder dem einen Pole zu, der hoch
Am Himmel strahlt und nimmer weicht und sinkt,
Ob ihn der Schiffer schaun mag oder nicht.
Nicht übermütig, nicht verzweifelnd auch,
Laß uns durch allen Graus der Zukunft steuern,
Die Klippe hier, den Strudel da vermeiden,
Den rechten Weg der sichern Mitte wahlen
Und also landen in dem selgen Hafen
Der Ewigkeit, wie guten Schiffern ziemt.

2.

Paris, Tuilerienpalast.

18. April 1802.

(Die Generäle Augereau und Delmas.)

Augereau. Hol der Henker diese neue Richtung unseres kindischen Jahrhunderts! Die Religion wird wieder Mode.

Delmas. Eine unbequeme Mode! Mag der erste Konsul meinetwegen aus Politik den Papst übertölpeln wollen, aber uns sollte man doch ruhig frühstücken lassen.

Augereau. Im lächerlichsten Aufzug durchziehn seit dem frühsten Morgen Herolde und Trompeter schreiend und schmetternd die schläfrige Stadt und rufen die faden Artikel des neuen Konkordats aus.

Delmas. Wir Soldaten müssen uns in volle Parade werfen und dem Konsul in den Tempel der Vernunft — ah, ich wollte sagen, in die Kirche unsrer lieben Frau folgen.

Augereau. Ein Glück, daß doch wenigstens die Damen in der menschenfreundlichen Freigebigkeit der neuesten Mode ihre Reize wetteifernd zur Schau stellen durften. Da hatte man doch einen Zeitvertreib, indes der Erzbischof schwatzte von Pipin und Bonaparte, von Karl dem Großen und dem guten alten König Dagobert, der seine Hosen verkehrt anhatte. Aber da kommen sie ja. (Bonaparte kommt mit großem Gefolge.)

Bonaparte. General Augereau und Delmas, ich sah, wie roh und frech ihr euch während der Feier betrugt. Ich kenne eure Gesinnungen; aber wir haben hier nicht unsre Meinungen, sondern den Frieden Frankreichs zu bedenken. Die Nation war gespalten. Die Religion der Aufklärung, der Vernunft hatte sich durch das Experiment als unzulänglich erwiesen. Nach einer Sündflut von Verbrechen sieht man im Christentum wieder den Regenbogen des Friedens. Ich habe nur den Willen der Nation ausgeführt. Ich wollte mich nicht lächerlich machen wie Robespierre. Die Religion ist eine Macht; ich habe mit ihr traktiert, wie mit Österreich und Preußen. Ich konnte den Papst wohl bis an die Pforte der Hölle zerren, aber weiter reichen meine Bajonette nicht. Glaubt mir, meine Kameraden, ich, der ich die Verantwortung in so vielen Schlachten und Staatsumwälzungen zu tragen hatte, ich fühlte mich dem

Schicksal, der Vorsehung, dem Schöpfer gegenüber näher von Angesicht zu Angesicht als ihr. Ich fühlte meine Schranken an etwas Unfaßbarem, Unsichtbarem, aber doch Unüberwindlichem, ich, der ich sonst keine Schranke über mir zu scheuen hatte. — Aber ich sehe hier einen Mann, der mich verstehen wird. Herr von Chateaubriand, Sie haben ja als Dichter den Genius der Religion wieder entdeckt.

Augereau. Ich hätte an seiner Stelle doch lieber gleich eine neue Religion gestiftet.

Chateaubriand. Nichts leichter als das, Herr General, wenn Sie sich kreuzigen lassen wollen und am dritten Tag wieder auferstehn. Aber ich kann das nicht und finde in der ganzen Weltgeschichte nur Einen, der es tat.

Bonaparte. Sie haben recht. Es sind überhaupt in der Geschichte nur wenige Geister, die neue Ideen brachten. Es ist eine kleine Tafelrunde, an der sich die Großen aller Zeiten treffen. Hier unten aber stehn sie ganz einsam.

Chateaubriand. Auch Sie sehen die Welt mit dem Auge des Dichters. Ihre Phantasie schaut, was Sie ins Werk setzen. Die Muse macht Sie zu dem, was Sie sind, und ihr Verstand vollendet nur die Ideen des Poeten.

Bonaparte. Sie verstehen mich, Sie erkennen, daß ich nicht nur ein kalt berechnender Politiker und Stratege sein will. Aber ich kann nicht alles sein und tun. Ich brauche Helfer. Auch Perikles brauchte einen Sophokles, Augustus einen Virgil. Helfen Sie mir durch Ihre Poesie!

Chateaubriand. Das ist nicht meine Sache. Aber ich höre von einem Fremden, daß jetzt in Deutschland solche große Dichter blühen sollen. Sie suchen das auf, was wir leider längst verloren haben.

Bonaparte. Dann bliebe uns nichts anders übrig, als Deutschland zu erobern und seine Dichter dazu? Herr von Talleyrand, meinen Sie nicht auch? Ist es so schwer, das alte deutsche Kaiserreich zu zertrümmern und seine Stelle einzunehmen, inmitten Rußlands und Österreichs?

Talleyrand. Als drittes Kaisertum, als höchstes? Warum nicht?

Bonaparte. Und dann wollen wir unsern Stuhl mitten in Deutschland stellen und einen Reichstag aller Fürsten Europas halten!

Talleyrand. Sie geben uns damit genug Arbeit für die nächste Zeit.

Bonaparte. Und vorläufig noch eine Arbeit für die nächsten Tage. Hören Sie! Die Emigranten wühlen von Deutschland aus gegen uns. Sie senden Verschwörer, Meuchelmörder aus. Der Prinz von Enghien ist ihr Mittelpunkt. Ich will ein Exempel statuieren und den lähmenden Schrecken auf sie werfen. Sie werden heimlich den Herzog von Enghien aufheben und gefangen nach Vincennes führen lassen. Dort will ich ihn durch ein Kriegsgericht verurteilen lassen.

Talleyrand. Gut, aber da müssen wir warten, bis er über die Grenze kommt.

Bonaparte. Wo ist meine Grenze? Dort, wo meine Macht aufhört.

Talleyrand. Aber wird nicht Europa darüber zetern?

Bonaparte. Europa ist müde. Es erwartet den Herrn, der ihm seine Macht zeigt.

Talleyrand. Gut, Konsul, Sie sollen bedient werden. Aber ich fürchte, Herr von Chateaubriand und sein Genius des Christentums wird uns dabei nicht folgen wollen.

Bonaparte. Dann müssen wir eben eine Strecke weit allein zu gehen versuchen. Und nun zum Fest. Folgen Sie mir alle, meine Freunde!

3.

Halle im Schlosse von Vincennes.

20. März 1804.

(Der Schloßkommandant Harel und seine Frau.)

Frau Harel. Aber, Mann, was ist denn das nur auf einmal? Seit du Schloßkommandant von Vincennes bist, hat es noch keinen so unruhigen Tag gegeben. Jede Stunde kommen reitende Boten. Was gibt es denn? Hast du etwas verbrochen? Fürchtest du, deine Stelle zu verlieren? Steht eine zwölfte oder dreizehnte Staatsumwälzung bevor?

Harel. Schweig doch, Frau! Wie kannst du so reden, als ob du eine Royalistin, eine Hochverräterin wärst?

Frau. Nun, als die Milchschwester des Herzogs von Enghien kann ich schon etwas royalistisch sein.

Harel. Nenne mir nicht diesen Namen! Er macht mich nervos.

Frau. Warum denn? Du machst mich neugierig. Hängt etwa deine Aufregung damit zusammen?

Harel. Ich kann's nicht leugnen. Ja.

Frau. Wieso? Erzähle! Das geht mir nah.

Harel. Es ist höchstes Staatsgeheimnis.

Frau. Pah, zwischen Mann und Frau gibt's kein Geheimnis!

Harel. Es ist wahr. Ich muß mein Gemüt entlasten. Nun so wisse, dein Milchbruder, Prinz Enghien soll heute kommen.

Frau. Ei, zu Besuch? Das ist schön. Kommt er insgeheim?

Harel. Ja, aber als Gefangener. Niemand soll ihn kennen.

Frau. Er wird also mein Gefangener sein? O, das ist lustig.

Harel. Ach, ich glaube, er wird es nicht lange sein.

Frau. Freilich nur so lange, bis das Gericht —

Harel. Das Gericht soll sich noch heute Nacht hier versammeln.

Frau. Schade; so bald verläßt er uns?

Harel. Er wird uns nicht verlassen.

Frau. Was meinst du? Doch nicht —!

Harel. Sein Tod ist beschlossen. Hast du nicht im Schloßgraben den Gärtner die Grube graben sehen?

Frau. Ja, für die Zypressen, die du dort pflanzen willst.

Harel. Über seinem Grabe; denn ihm gilt die Arbeit.

Frau. Entsetzlich! Ich werde krank. Mir ist ganz schlecht. Ich bekomme Krämpfe. Laß mich da ruhen. — Ah, da kommen unsre Kinder mit der Bonne. Warum so frühe?

Bonne (mit zwei Kindern). Madame, es geht schon gegen Abend. Die Märzenluft ist zu frisch für die Kinder.

Frau. Ja, was haben Sie denn? Sie sind so bleich und zittern.

Bonne. Ach, eben als ich mit den Kindern vom Spaziergang zum Tor hereintrat, fuhr ein Reisewagen mit sechs Pferden vor, von Soldaten begleitet. Ein junger, schlanker Mann steigt aus, von vornehmem Wesen, aber furchtbar bleich. Ich habe so etwas nie gesehn. Mir war, als sei ich dem schrecklichen Schicksal selber begegnet, als hätte

der Tod meinen Weg gekreuzt. Ich werde das nie vergessen.

Frau. O Gott, das ist er.

Bonne. Wer?

Harel. Nun, wer sonst als ein politischer Gefangener, den wir aufzunehmen haben. Laßt mich allein! Das ist keine Sache für Weiberleute. Da kommen sie schon. (Die Bonne und die Kinder gehen ab; es kommen Dautencourt und der Herzog von Enghien.)

Dautencourt. Sind Sie der Kommandant des Schlosses? Ich habe den Befehl, Ihnen diesen Gefangenen zu übergeben. Sie haften von diesem Augenblick an für ihn. Hier meine Papiere. Unterschreiben Sie!

Harel. Ich bitte, indessen meiner Frau auf ein Zimmer zu folgen. Sie sind hier noch nötig, wie ich weiß. Ich selber werde unsern zweiten Gast versorgen. (Dautencourt mit Frau Harel ab.)

Enghien. Herr Kommandant, ich komme weit her, bin Tag und Nacht, ohne Ruhe, ohne Schlaf, ohne Erquickung wie ein Postpaket befördert worden. Wollen Sie erst wieder einen Menschen aus mir machen, so gönnen Sie mir einen Platz an Ihrem Kaminfeuer um aufzutauen, und einen Bissen von Ihrem Abendessen.

Harel. Ich kann Ihnen nur karge Reste anbieten. Hier ist Wein.

Enghien. Das genügt. Ha, wie wohl das tut! Ah, ich lebe wieder auf. Aufrichtig gesagt, ich war schon recht niedergeschlagen. Aber nun bin ich wieder, der ich immer war, so fröhlich wie nur einer. Übrigens, denke ich, werden Sie nicht lange von mir belästigt werden. Ich habe bereits den ersten Konsul um eine Unterredung ersuchen lassen. Da wird sich alles aufklären. — Also nach Vincennes hat man mich gebracht? Ah, ich kenne dies alte Gebäude gut aus meiner Knabenzeit. Lassen Sie

mich einmal durchs Fenster sehn! Ja, da ist die gotische Kapelle, der mächtige Donjon, der düstre Schloßgraben. Da blicken auch die gewaltigen Gipfel des nahen Waldes herein. Ich denke, da muß es viel Wild geben. Man wird mir wohl erlauben, da zu jagen, natürlich gegen mein Ehrenwort, nicht zu entrinnen. Aber zum Donner, was will man denn überhaupt mit mir? Wozu diese Umstände? Doch was geht das mich an! Wir wollen nicht politisieren. So, ich bin warm geworden, Hunger und Durst ist gestillt. Nun haben Sie die Güte, mir mein Zimmer anzuweisen. Ich will nur so ins Bett fallen, um vierundzwanzig Stunden in einem fort zu schlafen. Sie brauchen mich nicht zu wecken.

Harel. Hier ist das Zimmer. Es ist freilich sehr einfach.

Enghien. Ei, wir sind eben auf dem Land. Ich bin es die Zeit her nicht viel anders gewohnt gewesen. Ja, ja, uns Emigranten hat man nicht viel mitnehmen lassen. Nun gute Nacht! Ah, dieser Schlaf! Es ist nur gut, daß man ein reines Gewissen hat. Haha! (Er geht ab.)

Harel. Gute Nacht, mein Prinz. — Ich fürchte, er wird eine schlechte Nacht haben. — Ah, mein zweiter Gast.

Dautencourt (kommt). Sind die Herren vom Kriegsgericht noch nicht hier? Ah, da kommen sie ja. General Savary, ich stelle mich zu Ihren Befehlen. (Savary, Hulin und andere Offiziere kommen.)

Savary. General Murat als Befehlshaber von Paris hat Sie zu Beisitzern dieses Kriegsgerichts ernannt. Ihr Vorsitzender wird Hulin sein, bekannt durch seinen Eifer für die Revolution schon seit dem Bastillensturm. Ich habe die Vorkehrungen getroffen zur Sicherheit des Gerichts. Alles Nötige ist vorgesehen. Sie kennen Ihre Befehle. Sie

haben nicht früher auseinander zu gehn, als bis das Urteil gefällt ist. Kommandant, holen Sie den Gefangenen!

Harel. Er schläft —

Savary. Einerlei. Er wird bald Zeit haben, sich für immer auszuschlafen. (Harel geht ab. Die Offiziere setzen sich.)

Enghien (im Nebenzimmer). Ja, ich komme. Das ist gut, daß gleich heute Nacht alles in Ordnung gebracht werden soll. (Er kommt.) Guten Abend, meine Herren. Sie werden mir endlich Aufklärung verschaffen —

Hulin. Sie stehen vor Ihren Richtern und haben uns zu antworten. Ihr Name, Alter, Stand!

Enghien. Vor meinen Richtern? So? Dann muß ich diese Unterhaltung in einem andern Ton fortsetzen. Ich protestiere gegen ein solches Gericht. Sie haben mich nicht vorgeladen, nicht verhaftet, sondern geraubt, bei Nacht gestohlen, entführt aus einem Land, das Ihrer Autorität nicht untersteht. Sie haben das Völkerrecht gröblich verletzt. Sie sind vor dem Richterstuhl der Zivilisation angeklagt!

Hulin. Als Verschwörer gegen das Leben des ersten Konsuls stehen Sie außerhalb des Völkerrechts.

Enghien. Diese Verschwörung ist Ihre Erdichtung. Hätte ich ein schlechtes Gewissen gehabt, so wäre ich geflohen. Niemand hätte mich verraten.

Hulin. Sie hatten allerdings die ganze Gegend in Ihrem Sold. Man wollte Sie noch aus unsern Händen befreien, aber unsere Maßregeln waren zu sicher.

Enghien. Ich begreife nicht, was Sie an einem harmlosen Jäger für einen Fang gemacht haben wollen.

Hulin. Machen Sie sich nicht so harmlos, Sie, der Sie eines der Häupter der Emigranten, der Gegenrevolution waren! Sie haben die Könige zum Krieg gegen uns verbunden. Sie haben das Kind des gerichteten Königs und dann dessen Bruder zum König ausgerufen.

Enghien. Dafür haben mir Ihre Pariser Freunde mein Schloß verwüstet, die Statuen zerschmettert, die Gemälde zerrissen, die Säle bübisch besudelt.

Hulin. Sie haben Bonaparte bestechen und zum Royalisten machen wollen.

Enghien. Bonaparte ist auch Royalist, aber nur für sich. Er will, wie man sagt, selber König oder gar Kaiser werden. Aber was soll das alles? Ich habe seit Jahren als Privatmann gelebt und alle Politik aufgegeben. Der Markgraf von Baden hat mir ein schönes Jagdgebiet zur Verfügung gestellt. Ich liebe die romantische Natur.

Hulin. Doch lockte Sie auch in diese Gegend jener Kardmal Rohan, berüchtigt durch die Halsbandgeschichte.

Enghien. Herr, Sie rühren an Geheimnisse des Herzens, die ich verschweigen sollte. Verzeih mir, Charlotte, wenn ich hier deinen Namen entweihe. Die Nichte des Kardinals ist meine Gattin.

Hulin. Davon weiß allerdings die Welt nichts.

Enghien. Weil mein Vater gegen die Ehe war. Er wollte mich mit einer russischen Großfürstin vermählen. Aus dieser Rücksicht habe ich die Ehe noch geheim gehalten. Aber das gehört nicht hieher.

Hulin. In der Tat, es ist für diese politische Angelegenheit zu romantisch. Wichtiger sind uns Ihre sonstigen geheimen Verschwörungen. Man

wollte Bonaparte durch einen Handstreich aufheben, aus der Mitte von Paris entführen und den Engländern überliefern, die ihn im Tower lebendig begraben hätten.

Enghien. Nun, das wäre ein Staatsstreich gewesen, wie ihn Bonaparte schon mehrmals unternommen hat.

Hulin. Die Republik hat alle seine Taten genehmigt. Ihr aber habt geglaubt, ihn wie ein Vieh hinschlachten zu können. Den ersten Prinzen, den er in seine Gewalt bekommt, darf er ohne Gnade niederschießen lassen.

Enghien. Ja, wenn er einen Schuldigen findet. Ich habe mit jener Verschwörung nichts zu tun. Ich freue mich, daß die Verschwörer entdeckt und hingerichtet wurden; so ist unsere gute Sache von einem Haufen von Ränkeschmieden befreit worden.

Hulin. Sie sprechen jetzt so aus Sorge um Ihr Leben, da Sie in unserer Gewalt sind.

Enghien. Um mein Leben hab ich keine Sorge, ich fürchte bloß, daß man mich allzulang als Geisel verwahren will. Ich gebe Ihnen mein fürstliches Wort, daß ich mich nie in eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Konsuls einließ, dessen Genie ich bewundere, so wenig ich seine Haltung billige. Untersuchen Sie die Sache, überzeugen Sie sich von der Wahrheit meiner Worte! Ich kann es ruhig abwarten. Geben Sie mir nur indes meine Bücher, meine Papiere, mein Tagebuch zurück, all das, was Sie mir abgenommen haben!

Hulin. Das gehört nicht hieher. Sie scheinen sich nach der Art, wie Sie antworten, über Ihre Lage zu täuschen. Nehmen Sie sich in acht! Es könnte sehr ernst werden; denn bei Kriegsgerichten gibt es keine Appellation.

Enghien. Ich verhehle mir die Gefahr meiner Lage nicht. Ich will sie aber auch nicht durch eine unwürdige Ausflucht beseitigen. Ich habe offen gegen die Republik gekämpft. Ich stand offen unter den Fahnen Englands.

Savary. Ich glaube, es ist genug. Die Richter sind informiert. Lassen Sie das Protokoll abschließen.

Hulin (zu Enghien). Unterschreiben Sie!

Enghien. Zuvor spreche ich noch meine dringende Bitte aus, der erste Konsul möge mir eine Audienz bewilligen. Mein Name, mein Rang, meine Art zu denken und meine Lage lassen mich erwarten, daß er es nicht abschlagen wird.

Hulin. Sie mögen diesen Wunsch dem Protokoll noch selber beisetzen.

Savary. Sie können nun abtreten. (Enghien geht.) Vorsitzender, lassen Sie nun abstimmen.

Dautencourt. Ja, können wir denn nach diesen dürftigen Erhebungen ein Urteil fällen?

Savary. Was hier noch fehlen mag, hat die Regierung längst erhoben. Sie erwartet schleunigen Prozeß. Das Emigrantengesetz bestimmt, daß die Auswanderer, welche die Waffen gegen ihr Vaterland getragen haben, des Todes schuldig seien.

Dautencourt. Ja, wenn sie auf französischem Boden ergriffen würden. Aber der Prinz ist auf deutschem Gebiet aufgehoben worden. Zudem war er als königlicher Prinz verbannt, er durfte und konnte gar nicht zurückkehren, er hat offen für sein Recht gekämpft. Bonaparte hat sich immer gegen dies standrechtliche Verfahren ausgesprochen, er hat es nie gegen die Emigranten angewandt.

Savary. Er sieht nun em, daß er zu milde war.

Dautencourt. Lassen Sie mich daran zweifeln! Erfüllen Sie den Wunsch des Prinzen! In einer Stunde kann ein reitender Bote von Malmaison mit der Entscheidung zurück sein.

Savary. Das ist ganz gegen Gebrauch und Ordnung.

Dautencourt. Haben wir den Gebrauch hier eingehalten? Haben wir dem Angeklagten einen Verteidiger gegeben, ihn vor die ordentlichen Gerichte gestellt?

Savary. Das ist nicht unsre Sorge. Die Regierung hat Sie zu Richtern eingesetzt. Richten Sie! General Hulin, lassen Sie abstimmen!

Hulin. So frage ich Sie, ob der Angeklagte schuldig ist und welche Strafe er verdient?

Savary. Halt, die Strafe bestimmt das Gesetz. Sie haben nur die Schuld zu bestätigen. Lassen Sie fragen, ob er die Waffen wider Frankreich ergriffen hat und in englischem Solde stand!

Hulin. Warum das erst fragen? Er selber hat es ja gestanden. Wir alle haben es gehört.

Savary. Bestätigen Sie das? — Keiner der Richter widerspricht. Auch Sie nicht, Dautencourt?

Dautencourt. Wie könnte ich dem widersprechen? Aber was verlangt man denn von uns? Ich möchte lieber tausend Schlachten anwohnen, als einem solchen Kriegsgericht.

Savary. So setzen Sie Ihren Namen hier unter das Urteil!

Dautencourt. Wie, es lautet auf Tod?

Savary. Nach dem Gesetz. Das ist bekannt. Unterschreiben Sie!

Dautencourt. Ich muß wohl; aber ich verlange, daß ein Schreiben an den ersten Konsul beigefügt werde mit dem Wunsch des Gerichtes,

die Bitte des Angeklagten um eine Besprechung möge gewährt und die Strafe aufgeschoben werden.

Hulin. Das kann in einem besonderen Brief geschehen.

Savary. Was wollen Sie damit? Ihr Geschäft ist zu Ende. Geben Sie die Feder! Das Weitere ist meine Sache. Meine Ordonnanz trete ein! (Zur Ordonnanz.) Lassen Sie sechzehn Mann an die Stelle des Festungsgrabens treten, die bereits durch das Grab bezeichnet ist, und die Gewehre laden! Sie sollen einen großen Verbrecher, einen Verschwörer gegen die Republik auf eine Entfernung von fünf Schritten sicher treffen. Lassen Sie die Brustwehr besetzen, um einem etwaigen Widerstand zu begegnen! Eilen Sie! (Die Ordonnanz ab. Dunois kommt.) Wer stürmt so ungestüm herein? Sie, Dunois?

Dunois. Ich bin der Unglückliche, der dazu ausersehen war, die Verhaftung des Prinzen vorzunehmen. Es wird mir ein steter Vorwurf bleiben, da meine Mutter einst Ehrendame am königlichen Hofe, mein Vater Generalleutnant des Königs war.

Savary. Freuen Sie sich, daß Sie diese Erinnerungen im Dienst der Republik auslöschen können. Sind Sie dadurch bloßgestellt, so werden Sie der Republik ein um so treuerer Diener sein.

Dunois. Ich dachte nicht, daß es den Tod des Herzogs gelte. Ich glaubte an einen Akt der Großmut, wie Augustus ihn an Cinna bewies. Ich eilte nach Malmaison, wo ich mich der Gemahlin des Konsuls zu Füßen warf, von ihr die Freilassung des Herzogs zu erbitten. Alles ist dort verstört ob der drohenden Versündigung am königlichen Blut. Nur den Jakobinern würde es gefallen, daß sich Bonaparte zu ihrem Mitschuldigen machte. Ich liebe und bewundere ihn und halte

ihn durch eine unsichtbare Macht zu höchsten Dingen berufen.

Savary. Haben Sie etwas erreicht?

Dunois. Ich beschwor ihn, Mitleid zu haben mit seinem Ruhm, den er bisher rein erhielt und den ich nun ehrlich beweinen müßte. Ich erinnerte ihn daran, daß er seinen Eintritt in die Armee der Ermutigung des Prinzen Condé verdanke. Da wurde Bonapartes Blick milder und er sagte, die Begnadigung sei in seinem Herzen, aber zur Sühne müßte der Enkel des großen Condé in seinem Heere dienen.

Savary. War das im Ernst gesprochen? Nein, ich kann die Verantwortung nicht übernehmen. Kommandant, rufen Sie den Verurteilten!

Enghien (kommt). Was ruft man mich zum zweitenmal in dieser Nacht? Ist Nachricht von Bonaparte da?

Savary. Folgen Sie diesem Offizier!

Enghien. Wohin geht es da? Die Wendeltreppe hinab! Vielleicht in ein finsteres, unterirdisches Gefängnis?

Savary. Nein, es geht nicht in den Kerker.

Harel. Folgen Sie mir und nehmen Sie all Ihren Mut zusammen!

Enghien. Mut? Ich kannte niemals die Furcht. Aber Sie können mich doch nicht ohne Urteil ermorden wollen?

Savary. Hier ist das Urteil. „Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, zum Tode verurteilt heute am dreißigsten Ventose des Jahres zwölf der Republik."

Dunois. Halt, noch ein Wort! Mein Prinz, ich habe zwei Bitten an Sie. Vor allem verzeihen Sie mir meine Tat, die ich in gutem Glauben ausführte, ohne zu wissen, wie schrecklich sie enden

sollte. Sodann frage ich Sie, würden Sie, von Bonaparte begnadigt, sich seinem Genius beugen?

Enghien. Ich kann nur meiner Überzeugung folgen; die hält trotz aller Fehler meines Hauses und meiner Partei an den Lilien fest. Ich kann Bonapartes Geist bewundern, aber ich kann ihn nicht lieben, kann ihm nicht folgen. Selbst nicht um den Preis meines Lebens. Gerne verzeihe ich Ihnen. Leben Sie wohl. — Meine Herren, ich stehe sogleich zu Ihrer Verfügung. Ich bin aber Christ, ich mochte mit den Weihungen meiner Religion aus dem Leben scheiden.

Savary. Es sind keine Priester da. Wollen Sie denn wie ein Kapuziner abgehen?

Enghien. Dann muß ich mich selber mit Gott auseinandersetzen. (Er kniet.) O gib mir Stärke zum letzten Weg, Herr der Welt! Nimm mir jeden Groll! Du weißt, wie unschuldig ich bin. Doch unschuldig ist niemand vor dir. Ich sühne die Schuld gegen meinen Vater. Ich erkenne, daß dies allein mich in solch schreckliche Lage gebracht. Aber Dank dir, du gibst mir einen heldenhaften Tod. Tröste mein junges Weib! — (Er steht auf.) Sie erlauben, meine Herren, daß ich diese Schere vom Tische nehme? Ich will sie nicht als Waffe gebrauchen, sondern mir nur die Locke da abschneiden und sie in diesen Brief hüllen, als letztes Liebeszeichen für meine angetraute Gattin, die Prinzessin Charlotte Rohan. Nun lassen Sie uns gehn. (Ab mit der Ordonnanz.)

Dunois. Diese Stunde hat über Bonapartes Schicksal entschieden. Sein guter Genius wendet sich von ihm ab. Auf der Wage des Himmels neigt sich die Schale seines Loses der Unterwelt zu. (Ab.)

Savary. Wie töricht diese Phantasten sind! Bonaparte wird die Kanonen der Schlachten in die

Wagschale des Schicksals werfen. Gehen wir! Unsere Wagen stehen noch unten am Tor.

Hulin. Hören Sie, ein Knall!

Savary. Nun ja, es ist vorbei.

Hulin. Mir lief es wie Eis über den Rücken. Wir alle haben diese Hinrichtung nicht gewollt.

Savary. Aber warum habt ihr sie dann unterzeichnet? Ihr wart die Richter, ihr seid verantwortlich. Ich habe nur die Vollziehung eurer Entscheidung angeordnet. (Er geht mit den Offizieren ab. Harel bleibt allein.)

Harel. So geht alles vorüber. Morgen ist Ruhe. In einem Jahr wächst Gras und Strauch überm Grab. — Was ist?

Offizier (kommt). Ich bringe hier den Überrock des Prinzen, seine Uhr, seine Brieftasche mit Wechseln.

Harel. Die Brieftasche müssen wir abliefern. In Uhr und Überrock können wir uns teilen. Wollen Sie die Uhr?

Offizier. Ich danke, nein.

Harel. Nun dann legen Sie sie auch hin zum Rock! (Der Offizier geht. Die Bonne kommt.)

Bonne. Herr Harel, Ihre Frau läßt Ihnen sagen, daß Sie mit den Kindern auf das Gut ihrer Eltern abgereist ist. Sie verträge dies Leben hier nicht.

Harel. Sie war immer zimperlich. Mein schönes Kind, willst du nicht jetzt dafür bei mir bleiben?

Bonne. Nein, Herr, ich wandere aus und kehre erst mit den Bourbonen wieder in dies Land zurück. (Ab.)

Harel. Ach, sind diese Leute wählerisch! Man muß das Leben nehmen, wie sich's bietet — und schließlich auch den Tod. Man sagt, Bonaparte

will Kaiser werden. Gut, und ich will Schloßkommandant bleiben.

4.

Paris, Tuilerienpalast.

1. Dezember 1804.

(Napoleon Bonaparte, Talleyrand, Fouché.)

Napoleon. Wie, Talleyrand, Sie behaupten, mit der Verurteilung Enghiens nicht einverstanden gewesen zu sein, und Sie waren es doch, der mich dazu drängte! Aber sei's, wie's sei! Ich werde nicht so feig sein, die Verantwortung dafür auf andre abzuschütteln. Ich nehme die Schuld auf mich. Ich war nicht grausam, nur staatsmännisch. Ich habe Blut vergossen, ich mußte es, ohne Zorn, ganz einfach, weil der Aderlaß in die Berechnung der politischen Arzneiwissenschaft gehört. Ich bin der Staatsmann, ich bin die französische Revolution und ich werde sie auch aufrecht erhalten.

Talleyrand. Chateaubriand hat seine Entlassung eingereicht.

Napoleon. Wir haben einen Poeten verloren, aber nicht die Poesie.

Fouché. Der erhabenste Gesang Ihrer Epopöe wird Ihre morgige Kaiserkrönung sein. Der Schrecken vor den Umtrieben der Bourbonen hat den Gedanken verbreitet, den ersten Konsul zum Kaiser zu ernennen, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.

Talleyrand. Unsre Zeit schreitet schnell. Die Römer brauchten fünf Jahrhunderte, um vom Königtum durch die Republik zum Kaisertum zu kommen. Wir machen es in zwölf Jahren.

Napoleon. Das Kaisertum war eine Notwendigkeit. Das römisch-deutsche Kaiserreich ist zertrümmert. Das Zarentum ist nichts ohne Konstantinopel. Wir sind die rechten Erben Karls des Großen. Ich taste die Republik nicht an, ich sichere sie nur durch die Erblichkeit und einen Frankreich gebührenden Titel. Ich habe die Partie gewonnen. Ich fand die Krone auf dem Boden liegen und hab sie mit der Spitze meines Degens aufgehoben. Ich habe die Parteien vereinigt und mich an die Spitze gestellt. Ich habe das Plebiszit des Volkes angerufen und den Papst zur Weihe kommen lassen.

Talleyrand. Ludwig der achtzehnte hat die Manen des jungen Enghien zur Rache aufgerufen. Rußland trägt Trauer um seinen Tod und will ihn rächen.

Napoleon. Wir sind darauf vorbereitet. Aber was bringt man da?

Fouché. Die Kostüme zur morgigen Krönung. Hier der Maler David legt zugleich die Zeichnungen des Thrones und der ganzen Ausschmückung vor. Da kommt auch Talma, der Schauspieler, den Sie rufen ließen.

Napoleon. Sehr gut. Ausgezeichnet. David, ich sehe, Sie haben mich begriffen, indem Sie den klassischen Stil der Römer vermischt haben mit dem ritterlichen Stil des Mittelalters. Ha, hier die Krone! — Talma, Sie müssen mich lehren, wie ich sie morgen, umhüllt vom Krönungsmantel, vom Altar heben werde, um sie mir selber aufzusetzen! So! — Ich habe mich selber zum Kaiser gemacht, ich bin es in der Tat; ich muß es aber auch scheinen können. Lassen Sie alles das hineintragen und warten Sie drinnen auf mich! — Ah, Josephine! Ich habe mit dir zu sprechen. (Josephine kommt, alle andern gehen.) Du weißt, daß in meiner Familie ein Sturm ausgebrochen ist über deine

Krönung. Man dringt in mich, diese Gelegenheit zu benützen, um mir eine Ehe mit einer europäischen Prinzessin möglich zu machen.

Josephine. Wiederhole mir, was du mir schon einmal sagtest, und ich werde mich noch heute zur Abreise rüsten. Es ist nicht das ärgste, eine Krone zu verlieren. Eine Frau hat andern Kummer.

Napoleon. Josephine, du weißt, daß du mich durch diese ruhige Schonung, den stillen Kummer, die Macht der Tränen und der Anmut leichter überwältigst als durch Vorwürfe. Du könntest mir sagen, daß ich dem Bunde mit dir den ersten Schritt auf der Bahn des Ruhmes verdanke. Du könntest mich an meine Liebe erinnern; denn es ist wahr, ich liebe dich, wie nur je ein Hohlkopf eine Puppe geliebt haben kann.

Josephine. Ja, aber höher als die Liebe muß dir die Politik stehen?

Napoleon. Gewiß, und ihr verdankst du auch den Sieg. Ich brauche keine fürstliche Gattin, da ich der Sohn der Revolution bleiben will. Ich bin größer, wenn ich dir die Krone aufsetze, als wenn ich von einer Kaisertochter den Glanz zu borgen scheine. Denn ich bin ich. Ich mache mich und dich zu dem, was ich will. Du bist mein gutes Weib. Komm in meine Arme! Laß mich meinen Kopf auf deine Schulter legen und die Hand auf dein schönes Haupt. Ich weiß, ich darf auf keinen rechnen als auf dich und — mich. Wohlan, wir werden uns selbst genügen, und du, Josephine, sollst mein Trost sein. (Ein Page kommt.)

Josephine. Der Papst hat mir vor kurzem seinen Besuch anzeigen lassen. Ich sehe, daß er eben gemeldet wird. Willst du dabei sein?

Napoleon. Nein, dieser Besuch gilt dir. Auf Wiedersehn! (Er geht. Der Papst kommt.)

Papst. Sie haben, meine geliebte Tochter, den Wunsch geäußert, uns allein zu treffen.

Josephine. Nicht die Kaiserin spricht zum Papst, sondern die Frau zum Priester. Sie sind hieher geladen worden, ungeheure Umwälzungen in der Politik mit Ihrem Segen zu mildern; aber, heiliger Vater, Sie werden auch nicht verschmähen, das Herz einer armen Frau zu heilen.

Papst. Es ist ein und dasselbe Amt.

Josephine. Es war auch eine und dieselbe Revolution, die den Staat umwälzte zugleich mit den Gesinnungen und Geschicken der Einzelnen. Ach, was hat jeder von uns erlitten! Durch welche Abgründe ist er gerissen worden! Wir sind im Schoße zarten Glaubens aufgewachsen; da wirbelte der Sturmwind alle Blüten durcheinander. Recht und Sitte gingen verloren. Nun erst erwachen wir wie aus einem bösen Traum. Wir fühlen alles im Wanken; wir begreifen kaum den Schrecken, der von uns über die Welt ausging. Wir zittern für unsre Stellung.

Papst. Sie überraschen mich in der Tat. Ich verstehe kaum, was Sie wollen.

Josephine. Ich fürchte, daß mein Gatte sich in Abenteuer stürzt, die ganz Europa herausfordern und ihn selber gefährden; besonders, wenn er sich etwa einmal von mir trennte, von seiner Vergangenheit, von den Wurzeln seiner Kraft, wenn er seines bescheidenen Herkommens vergäße und —

Papst. Was fürchten Sie? Wozu diese beängstigenden Träume? Sie sind seine Gattin, ihm durch unlösliche Ehe verbunden. Sie werden morgen mit ihm gekrönt.

Josephine. Die Krönung ist ein Pomp, kein unlösliches Band. Und die Ehe ist es noch minder. Wir sind nie kirchlich getraut worden. In

jenen Zeiten der Revolution gab es keine Kirche, keine Priester. Sie erschrecken, heiliger Vater?

Papst. In der Tat, es nimmt mich Wunder. Wenn der Kaiser bisher sich weigerte, die kirchliche Eheschließung nachzuholen, so werde ich ihn auch jetzt vergeblich mahnen. Ich kann diesen Mangel, von dem ich bisher nichts wußte, nur ignorieren.

Josephine. Sie können doch gelegentlich bemerken, daß Sie nur in dieser Voraussetzung hergekommen sind. Sie können ferner dem Kaiser mitteilen, daß Sie dem Kardinal Fesch, seinem Oheim, die Vollmacht geben, alles zu ordnen. Der Kardinal weiß schon von der Sache. Das Weitere lassen Sie mich selber machen.

Papst. Es ist meine Pflicht, diesen Wunsch zu erfüllen und Ihr Gewissen nach Möglichkeit zu beruhigen, obwohl ich —

Josephine. Genug, ich danke Ihnen. Wir alle tun eben nur, was möglich ist, ohne alles zu gefährden. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Die Herren des gesetzgebenden Körpers warten bereits, Sie zu begrüßen. (Fontanes kommt als Sprecher mit andern Mitgliedern.)

Fontanes. Heiligster Vater, Frankreich bekennt, indem es Sie begrüßt, daß alle irreligiösen Gedanken unpolitische Gedanken sind. Die erschütterte Gesellschaft sucht wieder eine Stütze in jener Lehre, die unveränderlich ist wie Gott selber. Die Religion hat einst diese wilden Gegenden fruchtbar gemacht, sie kommt jetzt mit Ihnen, sie aufs neue zu weihen wie zur Zeit Chlodwigs. Alles ringsum ist seitdem anders geworden, nur die Religion ist dieselbe geblieben.

Papst. Eure Grüße, meine lieben Söhne, dringen an mein Ohr wie das Läuten der Morgenglocken nach tiefer Nacht. Ich sehe in dem Helden, den ich morgen krönen werde, das Werkzeug Gottes

auf Erden, Gottes Schwert, nicht Gottes Geißel. (Napoleon kommt mit Kardinal Fesch.)

Napoleon. Auf Morgen denn, meine Herren! Lassen Sie unserm erhabenen Gastfreund für heute Ruhe. Ich will ihn in seine Gemächer zurückgeleiten. (Fontanes mit den Räten ab.)

Papst. Auch uns ist noch eine Unterredung not, Sire.

Napoleon. Ah, Sie meinen, über die Art der Krönung, ob Sie mir die Krone aufs Haupt setzen werden oder —? Aber all das wird sich an Ort und Stelle von selber geben.

Papst. Noch ein anderes, Sire. Ich kann Sie krönen, ohne mich um Ihre weiteren Verhältnisse zu bekümmern. Aber da Sie wollen, daß auch Ihre Gattin gekrönt werde, so muß ich mich von der kirchlichen Abschließung Ihrer Ehe überzeugen.

Napoleon. Josephine! — Ah, heiliger Vater, das ist eine Gewissensache, die ich mit meinem Oheim, dem Kardinal, auszumachen gedenke. Sie werden wohl damit zufrieden sein?

Papst. Er hat dazu meine Vollmachten. Mich aber lassen Sie nun den Segen des Himmels dafür herabflehen. (Er geht ab.)

Napoleon. O du, was hast du da dem Papst in den Kopf gesetzt? Ich hätte Lust, die ganze Krönung abzubestellen, wenn nicht das Programm bereits gedruckt wäre.

Fesch. Aber lieber Neffe, schilt doch nicht deine gute Gattin! Sie mußte einmal die Sprache darauf bringen. Du willst den Segen der Kirche, da mußt du denn auch dies wollen, was ihn bedingt.

Napoleon. Ihr denkt mich zu einer schmählichen Zeremonie zu zwingen? Ich soll erklären, daß meine Ehe bisher keine war?

Fesch. Es ist nicht so arg. Berthier und Talleyrand stehen im Vorzimmer und können die Zeugen abgeben.

Napoleon. Niemals! Ihr werdet mich nicht übertölpeln. Josephine ist mein Weib wie bisher. Das ist genug.

Fesch. Es genügt mir auch vollkommen so. Ich habe die Vollmacht des Papstes. Du hast vor mir erklärt, daß sie dein Weib sei; sie tut desgleichen. Eure Ehe ist hiemit kirchlich geschlossen, wie ich förmlich erkläre und des zum Zeugnis der Kaiserin diese Urkunde übergebe.

Napoleon. Ha, alles abgekartet und bestellt! Gib her das Papier!

Josephine. Nur mit meinem Leben! Es ist unser beider Talisman.

Napoleon. Es ist doch ungültig! Behalt es nur! Du hast das zerrissen, was du befestigen wolltest! Dein Mißtrauen hat das meine geweckt. Du laßt mich die Fesseln fühlen, die ich mit Macht zerbrechen werde. Dir bangte vor meinem Ehrgeiz; du hast ihn entfesselt. Du jagst mich fort vom Frieden des häuslichen Herdes. Ich verleugne meine Vergangenheit. Nun erst beginn' ich meinen Lauf, mag er auch mit unser aller Sturze enden. Ich will Europa zerschmettern und den Unfrieden, der mich durchtobt, in die ganze Welt schleudern. Ich will meine und Frankreichs Existenz daran setzen, die Kaiser und Könige neben mir zu meinen Vasallen herabzudrücken. Wenn ich dabei falle, so fallt ihr alle mit mir. Morgen die Kaiserkrönung, dann die Landung in England, die Herrschaft der Welt!

5.

An Bord des englischen Admiralschiffs bei Trafalgar.

21. Oktober 1805.

(Admiral Nelson und sein Adjutant Kapitan Hardy. Offiziere und Matrosen in mannigfachen Verrichtungen.)

Nelson. Sehen Sie, Kapitän Hardy, dieser Felsen dort ist das Vorgebirge von Trafalgar. Dahinter muß die französische Flotte hervorkommen, wenn sie den Hafen von Cadiz verläßt und durch die Meerenge von Gibraltar ins mittelländische Meer gelangen will.

Hardy. Das wird Villeneuve kaum wagen, mein Admiral, wenn er weiß, daß Nelson ihm den Weg verlegt.

Nelson. Er muß ausfahren, wenn auch nicht in Siegeshoffnung, so doch aus Verzweiflung. Napoleon hat ihn einen Feigling gescholten, er hat ihm das Mißlingen seines großen Plans einer Landung in England zugeschrieben.

Hardy. Der Plan war aber doch gar zu abenteuerlich!

Nelson. Man darf nichts als unmöglich verlachen. Napoleon hat immer das gemacht, was andere für unmöglich hielten. Er ist ein Teufelskerl, dieser neugebackene Kaiser.

Hardy. Wahrlich, gibt es etwas teuflischeres als seine Eroberungskriege?

Nelson. Wir alle wollen erobern. Die Sache ist nur die, daß Frankreich trotz der Talente seines Kaisers alles wieder verlieren wird, während wir es behalten werden. — Was gibt es?

Ordonnanz. Ein Schiff von Gibraltar überbrachte dies an den Admiral Nelson.

Nelson (lesend). Vom deutschen Kriegsschauplatz. Schlimme Nachrichten von unserm Bundes-

genossen. Napoleon schloß das österreichische Heer unter Mack in Ulm ein und nahm es gefangen. Je nun, der Krieg hat seine Wechselfälle. Haben die Österreicher für uns den Blitz Napoleons auf sich gezogen, so müssen wir nun um so entschiedener handeln. Sie haben sich für England geopfert, wir wollen es ihnen vergelten. Gut.

Hardy. Admiral, Sie hatten ja schon einmal das Glück, den Übermütigen zur See zu besiegen.

Nelson. O schöner Abend von Abukir! Freilich kam mir der Tod damals schon so nahe, daß ich für immer seinen Händedruck verspürte. Eine Kartätschenkugel verwundete mich am Kopf. Ich hab mir des zur Erinnerung einen Sarg aus den Trümmern des französischen Admiralschiffs zimmern lassen. Den nehme ich überall mit. Dort steht er. Sein Anblick stärkt mich im Leben. Es ist etwas kräftigendes im Gedenken des Todes, es spannt die ganze Lebenskraft aufs höchste an.

Hardy. Welcher Jubel, als wir damals mit der Kunde des Sieges Neapel anliefen! Welche Freude der Königin und der Lady Hamilton!

Nelson. War es zu verwundern, daß ich damals den überschwänglichen Huldigungen der beiden Frauen erlag? In der Königin verehrte ich die edelste Tochter Maria Theresias, in ihrer Freundin gewann ich mir eine Geliebte. Zwei Gefühle begeistern mich seitdem, die Sehnsucht nach unsterblichem Ruhm und die Liebe zu Emma Hamilton. Aber was sage ich! Es ist nur Ein Gefühl, das Ruhm und Liebe verschmelzen läßt!

Hardy. Jedermann wird Ihre Gefühle schätzen.

Nelson. Aber ihr, meiner Geliebten, verzeiht man nicht. Man schmäht sie als die Omphale eines verführten Herkules. Vergebens bekämpfte ich selber diese Leidenschaft. Lady Hamilton wurde

mein Schutzengel; ich trage ihr Bild als Talisman auf meiner Brust. Sie wurde aber auch der Schutzengel des Landes. In den schwersten Zeiten hat sie die Flotte von ihren eigenen Mitteln großmütig unterstützt. Sie hat sich für meinen, für Englands Ruhm arm gemacht. Die Sorge um ihre Zukunft verdüstert mir diesen Schlachttag und trübt die Todesahnung, die mich nicht verläßt. Wenn ich falle —

Hardy. Wenn Nelson fiele, die Nation würde alles, was er liebes zurückläßt, in ihren Schutz nehmen.

Nelson. Ja, vielleicht meinen Hund, aber nicht das Weib meines Herzens und ihr Kind, die holde Horatia.

Hardy. Mein Admiral, sehen Sie, dort kommt die feindliche Flotte ums Vorgebirge herum!

Nelson. Ha, so sind sie unser! Wir werden mitten in ihre Halbkreislinie eindringen, einen Teil abschneiden und ihn zwischen zwei Feuer bringen. Collingwood kennt bereits genau meinen Plan, er wird an der Spitze des Sovereign in der ersten Linie vorrücken. Lassen Sie die Losung signalisieren: „England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit tue“. Das übrige müssen wir dem Lenker der Geschicke überlassen. Ich danke Gott, daß er mir heute diese große Gelegenheit gibt, meine Schuldigkeit zu tun.

Hardy. Von allen Schiffen steigen Jubelrufe auf. Collingwood fährt bereits mit der ersten Linie den Franzosen entgegen. Es wird bald zum Zusammenstoß mit ihnen kommen.

Nelson. Wir müssen an der Spitze der zweiten Kolonne etwas südlicher die feindliche Schlachtlinie treffen. Vorwärts, Kinder! Verkürzt den Weg durch stolzen Gesang!

Chor.

Als Albion auf des Herrn Gebot
Aus blauem Meere stieg empor,
Da gab die Losung ihm sein Gott,
Da sang der Engel Heer im Chor:
England, alles Meer ist dein;
Sklav wird nie ein Brite sein!

Nelson. Sehen Sie, Collingwood ist schon zum Zusammenstoß gekommen.

Hardy. Es sind die spanischen Schiffe, mit denen er zu tun hat, gezwungene Verbündete der Franzosen.

Nelson. Sie tauschen furchtbare Salven aus.

Hardy. Ein Schiff nach dem andern kommt ins Gefecht.

Nelson. Alles ist schon in Pulverdampf gehüllt, daraus der Donner der Kanonen hallt und Kampfgeschrei aufsteigt.

Hardy. Leichen und Trümmer schwimmen auf den erregten Wellen.

Nelson. Hei, da begrüßen uns auch schon die Gegner mit ihren Kugeln. Antworten wir ihnen! Es ist warme Arbeit, aber sie wird nicht lange dauern.

Hardy. Wir sind auf einmal, schneller als wir's gedacht, mitten unter den feindlichen Schiffen.

Nelson. Auf, es muß gelingen, uns durch ihre Aufstellung Bahn zu brechen.

Hardy. In der Tat, der nördliche Teil ihrer Flotte ist bereits abgeschnitten und kann dem andern Teil nicht zu Hilfe kommen.

Nelson. Sehen Sie, das französische Admiralschiff gibt Signal über Signal, aber vergebens. Ha, es ist eine Lust, so mitten im Kampf auf dem Verdeck zu stehn!

Hardy. Mein Admiral, Sie setzen sich zu sehr aus. Die feindlichen Schiffe sind auf Pistolenschußweite entfernt.

Nelson. Lassen Sie mich. Hier ist mein Platz. — O Gott! —

Hardy. Was ist Ihnen? Sie sinken in die Kniee!

Nelson. Ich bin getroffen, ich kann mich nicht mehr halten. Legen Sie mich hieher! Aber ich kann noch befehlen. (Ärzte und Offiziere kommen.) Ich brauche keine Ärzte. Beschäftigen Sie sich mit den Verwundeten, denen noch geholfen werden kann! Für mich ist alle Mühe umsonst.

Hardy. Ich hoffe nicht. Sollen wir die Schlacht abbrechen? Soll ich Collingwood rufen lassen?

Nelson. Erst nach meinem Tode geht das Kommando an ihn über. Bleiben Sie! Wie geht die Schlacht? Ich kann nicht mehr den Kopf heben.

Hardy. Die Schlacht geht gut. Wir haben dem Feind zwölf oder mehr Schiffe genommen. Keines von unsern Schiffen hat die Flagge gestrichen.

Nelson. O gut. Hardy, es geht schnell mit mir zu Ende. Komm näher zu mir! Ich bitte dich, sorge für Emma!

Hardy. Ich will alles tun. Aber der Arzt wird Sie retten.

Nelson. Nein, ich weiß, es ist vorüber. Ach, was wird aus der armen Horatia werden! Wie geht die Schlacht?

Hardy. Admiral, ich beglückwünsche Sie zum glänzendsten Siege.

Nelson. Das ist gut. Aber was ist das, ich fühle, daß ein Sturm kommt. Ankert, ankert! — Hardy, werft mich nicht über Bord! Sorgt für meine Horatia! Hardy gib mir darauf den Ab-

schiedskuß! — Gut, jetzt bin ich zufrieden. Ich habe meine Schuldigkeit getan. Wer ist da?

Geistlicher. Der Schiffsgeistliche, Admiral.

Nelson. Ach, Doktor, Sie wissen, was mich drückt. Ich hoffe, es mit meinem Tod gesühnt zu haben.

Geistlicher. Gott ist barmherzig.

Nelson. Und gerecht. Ich sterbe.

Arzt. Er stirbt im Hochgefühl des Sieges. Er hat vollendet.

Hardy. Mög er uns das beste seines Feuers und seiner eigenen Begeisterung hinterlassen! Die Feinde fliehen. Der Donner der Kanonen verhallt in der Ferne. — Ach, Admiral Collingwood, Sie kommen, das Kommando zu übernehmen!

Collingwood (kommt). Nelson tot! Wir haben nicht Zeit, an seiner Leiche zu trauern. Der französische Admiral wird eben als Kriegsgefangener hieher gebracht. Empfangen wir ihn seinem Rang und seinem Unglück gemäß.

Villeneuve (kommt) Admiral, ich überreiche Ihnen meinen Degen. Ich bin verzweifelt, daß der Tod, der den Sieger erfaßte, mich, den Besiegten verschont hat.

Collingwood. Sie haben Ihr Mißgeschick nur dem Genie und Feuer dieses Toten zuzuschreiben. Wir hatten beide schwere Verluste. Und sehen Sie, nachdem die Menschen ihre Wut erschöpft haben, greifen auch die Elemente ein. Der Donner der Kanonen weicht dem rollenden Donner des Sturmes, der Sieger wie Besiegte erzittern macht. Es ist zu spät zu ankern. Wir müssen das Unwetter auf offener See bestehen. Des toten Helden Geist regt noch im Scheiden das Element auf, das er so lange bezwungen hat. Aber ver-

gebens wähnt es, der Herrſchaft ledig zu werden.
Britannia wird dem Meer auch fürder noch befehlen.

Chor (zu Donner und Sturm).

Uns ſchlägt in Feſſeln kein Tyrann;
Und wenn's ein Übermütger wagt,
Dann ſpornt er unſern Mut nur an,
Bis Ruhm aus ſeinem Fall uns tagt.
Herrſch', Britannia, ob dem Meer!
See, gehorche, wie vorher!

6.

An der Taborbrücke bei Wien.

13. November 1805.

(Öſterreichiſche Soldaten, die Wache halten.)

Rummelpuff.

Himmel, Hölle, Tod und Teufel,
Was gibts wieder auf der Welt?
Hat Napoleon ohne Zweifel
Wieder alle Welt geprellt?
Wo Fortunas Sohn regieret,
Kann kein Heer der Welt beſtehn;
Wenn der Teufel kommandieret,
Muß das Reich zu Grunde gehn.
Öſterreich war nicht gerüſtet,
Preußen wagt ſich nicht ins Feld,
Bayern, Baden, Schwaben luſtet
Es, daß bald das Reich zerſchellt.
In Italien, Gift und Galle,
Liegt Erzherzog Karl ganz brach;
Mack geht in Napoleons Falle
Dort zu Ulm, o welche Schmach!
Ruſſen, unſre Bundsgenoſſen,
Saugen Land und Leute aus,
Brennen, morden. Ganz verdroſſen
Floh der Kaiſer vor dem Graus.

Wien, die Hauptstadt deutschen Landen,
Die noch nie ein Feind betrat,
Ist nun in der Feinde Banden,
Aufgelöst der Kaiserstaat.

Marketenderin.

Hört doch auf mit diesen Klagen!
Eben kam die Botschaft gar:
Die Franzosen sind geschlagen
In der Schlacht von Trafalgar.
All die schöne, große Flotte
Ist besiegt und hingemacht.
Der Franzose ward zu Spotte
In der größten Meeresschlacht.
Nelson, dieser Held und Degen
Hat sein Leben unverzagt
Selbst für uns dahin gegeben.
Ewig sei ihm Dank gesagt.

Rummelpuff. Ja, Kinder, das, was die Engländer bei Trafalgar getan haben, das werden wir hier an der Taborbrücke tun, die wir zu bewachen haben.

Soldat. Ei, wie so denn?

Rummelpuff. Erzherzog Karl wird sich hier, nachdem er siegreich aus Italien herangezogen, mit uns und den Russen vereinigen und die Franzosen vernichten. Ja, lacht nicht, Gelbschnäbel, glaubt es mir, dem Serschanten Rummelpuff! Vergeßt nicht, daß ich schon den siebenjährigen Krieg mitgemacht habe! Aber ich bin nicht nur von der alten Schule. O nein. Wißt, daß ich erst jüngst als Kundschafter in Frankreich war, um herauszubringen, was Napoleon vorhabe. Er, der neue Kaiser, wollte zuerst nichts anderes als die Vernichtung Englands. Darum rüstete er die große Flotte, darum zog er sein ganzes Heer am Ozean zusammen. Kaum war er im Lager von Boulogne

eingerichtet, als er eine Menge von Projekten prüfte, die den Zweck hatten, auf leichte und sichere Art die Landung in England zu bewerkstelligen. Doch keines dieser Projekte genügte. Da entschloß ich mich selber, mit einem Projekt hervorzutreten, das ihn noch länger dort beschäftigen und von uns ablenken könnte. Aber es war lange unmöglich, beim Kaiser Napoleon vorzukommen. Erst als er hörte, es sei Herr Rummelpuff, ein deutscher Gelehrter, von dem das neue Projekt stamme, empfing er mich eines Nachmittags in seinem Zelt. Und ich richtete an ihn das unwiderstehliche Kompliment: Sire, sagte ich, große und riesenhafte Dinge können nur von Leuten begriffen werden wie Eure Majestät, deshalb nehme ich mir die ehrfurchtsvolle Freiheit, mich an Sie zu wenden. Napoleon machte eine leise Bewegung mit dem Kopfe und ich überreichte ihm eine dicke Rolle Papier mit Goldschnitt, elegant mit schmalen blauen, roten und weißen Bändern geschmückt. Napoleon warf mir einen mißtrauischen Blick zu, aber bald nahm sein Gesicht wieder die gewöhnliche Ruhe an, er trat zwei Schritte zurück und sagte: Es ist gut, mein Herr; aber können Sie mir nicht rasch den Grundgedanken Ihres Projekts erörtern? — Sire, sagte ich, endlich ist der Augenblick gekommen, das treulose Element des Wassers zu erobern. Wenn der Ochs für den Menschen arbeitet, der Hund für ihn jagt, das Roß ihn in Gefechten trägt, warum sollte der Mensch es nicht versuchen, gewisse Klassen von Fischen und besonders die Delphine, Seehunde, Seekühe, Meerschweine zu gleichem Gehorsam abzurichten? — Oho, sagte der Kaiser, das ist etwas neues. Und er nahm langsam eine Prise Tabak. Ich fuhr fort. Um kurz zu sein, ich rief das Zeugnis der Naturgeschichte zu Hilfe, um die Intelligenz jener Tiere zu beweisen, die nicht dümmer seien

als das Kameel oder der Esel. Ich zitierte den alten Dichter Arion, der auf einem Delphin übers Meer geritten war, und schlug endlich vor, auf diese Weise eine Seekavallerie zu organisieren, die nach England reiten könne, wasserdicht und unverbrennbar.

Marketenderin. Und was erwiderte Napoleon?

Rummelpuff. Er winkte seinem Arzt und befahl ihm, mir den Puls zu fühlen. Sodann entließ er mich mit der Aufforderung, ich möge mich weniger mit seinen Angelegenheiten als mit meiner Gesundheit beschäftigen.

Marketenderin. Schade. Aber stille, da kommt General Fürst Auersperg.

Auersperg (kommt). Was ist das für ein lässiges Wesen hier auf dem wichtigsten Posten, von dem alle Entscheidung dieses Feldzugs abhängt?

Rummelpuff. Herr General, es sind alle Anstalten getroffen, dem Feind den Übergang zu wehren und die Brücke sogleich zu zerstören, wenn der Andrang der Feinde zu mächtig würde. Starke Batterien stehen auf dem andern Ufer.

Auersperg. Gut; aber nur keine Voreiligkeit! Es wäre eine tolle Verschwendung, ohne Not die Brücke zu zerstören.

Rummelpuff. Exzellenz, dort nähern sich Franzosen. Sollen wir feuern?

Auersperg. Sie scheinen in friedlicher Absicht zu kommen. Ich erkenne die Marschälle Murat und Lannes. Halt, meine Herren; was gibt es? (Die Marschälle kommen mit Truppen.)

Murat. O wir wollten nur über die Brücke spazieren, um die schöne Lage der Kaiserstadt zu bewundern. Sie wissen ja, Herr General, daß der Waffenstillstand abgeschlossen ist.

Auersperg. Sie verkünden mir, was ich sehnlich wünsche; aber es scheint mir kaum glaublich, nachdem —

Rummelpuff. Herr General, die französische Kolonne dringt auf der Brücke vor. Sie werfen das Pulver in den Strom. Man hintergeht uns.

Murat. Wie, General, Sie lassen in solchem Ton von einem Untergebenen mit sich sprechen? Ist das die so gerühmte österreichische Disziplin?

Auersperg. Meine Herren, ich kann als Edelmann nicht denken, daß so hochgestellte Männer sich zu einer Lüge herablassen. Somit glaube ich Ihnen. Dieser vorlaute Mann aber soll zur Strafe Arrest haben.

Lannes. Vorwärts, Freund Murat, die Brücke ist unser.

Auersperg. Was ist das? Halt, meine Herren! Gewalt? Verrat!

Murat. Das ist der Krieg. Es gibt keinen Waffenstillstand. Verzeihen Sie die List! Ohne sie wäre kein Franzose lebend und ungefangen nach Frankreich zurückgekehrt. Nun seid ihr verloren. Auf Wiedersehn in den Schlachtfeldern Mährens!

Auersperg. Weh mir, die Brücke unversehrt in Feindeshand! Sie marschieren im Sturmschritt hinüber. Der ganze Artilleriepark fällt ihnen zur Beute. Der Feldzug verloren, durch meine Schuld!

Rummelpuff. Mein General, bin ich frei oder arretiert? Ich kann Sie sicher dort unten über die Donau bringen und dann wollen wir dem weiteren entgegensehen. Es ist niemals nötig zu verzweifeln, selbst wenn wir noch einige solcher Feldzüge verlieren sollten.

7.

Lager der Verbündeten bei Austerlitz.

2. Dezember 1805.

Soldatenchor.

Lustig ist's Soldatenleben
Im Quartier und Feld daneben,
Wo regiert Gewalt und List.
Vivat, was soldatisch ist!
Uns verbrennt kein Dorf noch Haus,
Leben stets in Braus und Schmaus
Gut soldatisch in der Welt,
Auf des Regiments Unkosten
Zehrt der Mann auf seinem Posten,
Darum geht er frisch ins Feld.
Marketender, schaff herbei!
Tambor, Pfeifer, laßt euch hören,
Helft uns unsre Freud vermehren
Durch ein fröhlich Feldgeschrei!

Rummelpuff.

Es ist ein kalter Dezembertag,
Wo man wohl Wärme brauchen mag.
Wir sind nur in der Reserve; Potz Blitz,
Dort drunten wirds heißer bei Austerlitz!
Dort werden sich heut drei Kaiser schlagen.
Wer wird wohl siegen? Wer kann das sagen!
Doch gebt nun acht und sprechet leiser;
Da kommt der junge Russenkaiser.

(Zar Alexander kommt mit Kutusow, Dolgorukow und andern Generälen.)

Kutusow. Ich sage noch einmal, Majestät, daß es gefährlich war, die sichere Stellung von Olmütz aufzugeben und hieher der ganzen Macht des Franzosenkaisers entgegen zu ziehn.

Dolgorukow. Sie sind eben immer gegen kühnes Losschlagen, Kutusow.

Kutusow. Wer wird jetzt losschlagen, Fürst Dolgorukow, wo das Heer noch nicht beisammen ist? Warten wir doch auf Erzherzog Karl!

Dolgorukow. Wie, um ihm die ganze Ehre zu überlassen? Haben sich unsere Russen nicht schon bei Dürrenstein glänzend geschlagen? Was werden sie erst leisten, da der Zar in ihrer Mitte ist? Bisher hat Napoleon nur über die Österreicher gesiegt.

Alexander. Ja, und ich glaube, ihm ist bange vor uns; er will sich zurückziehen. Darum habe ich den Kaiser Franz nicht zur Beratung geladen, um nicht seine Bedenken zu hören. Er ist krank vor Kummer über den Fall Wiens. Wir müssen allein vorgehen.

Kutusow. Aber sehen Sie, da kommt trotz allem Kaiser Franz selber daher.

Kaiser Franz (kommt) Seien Sie gegrüßt, mein Bruder! Ich habe mich dem Krankenlager entrissen, um Sie noch einmal zu bitten, auf meinen Bruder, den Erzherzog Karl zu warten.

Alexander. Es ist schon zu spät, anders zu entscheiden. Die Schlacht ist nicht mehr rückgängig zu machen. Es war doch alles wohl überlegt.

Franz. Gewiß, aber Napoleon hat uns früher überfallen, ehe unsere Ausrüstung vollendet war. Sein Geist ist furchtbar. Er steht jetzt auf der Höhe seiner Kraft. Zudem führt er halb Deutschland gegen uns.

Dolgorukow. Eben kommt die Nachricht, daß die Franzosen alle ihre Vorposten zurückziehen. Ha, sie wollen uns entwischen!

Kutusow. O nein, sie wollen sich gewiß zum entscheidenden Schlage sammeln.

Alexander. Hören Sie die Kanonen!

Dolgorukow. Ein dichter Nebel bedeckt alles.

Franz. Die Sonne erhebt sich blutrot und majestätisch. Die Höhen steigen aus dem Nebel empor wie Inseln aus dem Meer. Ein scharfer Wind verscheucht nun auch die Nebelmassen aus der Tiefe.

Kutusow. Ha, sehen Sie, Dolgorukow, das französische Heer, das Sie umgehen wollten, ist dort vor uns und stürzt uns nun selber an die Kehle. Kommen Sie schnell, um neue Verfügungen zu treffen! (Die Kaiser und die Generäle gehen ab.)

Rummelpuff.

Ja, Brüder, da hört nur das schreckliche Knallen!
Wer weiß, wie die blutigen Würfel noch fallen!
Drei Kaiserkronen stehn heut auf der Schanze.
Wer wird sie verlieren beim blutigen Tanze? —
Doch seht, auf dem Rosse, was jagt da herbei?
Ein Weibsbild fast ohne Gewande? Ei, ei,
Das ist ja die Frau Marketenderin gar.
Geschwind einen Mantel! Es friert sie fürwahr.

Marketenderin.

O hört nur: ich hätte noch gern vor der Schlacht
Mein bißchen Erspartes ins Sichre gebracht.
Ich schlich aus dem Lager; da sah ich, hopp, hopp,
Einen feindlichen Reiter im vollen Galopp.
Schnell wollt ich hinunter ans Wässerlein gehn,
Die Börse verstecken. Gleich hat er's gesehn.
Er zog mir das Kleid aus: „Da steh nun und friere
Und halt mir den Zügel, du häßlich Getiere!"
Drauf ging er zum Bächlein, sah unter die Brücke,
Und holte den Beutel. Ich aber zum Glücke
Schwang mich auf das wiehernde Rößlein geschwinde
Und denkt nur, was ich dort im Mantelsack finde:
Ein tausend Dukaten. Hei, das war ein Tausch!
Mein Bettel, der zahlt ihm wohl kaum einen Rausch.

Rummelpuff.

Gute Frau, schnell in die Zelte,
Und ein wärmeres Gewand;
Sonst erfriert sie in der Kälte!
Wir sind nicht in Griechenland,
Wir sind keine Heidengötter
Wie man sie in Marmor schaut.
Nein, in solchem Hundewetter
Braucht man mehr als seine Haut. —
Aber während wir da tagen,
Ist geschehn die große Schlacht,
Die vor uns drei Kaiser schlagen
Mit der halben Erde Macht.
Schrecklich wogt es hin und wieder,
Keiner wankt und weicht im Feld,
Obschon tausendweis darnieder
Russe wie Franzose fällt.
Seht, die Russen auf den Seen,
Die schon dick gefroren sind!
Eilig wolln sie drüber gehen.
Doch da donnern schon geschwind
Die französischen Kanonen
Und zertrümmern all das Eis,
Daß die Russen ohne Schonen
Gleich ertrinken scharenweis.
Weh, so geht die Schlacht verloren!
Russen fliehen aus dem Feld;
Östreich, ihnen zugeschworen,
Steht umsonst und sinkt zerschellt.

Marketenderin.

Gott der Güte und der Gnade,
So viel armes Menschenblut
Ist geflossen! Welcher Schade
Ist geschehn an Hab und Gut!
O laß endlich Frieden werden,
Frieden und für lange Zeit,

Daß die Menschen auf der Erden
Ruhen von so vielem Streit!
(Zar Alexander kommt mit seinen Generälen.)

Alexander. Hier lassen Sie mich ruhen! Es ist zu viel! Ich kann nicht mehr weiter. O, ich möchte mich auf die Erde werfen und weinen. Welcher tiefe Fall nach siegesmutigster Stimmung! Wohin ist mein schöner Traum, Ordnung und Recht in Europa wiederherzustellen?

Dolgorukow. Der ganze Schlachtplan war zerrissen. Der Feind war nicht da, wo man ihn erwartet hatte. Und Sie waren auch nicht bei der Sache, Kutusow.

Kutusow. Wozu nun Vorwürfe! Es ist ein Unglück, das wieder gut gemacht werden kann.

Alexander. Wir sind ganz umzingelt. Napoleon hat Wunder gewirkt. Er war an Zahl geringer als wir, aber auf allen Punkten, wo er angriff, uns doch überlegen.

Kutusow. Das ist die Kenntnis des Kriegs und die Folge von dreizehn Jahren des Ruhms. Es ist seine vierzigste Schlacht. Aber es kommt an jeden die Zeit. An ihn und an Sie.

Alexander. Ich sehe nur Rettung im Bunde mit Frankreich.

Kutusow. Übereilen wir nichts! Sie sind noch zu sehr ergriffen.

Alexander. Nein, kommen Sie! (Er geht ab mit dem Gefolge.)

Rummelpuff.

Ei, Brüder, wißt ihr die Neuigkeit schon?
Der Kaiser Franz und Napoleon,
Die kommen daher, nicht den Hals sich zu brechen,
Nein friedlich über den Frieden zu sprechen.
Wahrhaftig, dort lenkt der Wagen schon ein
Mit Kaiser Franz und dem Liechtenstein

Und Schwarzenberg, den beiden Fürsten,
Die stets nach Ruhm und Ehre dürsten.
Und seht, Napoleon reitet dort
Mit zwei Marschällen her zum Ort.
Sie springen ab und gehn nunmehr
Dem Kaiser entgegen. Sie kommen her.
Nun schreit Vivat im Jubelton:
Franz lebe und Napoleon!

(Kaiser Franz und Napoleon kommen mit Gefolge.)

Franz. Ich bedaure, Sire, Sie hier in meinem Lande nicht besser als in unwirtlichen Zelten bewillkommen zu können.

Napoleon. Das sind die Paläste, die Sie mich zwingen seit drei Monaten zu bewohnen.

Franz. Der Aufenthalt bekam Ihnen gut genug, Sire, so daß Sie nicht Ursache haben, ihn mir vorzuwerfen.

Napoleon. Ich werfe Ihnen nur vor, daß Sie mich in meinen Plänen gegen England gehindert haben. Ich mußte siegen. Da ich es nicht gegen England konnte, warf ich mich auf Sie. Sie hinderten mich, London zu nehmen und haben Wien geopfert. Sie haben Erzherzog Karl nach Italien gesendet und sind in den gleichen Fehler verfallen wie Ihre Vorgänger, die Hohenstaufen.

Franz. Was war zu tun, da Sie mir meine Reichsfürsten abwendig machten!

Napoleon. Geben Sie den Traum des deutschen Reiches auf! Es gibt keine deutsche Nation. Das habe ich Ihnen bewiesen.

Franz. Doch nicht so ganz. Sie verdanken Ihre Erfolge Zufällen und Listen wie jener an der Taborbrücke.

Napoleon. Sie haben freilich bei Austerlitz mich nicht überlisten können.

Franz. Und doch werden Sie uns so lange das Kriegen lehren, bis wir Sie doch endlich besiegen.

Napoleon. Vielleicht, wenn Sie mich das Verlieren lehren.

Franz. Ich hoffe, daß Sie uns nicht zu harte Bedingungen stellen. Wir haben uns bisher nur um Nüsse gebalgt, aber wenn es sich um unsre Existenz handelte, dann —

Napoleon. Ich werde Preußen nicht den Gefallen tun, Österreich zu vernichten.

Franz. Und Alexander, mein Verbündeter?

Napoleon. Er ist von zwanzig dummen Jungen umgeben, die ihn zugrunde richten. Aber ich werde Großmut üben und ihm mit einigen guten Ratschlägen nützlich sein.

Franz. Das weitere wollen wir unsern Räten überlassen. Wo soll die Vereinbarung stattfinden?

Napoleon. Ich lade Ihre Bevollmächtigten zu mir nach Schönbrunn.

Franz. Mögen sie uns dauernden Frieden verschaffen. Aber wenn Sie das deutsche Reich für zertrümmert halten und den deutschen Kaiser seiner Krone berauben, so werden Sie das ganze deutsche Volk zum Bewußtsein seiner nationalen Ehre erwecken und alle Ihre Erfolge selber gefährden.

Napoleon. Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Der ganze Geist des deutschen Volkes steht bei mir, bei der Revolution, beim Erfolg, nicht bei Ihnen, beim alten Reich. Fügen Sie sich der neuen Zeit! Sie werden die Richtigkeit meiner Berechnungen anerkennen müssen.

Franz. Für heute vielleicht, aber nicht für die Zukunft. Ich berufe mich auf diese. Noch steht Preußen unbesiegt. Ich sehe da dessen Gesandten nahen und überlasse ihm das Wort. (Franz mit seinem Gefolge ab.)

Duroc. Sire, der preußische Gesandte Haugwitz.

Haugwitz (kommt). Ich komme, Sire, Sie im Namen des Königs von Preußen zu Ihrem Siege zu beglückwünschen.

Napoleon. Das Glück hat die Adresse dieses Glückwunsches verändert. Er war Österreich vermeint. Ich kenne Ihr Doppelspiel. Ich sollte sogleich auf Berlin zu marschieren.

Haugwitz. Die Verhältnisse haben uns allerdings gezwungen —, aber das kann ausgeglichen werden.

Napoleon. Gut, wenn Sie nicht sogleich den Krieg wollen, so gehen Sie auf meine Bedingungen ein! Ja oder nein!

Haugwitz. Ich kann nicht mehr nein sagen.

Napoleon. Nun gut. Auf Wiedersehn in meinem Hauptquartier, das weitere zu besprechen. (Haugwitz ab.) So steht denn Österreich allein. Es muß die Kaiserkrone ablegen. Ich will ihm Bedingungen stellen, die es für immer erschöpfen sollen. Dann sei unsre Rechnung mit Preußen berichtigt. Nun aber wollen wir die Siegesbotschaft von Austerlitz nach Paris senden.

Duroc. Ihre Soldaten, Sire, nennen es die Dreikaiserschlacht.

Napoleon. Vortrefflich. Des zum Andenken lassen Sie eine Denkmünze prägen, welche die drei Adler von Frankreich, Österreich und Rußland zeigt!

Duroc. Und wie soll der Siegende ausgezeichnet werden?

Napoleon. Die Nachwelt wird schon zu unterscheiden wissen.

8.

Wien, vor der Burg.

6. August 1806.

(Die Kaiserin und ihre Tochter, die fünfzehnjährige Marie Luise.)

M. Luise. Welch herrlicher Sommermorgen! Und dabei zu denken, daß die ganze Stadt Wien ihn verschläft, während wir schon von einem Spaziergang in die Burg zurückkommen.

Kaiserin. Wer früher aufsteht, der beherrscht die Welt. Das hat uns leider Napoleon gelehrt, als er schon um Mitternacht zur Schlacht auszog. Wir haben nun, Gott sei Dank, keinen Krieg mehr; aber auch im Frieden gilt derselbe Grundsatz. Du wirst es schon noch einst erfahren, wenn du als Kaisertochter die Fürstin irgend eines Landes sein wirst.

M. Luise. Nein, liebe Mutter, ich bin gar nicht so herrscherhaft wie du, die würdige Enkelin Maria Theresias, die treue Beraterin meines lieben Vaters. Wenn es schon einmal geheiratet sein muß, dann wirst du mir ein liebes, gutes, kleines Männchen aussuchen, das keine große, bedeutende Frau braucht, etwa einen Vetter Erzherzog, der sich um die großen Sachen der Welt nicht zu bekümmern hat.

Kaiserin. Gott gebe dir ein solches Glück! Du verdienst es und taugst dafür. Aber wenn dich das Geschick auf eine gefährlichere Höhe stellen sollte, dann gedenke deiner Mutter und deiner großen Ahnin, meine liebe Marie Luise!

M. Luise. Kehren wir in die Burg zurück. Der Spazierweg füllt sich schon mit Leuten, die uns anstarren. Das macht mich verlegen. (Sie gehen in die Burg. Es kommen Gentz, Adam Müller und Hormayr.)

Gentz. Das war die Kaiserin mit der jungen Erzherzogin Maria Luise. Sie haben schweres

durchgemacht. Napoleon hat die ihm gefährlichste Dynastie tief gedemütigt und geschwächt.

Müller. Je höher er steigt, um so ungebändigter wird sein Ehrgeiz. Er hat das deutsche Reich vernichtet, er will Herr der Welt sein. Er sieht die französische Revolution, dies Warnungszeichen für die Könige, nur als ein Ereignis an, daraus er seinen Nutzen zieht.

Hormayr. Und da schwärmen noch Deutsche von dem Tyrannen, der jeden Schrei nach Freiheit verachtet!

Gentz. Er macht aus der Geschichte ein bloßes Glücksspiel, er macht Völker und Könige zu Knechten seines Ehrgeizes. Er ist mehr gigantisch als groß.

Müller. Er ließ mit der Kriegserklärung drohen, wenn Franz noch länger am Kaisertitel festhalte, nachdem doch der Rheinbund zur französischen Satrapie geworden.

Hormayr. Damit treibt er die Verzweiflung Österreichs auf die Spitze, gibt Preußen Anlaß zur Furcht, und erzieht sich in den Rheinbundfürsten doch nur künftige Feinde. O meine Freunde, laßt uns trotz allen Jammers dieser Zeiten von der Zukunft alles hoffen! Für sie zu arbeiten, sind wir hier vereinigt.

Ein Lied in höherm Tone
Fühl ich die Brust durchziehn:
Die alte Kaiserkrone
Ist noch im Schatz zu Wien,
Die Krone Karls des Großen,
Der haust im Untersberg,
Verzaubert und verstoßen
Bei Riesen und Gezwerg.
Der wird noch mit den Schätzen
Des alten Reichs ausziehn

Und sich die Kron' aufsetzen,
Die Rom ihm einst verliehn!

(Sie gehen ab. Es kommen der Seidenhändler Grob und seine Frau Anna, deren siebenjähriges Töchterlein Therese und die beiden Tanten Euphrosyne und Sophronia.)

Anna. Daß uns dein Freund, der alte Serschant Rummelpuff, wieder im Stich lassen wird, hab ich mir gedacht. Da haben wir eine Verabredung zu einem Spaziergang auf den Kahlenberg gemacht und er kommt nicht. Aber ich kann diesen Großsprecher nicht leiden, den du da vor kurzem als Verwundeten in Pflege genommen hast.

Euphrosyne. O meine Nichte Anna, du hast eben keinen Sinn für einen deutschen Helden. Ich hab dich umsonst das Lied des herrlichen Klopstock gelehrt:

Ich bin ein deutsches Mädchen,
Mein Aug ist blau und sanft mein Blick,
Ich hab ein Herz,
Das edel ist und gut.

Sophronia. Und umsonst hab ich dir von meinem göttlichen Wieland den Hippogryphen satteln lassen zum Ritt ins alte romantische Land.

Anna. Daß ich ein deutsches Mädchen bin, das hab ich bewiesen, meine lieben Tanten, als ich auf euren Befehl diesen deutschen Mann und Seidenhändler vom Lichtentalergrund geheiratet und mir den windbeuteligen Franzosen aus dem Sinn geschlagen habe.

Grob. Wenn nur der Rummelpuff käme! Der ist mir mit seinen Soldatengeschichten lieber als der herrliche Klopstock und der göttliche Wieland.

Therese. Da kommt er, Mama!

Euphrosyne. „Ha, dort kömmt er, mit Schweiß, mit Römerblute, mit dem Staube der

Schlacht bedeckt. So schön war Hermann niemals! So hat's ihm nie von den Augen geflammt!"

Sophronia. Wahrhaftig, er sieht aus, als hätte er Oberon und Titania zum Klang von Hüons Horne tanzen gesehen.

Grob. Alter Freund, wie schaust du denn aus? Ist dir etwas zugestoßen?

Rummelpuff. Ja, das Unerhörteste. Als ich heut so um Mitternacht aus dem Wirtshaus zur großen Tabakspfeife komme und vor der Peterskirche vorbeigehe, was seh' ich, was hör' ich? Die ganze Kirche ist erleuchtet und aus ihr tönt ein Gesang hervor, wie ich noch keinen gehört, ein Gesang wie von eisernen Kehlen und ehernen Posaunen. Dann dröhnte die Orgel, das Tor sprang auf mit Donnergekrache und —

Euphrosyne. O Gott, wer trat heraus?

Rummelpuff. Zuerst trat noch niemand heraus; dann aber wallte und strömte und wogte es aus der Kirche, daß es mir schier undenkbar schien, es könnten so viele darin Platz gehabt haben, alte Krieger mit grauen Bärten, in vermoderten Wämsern und verrosteten Rüstungen, Bannerträger mit zerfetzten Fahnen, Fürsten mit verbogenen Kronen. Endlich trat eine Riesengestalt auf die Stufen des Kirchenportals, es ging ein Summen und Murmeln durch die Menge und dann erhob einer zur Linken des Herrschers ein elfenbeinern Horn und stieß hinein. Und einer, der zur Rechten stand, rief mit furchtbarer Stimme: Stille für Kaiser Karl den Großen! Da ließ dieser seine Augen unter den dichten Augenbrauen über den ganzen Platz hinblitzen und begann eine Rede, wie er vor gerade tausend Jahren hier gewesen, die Kirche gegründet, das Reich verteidigt und gemehrt, wie seitdem die Krone nie vom deutschen

Stamm gewichen. Nun aber falle das Reich zusammen, die Fürsten hätten sich vom Kaiser losgesagt und der Feind habe ihn bezwungen. Darum sei er nun mit ihnen allen aus dem Untersberg bei Salzburg daher gezogen in die Kaiserstadt, habe vom Erzbischof Turpin noch eine letzte Messe lesen lassen und nun wolle er zur Kaiserburg gehen und dort die Kleinodien des heiligen Reichs aus der Schatzkammer holen, um sie wieder in den Untersberg zurückzunehmen.

Sophronia. Wie schrecklich, grauenvoll und gruselig!

Rummelpuff. Schon wollte der Kaiser aufbrechen, da packte ihn der Erzbischof am Arm und sprach: Nicht so, Kaiser Karl! Krone und Szepter gehören den Lebenden, nicht den Toten. Du, großer Kaiser, kehr mit uns in den Wunderberg zurück, wo uns Gott zu geheimnisvollen Taten aufspart! Die Krone aber laß hier! Denn so gewiß Gott jetzt die Säumigkeit der Menschen an ihr straft, so gewiß wird er zum Lohn der Tüchtigkeit dereinst das deutsche Reich wieder aufs neue erwecken. Darauf erfolgte ein Gerassel mit Schwertern und Schilden, ein Hornstoß, ein Schlachtruf und —

Euphrosyne. Nun, was geschah dann?

Rummelpuff. Da trat ich selber vor und sagte: Nehmt auch mich mit in den Untersberg, denn auch mir behagt es nicht mehr auf dieser elendiglichen Welt.

Sophronia. Um Gottes willen, was fiel Ihnen ein?

Rummelpuff. Sie haben recht, es war unvorsichtig. Denn alsbald ertönte es von allen Seiten: Hier ist ein lebendiger schnöder Schuft! Rächt euch an dem Horcher und Gaffer! Und es

hagelte Püffe auf mich Armen, so daß ich zu Boden sank und in Ohnmacht fiel. Ich erwachte erst —

Anna. In Ihrem Bett, wo Sie das alles geträumt haben.

Rummelpuff. Ja, in meinem Bett, wohin mich offenbar diese Geister geschleppt hatten, um kein Aufsehen mit der Nachtpolizei zu machen.

Grob. Merkwürdiger Traum! Was er nur zu bedeuten hat? Aber da schaut einmal! Was laufen denn die Leute zusammen? Trompeten tönen von der Burg her, und da tritt gar ein Herold auf den Balkon. Stille! Hört!

Herold. Im Namen des Kaisers Franz von Österreich, Königs von Böhmen, Ungarn und Jerusalem! In Anbetracht der Trennung der vorzüglichsten Reichsstände vom Reich sind wir es unserer Würde schuldig, auf die Krone des deutschen Reiches zu verzichten. Wir erklären das Band des Reichskörpers als gelöst und alle Pflichten, die daran haften, für aufgehoben. (Trompeten. Der Herold geht ab.)

Rummelpuff. Also das war die traurige Erfüllung meines Traums? (Die drei Freunde kommen.)

Gentz. Das Reich ist gefallen; aber es soll einst wieder herrlich emporsteigen!

Müller. Laßt uns dafür von der festen Grundlage heiliger Überlieferung aus mutvoll wirken!

Hormayr. Ja, laßt uns der Heimat Gesetzgeber, Krieger, Sänger erwecken! Laßt uns für den großen Entscheidungskampf alle Waffen des Geistes vorbereiten, die keine List und Strategie unsern Händen entwinden soll!

9.

Gasse in Braunau.

26. August 1806.

(An einem Tisch vor einem Wirtshaus sitzen Offiziere in französischer Uniform. Ein Bürger geht vorüber.)

Bürger. Nicht einmal den Stammtisch eines ehrlichen Braunauer Bürgers respektieren diese französischen Eindringlinge.

Offizier. Heda, bester Herr, setzt euch nur zu uns! Wenn wir auch mit Stolz die französische Uniform tragen, so sind wir doch gute deutsche Landsleute. Und überdies ist jetzt Friede.

Bürger. Jawohl, Friede, aber unsre gute Stadt Braunau ist noch immer voll Kriegslärm, Napoleon hat sie zur Festung gegen Österreich gemacht. Unsre Kinder kehren als Franzosen aus dem Krieg zurück, in den sie als Österreicher gezogen sind. Alles geht auf unsre Kosten. Da liest man in der Zeitung, daß jeder König von Europa in Paris seinen Palast haben müsse, um zur Huldigung zu kommen, wenn Napoleon es gebietet. Sein Hof ist prunkvoller geworden als der der früheren Könige. Wir Deutsche müssen alles zahlen, sein Heer erhalten und vermehren.

Offizier. Ei, wir müssen uns eben daran gewöhnen, Franzosen zu werden. Deutschland ist nicht mehr. Aber Napoleon hält viel auf uns Deutsche, bleibt gern im Lande und schmeichelt uns. Niemals stand Deutschland so geehrt da vor aller Welt.

Bürger. Im Gegenteil, mir erscheint jetzt Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Das hat ein unbekannter Autor in einer Flugschrift trefflich erörtert.

Offizier. Ich will davon nichts gehört haben. Ihr scheint nicht zu wissen, daß es Hoch-

verrat ist, diese Schrift zu verbreiten. Es ist hier in Braunau ein Militärgericht eingesetzt worden, das darüber zu erkennen hat.

Bürger. Man wird doch nichts herausbringen.

Offizier. Aber was ist denn da los? Was bedeutet dies Gedränge?

Zweiter Bürger (kommt). Was man nicht für möglich gehalten hat, ist eingetroffen. Der Buchhändler, der jene bekannte Flugschrift gegen Napoleon drucken ließ, Palm heißt er, ist in Nürnberg verhaftet worden. Man hat ihn hieher an den Sitz des Kriegsgerichts gebracht. Könnte man nichts für ihn tun?

Offizier. Warum ließ er sich in so gefährliche Dinge ein? Das ist Sache der Regierungen.

2. Bürger. Es steht ja sonst nichts in der Schrift, als eine wahrheitsgetreue Schilderung der Bedrückungen des Volkes.

Offizier. Schlimm genug. Wer hat ihn angezeigt?

2. Bürger. Französische Offiziere in Augsburg.

Offizier. Man wird die Sache nicht ruhen lassen, bis ein Opfer gefallen ist. Aber er braucht ja nur den Verfasser zu nennen und sich auszureden, daß er vom Inhalt der Schrift keine Kenntnis nahm.

2. Bürger. Das will er nicht. Er verweigert jede Auskunft. Er will in seinem Edelmut keinen andern ins Unglück bringen.

Offizier. Da handelt er als Ehrenmann, das geb ich zu, aber nicht zu seinem Vorteil. Da kann man ihm nicht helfen.

1. Bürger. Ach, seht, da bringt man ihn schon zur Hinrichtung. Trommeln begleiten seinen Todesgang. (Man sieht in der Ferne den Zug.)

O Palm, du wackrer Deutscher,
Was hast du denn getan,
Daß dich will lassen erschießen
Der Kaiser in wütigem Wahn?
Hättst du den Freund verraten,
Wärst du ein freier Mann.
Hast es nicht mögen bekennen;
So mußt du selber dran.
Auf einem Ochsenkarren
Wirst du hinausgebracht,
Als wie's der Schinder zum Wasen
Mit seinem Viehe macht.
Dreitausend Mann Franzosen
Die stehn schon aufmarschiert,
Dazu mit brennenden Lunten
Auf den Wällen Kanonen postiert.
Die Schützen mit blanken Gewehren
Erwarten das Gebot.
Sie kommandieren Feuer —
Du liegst im Blute rot.
Schlaf wohl, schlaf wohl, du Armer,
Schlaf wohl in kühler Erd!
Es kommt ein Tag der Rache
Für dich und unser Schwert!

Ein Priester (kommt). O nie wird aus meinem Gemüt das Andenken an den Tod des Tapferen schwinden.

2. Bürger. Sie waren bei ihm?

Priester. Ja, ich wurde gerufen, ihn auf sein Ersuchen zum Tode vorzubereiten. Er zeigte sich als ganzer Mann und ergab sich mit hohem Mut in sein bitteres Schicksal. Vergebens waren die Bitten der Frauen und Kinder, die, eben aus der Kirche kommend, den General anflehten.

1. Bürger. Ein Schrei des Entsetzens wird durch Deutschland hallen. Das also ist die Ge-

rechtigkeit des Mannes, von dem so viele das Heil der Welt erwarten? Ein Todesurteil ohne Geständnis, ohne rechte Anklage, ohne Verteidigung! Wer ist da sicher? Das ist die Justiz der Schreckenszeit.

Priester. Ja, die Revolution erscheint hier wahrlich als das Vorspiel des Weltgerichts. Die höllischen Gewalten sind von höchster Hand losgelassen. Soll der große, dauernde Schrecken nur dazu dienen, die Welt und edlere Geister zu läutern und zum Ende vorzubereiten? Wird das noch unbezwungene Preußen länger diese deutsche Schmach dulden? Werden sich die besten deutschen Geister noch immer nicht ermannen? O kommt, laßt uns an Palms Grabe unsere Hände zum Lenker der Gerechtigkeit erheben!

10.

Weimar. Vor Goethes Haus.

14. Oktober 1806.

(Ein Hofherr und der Maler Meyer.)

Hofherr. Gut, daß ich Sie treffe, Professor Meyer. Hören Sie den Kanonendonner? Er scheint von Jena herüber zu kommen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es dort oder sonst wo in der Umgebung unsres lieben Weimar zur entscheidenden Schlacht der Preußen mit Napoleon kommt. Der Hof ist bereits abgereist. Nur die Herzogin Amalie ist geblieben. Wenn die Manner ausgespielt haben, dann kommt die Reihe ans schwache Geschlecht. Ich gehe auch mit den mir anvertrauten Schätzen ab.

Meyer. Halten Sie denn, Herr Baron, eine Niederlage für möglich?

Hofherr. Das kaum. Bisher hat Napoleon nur über die Schwäche Österreichs und die Unwissenheit der Russen triumphiert. Aber jetzt bekommt er es mit dem Heer Friedrichs des Großen zu tun. Der Bonaparte verdient nicht einmal, Korporal in der preußischen Armee zu sein. Die französischen Generäle sind nur Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution groß geworden. Nur zur Sicherheit will ich meine Maßregeln treffen. Den Geheimrat Goethe hätte ich gern mitgenommen. Er setzt sich als Mitglied der Regierung möglicherweise Unannehmlichkeiten aus. Sagen Sie ihm, daß ich noch eine Viertelstunde mit dem Wagen vor dem Schloß warte.

Meyer. Wollen Sie ihn nicht selber sprechen? Wir stehn vor seinem Haus.

Hofherr. Nein, mir ist's peinlich, das Haus zu betreten, wo er mit dieser ehemaligen Fabrikarbeiterin, der Jungfer Vulpius, zum Skandal der Residenz zusammen wohnt. Ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, das Mensch anreden zu müssen. Adieu. (Er geht ab.)

Goethe (kommt). Haha, Freund Meyer, ich habe alles gehört. Wollte nur eben ein wenig dem Kanonendonner lauschen.

Meyer. Sie müssen eilen, Exzellenz!

Goethe. Pah, ich bleibe. Ich bin keinem Schicksal ausgewichen. Nun laßt uns einmal, wenn es sein muß, Flucht, Plünderung, Mord, Brand und Zusammenbruch erleben. Sagen Sie doch als Künstler, ob es nicht ein herrliches Schauspiel ist, dieses glänzende Ungeheuer Napoleon mit theatralischem Effekt über die Bühne der Welt schreiten zu sehen! Ich begreife nicht, daß ihn die Jünger Klopstocks als Höllensohn, als Antichrist, als Fürsten der Finsternis darstellen. Gewiß, er hat etwas Dämonisches, er ist ein Übermensch, ein Kom-

pendium der Welt. Persönlichkeit ist alles; Napoleon zeigt das.

Meyer. Aber dabei verachtet er jede Persönlichkeit.

Goethe. Er kennt eben die Menschen. Er hat vielleicht zuerst die Tugend gesucht, sie nicht gefunden und an ihrer Stelle die Macht genommen. Er hat gelernt, daß die Welt dumm ist; das nutzt er aus.

Meyer. Ob er sich selber so erkennt?

Goethe. Selbsterkenntnis! Der Mensch ist ein dunkles Wesen; er weiß nicht, woher er kommt, wohin er geht. Ich kenne mich auch nicht, und Gott behüte mich davor!

Meyer. Das mag so bei allen Genies sein.

Goethe. Genie? Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich selbst nicht gestatten, nämlich daß einmal einer ganz sein darf, was er ist. So ist auch der Napoleon ein Kerl, sein Leben das Schreiten eines Halbgotts von Schlacht zu Schlacht.

Meyer. Hat er aber die Franzosen glücklich gemacht?

Goethe. Nun, uns kanns recht sein, wenn dieser grüngelbe Korsikaner den impertinenten rechthaberischen Franzosen, gegen die man sonst nicht aufkommt, so derb aufs Maul geschlagen hat.

Meyer. Aber Deutschland und das Reich!

Goethe. Patriotismus? Für uns sind nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung. Das liebe heilge römische Reich, wie hält's nur noch zusammen!

Meyer. Aber soll uns nicht jetzt das Schicksal der Preußen nahegehen?

Goethe. Ich hege keine große Zuneigung zu ihnen, zu ihrer Überhebung, ihrer widerspruchslustigen Hartnäckigkeit. Die edlen Preußen hätten

die beiden Gretchen Weimar und Jena längst gerne zerstört.

Meyer. Nun, das kann jetzt durch diesen ehrgeizigen Tyrannen gar wohl geschehen.

Goethe. Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie die Natur. Napoleon ist ein Gottesgericht und nur ein Gottesgericht kann ihn wieder zermalmen.

Meyer. Dieser Rolle müßten wir uns erst würdig machen.

Goethe. Gewiß; wir alle haben vielleicht bisher zu sehr mit Werther geschwärmt, mit Faust geirrt. Es ist aber Zeit, daß Wilhelm Meister endlich die Lehrjahre abtue, daß Werthers Schatten dem neuen Jahrhundert zurufe: Du sei ein Mann und folge mir nicht nach! Es ist Zeit, daß Faust sich vom Irdischen zum Ewig-Weiblichen wende, daß der Herr seine Wette gegen den Teufel gewinne. Wir haben da alle eine gewisse Schuld auf uns. Aber unser Werk ist noch nicht abgeschlossen. Der schlafende Epimenides wird noch erwachen.

Meyer. Aber, Exzellenz, sehen Sie die Bewegung! Preußische Reiter jagen hastig durch die Gassen. Sollte die Armee doch ein Unglück betroffen haben?

Goethe. Dort kommt ja unser Freund, Baron Eduard, bestaubt und pulververbrannt, in zerrissener Uniform. Er scheint erschöpft; er sieht sich um.

Eduard (kommt). Sind Sie es wirklich, Herr von Goethe? Ich komme aus der Schlacht. Sie ist verloren. Ich bin in die Flucht mit fortgerissen worden. Ich verschmachte. Können Sie mir nicht einen Trunk verschaffen?

Meyer. Sogleich. (Er geht ins Haus und bringt Wein.)

Goethe. Aber kommen Sie doch herein, Baron!

Eduard. Nein, ich muß gleich weiter. Lassen Sie mich nur einen Augenblick auf Ihrer Bank ausruhen und Ihnen erzählen, was mich in diesen Krieg trieb. Sie wissen, daß ich vor kaum einem Jahr mit Charlotten, meiner Jugendliebe, in später Ehe mich verband. Doch ach, wir fühlten es erst zu spät, daß wir uns entfremdet waren. Charlotte hatte wohl guten Grund, einen meiner Freunde höher zu schätzen als mich, und mich Toren ergriff eine unbändige Leidenschaft zu Ottilien, der zarten Nichte meiner Frau. Ich schlug meiner Gattin die Scheidung vor, aber sie willigt nicht ein aus Rücksicht auf das Kind, das uns ein unseliges Schicksal versprochen hat. In Verzweiflung über meine Lage, suchte ich im Krieg den Tod, fand aber nur die Schmach. Doch ich fühle sie kaum, da mich alles wieder, wie mit einer Art chemischer Wahlverwandtschaft, zu Ottilien hinzieht.

Goethe. Nein, Baron, es ist Ihre Pflicht, Ihre Leidenschaft zu besiegen und den Ehestand, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft, nicht zu untergraben. Sie können die Schuld, die Sie gegen Ihre Gattin haben, nur durch die Ewigkeit abtragen, mag Ihnen daraus auch Unbequemlichkeit und Zwang erwachsen.

Eduard. Ich staune, solche Worte aus dem Munde des Dichters zu hören, der uns durch seine Werke von allen Philisternetzen befreit hat.

Goethe. Da haben Sie mich ganz mißverstanden, und ich wundere mich nicht, daß eine Generation, die von solchen Grundsätzen beherrscht wird, zusammenbrechen muß, wie wir es heut erleben.

Eduard. Wenn wir Sie mißverstanden haben, dann war es Ihre Schuld, Herr von Goethe,

weil Sie sich mißverständlich ausgedrückt haben. Sie demonstrieren ja auch noch immer vor ganz Deutschland die Lehre der ungebundenen Liebe, da Sie mit dem Mädchen leben, das Sie nie zu Ihrer Gattin machen wollen und können. Wir haben uns also gegenseitig nichts vorzuwerfen. Aber lassen Sie uns in Freundschaft scheiden! Ich muß eilen. Dort kommen schon die Franzosen. (Ab.)

Meyer. Ha, der unverschämte Geck! Was hat er da von Wahlverwandtschaften gefaselt?

Goethe. Dilettantismus. Das gehört in die Chemie, nicht ins moralische Leben.

Meyer. Aber sehen Sie, da kommt der Professor Hegel aus Jena ohne Hut hergelaufen. Wohin, Herr Professor?

Hegel (kommt). Die Franzosen plündern in Jena. Ich entfloh vor ihrer Habsucht und habe nichts anderes gerettet als dies Manuskript, mein neues philosophisches System, die Phänomenologie des Geistes.

Meyer. Ei, diese verteufelten Franzosen!

Hegel. Schelten Sie nicht! Napoleon ist der Weltgeist, der zur Erscheinung kommt. Alles was ist, ist vernünftig. Aber ich habe Eile. (Ab.)

Meyer. So laufen Sie und lassen es schnell drucken! Nun muß ich aber selber nach meinen Kunstsachen sehen. Auf Wiedersehen, Exzellenz! (Ab. Es kommen einige französische Soldaten.)

Soldat. Das da scheint ein gutes Haus zu sein. Da klopfen wir an. He, der Wirt steht schon davor. Bon jour, monsieur! Wir sind Landsleute, Elsässer, aus der Gegend von Sesenheim bei Straßburg. Gib her, Alter, was du zu essen hast!

Goethe. Eure Heimat kenne ich wohl. — Christiane, hole Wein und Schinken! Komm nur, fürchte dich nicht!

Soldat. Nein, die dicke Trampel braucht sich vor uns nicht zu fürchten; wir sind andere Kost gewöhnt. Aber daß sie sieht, daß ich nicht stolz bin, will ich ihr ein Küßle geben.

Christiane (mit Speisen) Fort, du Tier!

Soldat. He, die ist resolut! Wir gehn gleich. Nur Geduld!

Goethe. Gib ihnen Geld!

Soldat. Ah, das ist zu wenig. Wir sind keine Bettler, wir gehören zur Grande Nation, zur Grande Armée. Wir requirieren für den Kaiser.

Goethe. Wie, Raub? Wißt ihr, wen ihr vor euch habt!

Christiane. Ich will ihnen heimweisen! Fort, Bagage! Hilfe!

Soldat. O die pufft und schreit! Die ist bös! Und da kommt gar der Marschall Ney. Schauen wir, daß wir wegkommen! (Ab.)

Ney (kommt). Setzt den Räubern nach! Sie sollen exemplarisch bestraft werden. Mein Herr, Sie sollen Genugtuung haben. Wer sind Sie?

Goethe. Weimarischer Staatsminister.

General Augereau (kommt). Vielleicht Monsieur de Goethe? Ich habe für Sie Schutzbefehle ausstellen lassen. Ich bitte Sie, ganz ruhig zu sein. Sie werden nur die Güte haben, vierzig Mann zu beherbergen und außerdem den liebenswürdigen Herrn Denon, Generalinspektor der Künste in Paris. Ich eile dem fliehenden Heere nach. Nach Berlin! (Die Generale gehen ab.)

Denon. Wir kennen uns schon von Italien her, Monsieur Goeth. Es ist hier meine Aufgabe, die besten Kunstsachen aus den eroberten Städten auszuwählen und nach Paris zu schaffen. Sie werden mir dabei gewiß helfen können. Ich will indes Ihrer freundlichen Wirtin auf mein Zimmer

folgen; denn ich bin müde. (Alle ab. Goethe allein. Nach einer Pause kommt)

Oberkonsistorialrat Günther. Ach, Exzellenz, ich komme aus dem Schloß. Sie können sich das Unglück gar nicht ausdenken! Wie Napoleon die edle Herzogin angeherrscht hat! Aber was ist Ihnen denn? Sie scheinen ganz entrückt? Dichten Sie?

Goethe. Herr Konsistorialrat, ich teile Ihnen hiemit meinen Entschluß mit, die Frau zu ehelichen, die seit Jahren an meiner Seite steht, die sich auch heut in diesen Stunden der Prüfung bewährt hat, wo die Kanonenkugeln über mein Dach flogen, der Feuerschein von brennenden Häusern in meine Wohnung leuchtete und gewalttätige Kriegsknechte mein Leben bedrohten. Ich will ihr alle Ehren erweisen, sie vor dem Altar als die meine anerkennen, und darauf halten, daß jeder andre das gleiche tue.

Günther. Edler Mann, ich beglückwünsche Sie zu diesem Entschluß. Er wird für die ganze Nation von Bedeutung sein. Sie, sonst in allem groß, mußten auch hierin groß handeln.

11.

Tilsit. Ein Saal.

6. Juli 1807.

(König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Königin Luise.)

König. Vergib, teuerste Luise, daß ich dich bewog, hieher nach Tilsit zu kommen. Aber, vielleicht gelingt es doch diesem Zauber, den rauhen Sieger milder zu stimmen, der Preußen und mich vernichten will.

Königin. Gerne brachte ich, die Königin, dem Vaterlande das Opfer, als Bittende dem Mann

gegenüber zu treten, der mich so verhöhnt hat. Aber komm ich nicht zu spät? Ist nicht bereits alles abgeschlossen? Zar Alexander ist der Freund Napoleons geworden —

König. Ja, aber ich hoffe, daß er mein Fürsprecher bei Napoleon ist. — Ein Wagen fährt vor. Napoleon kommt. Es ist besser, ich lasse dich mit ihm allein. Ich lege das Schicksal unseres Hauses in deine Hand. Sei stark, Luise!

Königin. Deinetwillen, des Vaterlandes, unserer Kinder willen, ja. Er komme! (Der König durch eine Seitentüre ab. Napoleon kommt.)

Napoleon. Madame, ich habe mich beeilt, sofort auf die Nachricht Ihrer Ankunft mich zu Ihnen zu verfügen, um Ihnen meinen Besuch abzustatten.

Königin. Sire, es ist mein trauriges Schicksal, Sie hier an diesem Ort zu empfangen, über den ich als Königin herrschte, der aber nun Ihnen, dem glücklichen Sieger gehorcht. Wo ich Wirtin sein sollte, bin ich Gast und Schutzflehende. Empfinden Sie das Peinliche meiner Lage, um meine Verwirrung zu ahnen! Und dennoch bin ich dankbar für das Glück, dem Manne des Jahrhunderts und der Geschichte so nahe zu sein. Er wird mir durch seine Großmut die Freude gönnen, ihm zu sagen, daß er mich für das ganze Leben zu seiner Freundin gemacht hat.

Napoleon. Madame, ich bin zu beklagen; es ist mein böser Stern, der mich einer so schönen Frau als unwillkommenen Gewaltsmenschen gegenüber gestellt hat. Aber lassen Sie uns den Ton der Tragödie auf den des Lustspiels herabstimmen! Setzen wir uns und plaudern wir über diese merkwürdigen Ereignisse! Sagen Sie mir doch, Madame, wie konnten Sie es wagen, mit mir einen Krieg anzufangen?

Königin. Der Ruhm des großen Friedrich hatte das Herz der Preußen allzu sehr erhoben und uns einen Helden verkennen lassen, dessen Freundschaft wir hätten pflegen sollen.

Napoleon. Sie haben recht, Ihre Kriegslust zu bereuen und diesen Ausgang als ein Gottesurteil anzusehen. Die Schlacht von Jena hat den Flecken von Roßbach abgewaschen. Wenn ich Berlin zerstören wollte und keinen Stein auf dem andern ließe, würde ich nur Wiedervergeltung üben für Ihre Drohungen. Was nützte es, daß Preußens schöne Königin als Amazone ins Lager kam, um einer Schlacht zuzusehen? Man meinte, Armida zu schauen, wie sie ihren eignen Palast anzündet. Sie gaben die wichtigeren Sorgen für Ihre Toilette auf, um sich in Staatsangelegenheiten zu mengen. Die Folge war, daß nun der Hut und Degen des großen Friedrich als Siegeszeichen im Invalidenhotel zu Paris prangen. Der philosophische König Friedrich, selber einer der Beförderer der Revolution, empfing in seinem Grab den Besuch des Generals jener Revolution, nachdem dieser Berlin erobert hatte. Das alles ist Ihr Werk.

Königin. Hassen Sie die Frauen, welche ein Herz für das Vaterland und die Ehre haben?

Napoleon. Ich liebe gute, versöhnliche, süße Frauen.

Königin. Ich komme nicht, mich vor dem Sieger zu erniedrigen, sondern Sie daran zu erinnern, daß Sie sich den Frieden am besten sichern, wenn Sie das niedergetretene Preußen wieder aufrichten.

Napoleon. Was wollen Sie mit diesen hohen Worten? Die Bedingungen des Vertrags sind festgesetzt. Sie kommen zu spät.

Königin. Der Vertrag, den Sie uns diktiert haben, ist noch nicht unterzeichnet. Ich habe

Ihnen brieflich meine Wünsche geäußert. Lassen Sie mich nicht vergebens vor Ihnen bitten, flehen, weinen!

Napoleon. Sie setzen mich in Verlegenheit. Trotz Ihrer anmutigen Eroberungskunst bin ich entschlossen, standhaft zu bleiben.

Königin. Sie sind es mir schuldig, die Ungezogenheit Ihrer Armeeberichte gegen mich gut zu machen.

Napoleon. Mit allen Entschuldigungen, aber nicht mit Ländern und Städten.

Königin. So unhöflich weist mich der Herrscher der Nation ab, die wir als Muster der Höflichkeit verehren?

Napoleon. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen als Zeichen meiner Huldigung diese Rose überreiche. Sie gebührt Ihrer Schönheit und Ihrem Adel. Das Fellchen um Städte, Länder und Summen überlassen wir den Diplomaten.

Königin. Ich verweigere die Annahme dieses Geschenks, wenn nicht wenigstens Magdeburg damit verbunden ist.

Napoleon. Bedenken Sie, Madame, wer es ist, der Ihnen diese Rose bietet, und wer Sie sind, die Sie empfängt!

Königin. Das ist zu viel! Mir schwindelt! (Der König kommt.)

Napoleon (zum König) Sire, Sie kommen eben recht. Ihre Gattin ist wohl noch von der Reise angegriffen. Ich verlasse Sie. Wir sehen uns heute abends bei der Mahlzeit. (Ab.)

König. O meine teure Luise, komm zu dir!

Königin. Ach, Geliebter, diese Stunde hat mich vernichtet. Wo sind meine Hoffnungen? Ich kann diese Schmach nicht überleben. Alles schwindet mir dahin, erhaben thront nur das Grauen. Du ahnst nicht, wie mich sein Hohn verletzt hat.

König. Fasse dich! Er häuft so unendlichen Haß gegen sich auf und zieht die Vergeltung auf sich herab. Ich baue auf den Volksgeist in Deutschland, der diese Ketten einst zerbrechen wird.

Königin. O wie tapfer stehst du ins Leben! Ja, dir und meinen Kindern sei es anheimgestellt, die Zeit vorzubereiten, damit eine große Zukunft sie auch bereit finde. Ich aber fühle, daß ich vernichtet bin. Komm, laß mich sterben! O, könnte ich das Opfer sein, das den Meinen eine ruhmvollere Zukunft sichert!

12.

Erfurt. Prunksaal.

Oktober 1808.

(Hermann und Wilhelm, zwei deutsche Offiziere.)

Hermann. O Freund, hast du gehört, daß Napoleon, der Tyrann, nun sogar den edlen Freiherrn von Stein in die Acht erklärt hat, weil er Unruhen in Deutschland zu erregen suche? Er mußte nach Österreich fliehen.

Wilhelm. So zeigt uns Napoleon unsre wahren Freunde. Der Druck, die Knechtschaft ist unerträglich. Ha, ich wäre der Verzweiflung nahe, wenn ich nicht an die Rache des Himmels glaubte.

Hermann. Aber die Vorsehung verlangt Männertaten. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, wollte keine Knechte. Sieh, dies Eisen soll noch heute den Despoten durchbohren, der es wagte, hier in Deutschlands Mitte, in Erfurt, seinen Thron zu errichten und die Huldigung Europas als dessen Herr entgegen zu nehmen.

Wilhelm. Gibt es kein anderes Mittel?

Hermann. Welches denn? Ganz Deutschland, Österreich und Preußen ist niedergerungen,

Rußland umstrickt. England kann nicht mehr helfen. Frankreich ist aus dem Taumel der Freiheit am tiefsten in den Schlaf der stummen Knechtschaft verfallen. Rächen wir das Blut Palms! Es ist unsere Pflicht, es ist ein kategorischer Imperativ!

Wilhelm. Nein, laß uns noch heute sein Verhalten beobachten, und das seiner Umgebung! Sieh, da kommt er. Gehn wir! (Beide ab. Napoleon kommt mit Rémusat und Talleyrand.)

Napoleon. Ich sage Ihnen noch einmal, Herr von Rémusat, ich will hier in Erfurt mit größtem Glanz auftreten. Diese Stadt soll der Sitz einer welthistorischen Fürstenversammlung werden, wie seit Kaiser Barbarossa und Karl dem Fünften keine glänzendere war. Sie müssen sich mit den größten Namen Frankreichs umgeben. Nur die wirklich vornehmen Leute verstehen sich auf die Repräsentation. Ferner müssen wir jeden Abend Theater haben. Machen Sie die Schauspieler darauf aufmerksam, daß sie vor zwei Kaisern und vor einem Parterre von Königen spielen. Jedes Wort, das sie sprechen, ist von politischer Bedeutung. Aber wiederholen Sie dem Herrn Talma, daß er den Cäsar gestern zu pathetisch deklamiert hat.

Rémusat. Er glaubte wohl, die welthistorischen Worte Cäsars mit Bedeutung hervorheben zu müssen.

Napoleon. Was ich eben spreche, ist auch welthistorisch; ich bin so gut wie Cäsar; aber hören Sie etwa, daß ich deklamiere? Nun, was wird man heut geben? Nur kein Lustspiel! Trauerspiele sind viel festlicher.

Rémusat. Da wäre Athalie von Racine.

Napoleon. Athalie? Was fällt Ihnen ein? Sie sind wohl nicht recht bei Sinnen? Meinen Sie, daß wir hieher gekommen sind, den Deutschen

die Revolution in den Kopf zu setzen? Schon wieder einer, der mich nicht versteht! Athalie! Gott, wie dumm! Schrecklich, daß es solche Menschen gibt! Aber es ist meine eigne Schuld. Was hab ich nötig, Sie um Rat zu fragen! Keinen Menschen sollte ich befragen. Ja, wenn er mir noch den Cinna von Corneille angetragen hätte! Cinna, da handelt es sich um große politische Interessen! Und dann die Begnadigungsszene mit Augustus, das wirkt! Ich habe früher den ganzen Cinna auswendig gewußt, ich kann ihn nur nicht gut deklamieren. Wie heißt es doch im fünften Akt:

Die Staatsverbrechen, die die Kronen uns erringen,
Verzeiht der Himmel, wenn sie glücklich uns gelingen.

Wie geht es nur weiter?

Rémusat. Soll ich den Corneille holen?

Napoleon. Nein, ich weiß schon:

Und auf dem hohen Platz, den er uns gab in Huld,
Erscheint gerecht, was sonst erschien als höchste Schuld.
Erlaubt ist und gerecht, was der Erfolg bekrönet,
Und unantastbar bleibt, was der Triumph verschönet.

Sehen Sie, das ist wie für die Deutschen gemacht, die mir noch immer den Tod Enghiens und Palms vorwerfen. Eine kleinliche Moral! Man muß ihnen höhere Begriffe von Politik beibringen. — Und noch etwas! Wir müssen den deutschen Geistern schmeicheln. Ich sehe aus der Fremdenliste, daß Herr Goethe hier ist. Laden Sie ihn ins Theater ein und stellen Sie mir ihn vor. Ich lege Wert darauf, mit ihm zu sprechen und durch ihn auf die öffentliche Meinung zu wirken. (Rémusat ab.) Nun, Talleyrand, hab ich nicht gut mit Zar Alexander manövriert und ihn ganz von Österreich getrennt? Sie müssen ihn noch weiter behandeln. Reden

Sie davon, daß wir beide von der Vorsehung dazu bestimmt seien, die Ordnung der Welt wieder herzustellen. Das hört er gern. Und dann noch ein ernstes Wort, das ich endlich über die Lippen bringen muß: die Ehescheidung. Sie wissen es schon lange; ich überrasche Sie nicht damit. Ich habe keinen Nachfolger. Ich muß eine Dynastie gründen. Kaiser Alexander hat mehrere Schwestern in passendem Alter. Sprechen Sie mit ihm ganz vertraulich darüber. Versprechen Sie ihm Konstantinopel. Aber merken Sie wohl, Sie dürfen nicht in meinem Auftrag reden. Ich weiß von nichts. Sie sprechen einfach als Franzose, als Patriot. Sie sprechen von der Notwendigkeit meine Macht zu erhalten —

Talleyrand. Ich verstehe, Sire. Der Zar —! (Zar Alexander kommt mit Gefolge.)

Napoleon. Seien Sie mir nochmals gegrüßt, mein Bruder! Von Geschäften wollen wir jetzt nicht reden. Das wird dann Talleyrand tun. Er wird Sie bitten, das Bündnis gegen Österreich noch schärfer zu fassen.

Alexander. Das wird uns nicht entzweien. Dafür hoffe ich Erfolg meiner Verwendung für die preußische Königsfamilie. Wie geht es Ihnen? Haben Sie Nachrichten von der Kaiserin?

Napoleon. O, Sie erwähnen einen Punkt, um den es traurig steht. Wie sehne ich mich nach Ruhe, nach einer stillen Häuslichkeit. Nur darum wünsche ich Ihnen gefällig zu sein. Ach, wie sehr würde ich wünschen, uns noch durch engere Bande zu verbinden! Aber verzeihen Sie meine Herzensergüsse! Ach, ich muß jetzt wieder mein trockenes Staatsgesicht aufsetzen, um den österreichischen Gesandten zu empfangen. (Auf ein Zeichen Napoleons wird Baron Vincent eingelassen.)

Vincent. Sire, der Kaiser von Österreich hält es für seine Pflicht, Sie durch mich bei Ihrer Ankunft in der Nähe der österreichischen Grenze zu begrüßen und Ihnen dies Schreiben übergeben zu lassen.

Napoleon. Gern empfange ich, umgeben von meinen Verbündeten, die Worte Ihres Kaisers. Aber ich erkläre, daß ich Österreich nach seinen Taten, nicht nach den Worten beurteilen werde. Ich kenne seine neuerlichen Rüstungen. Muß ich Österreich immer wieder auf meinen Wegen gegen meine Pläne finden? Seine Schritte scheinen vom Geiste des Schwindels und der Narrheit geleitet zu sein. Es scheint, daß das Wasser der Donau die Eigenschaft des Flusses Lethe hat und seine Anwohner die Lehren vergessen läßt, die ich ihnen gab. Wünscht Ihr den Krieg, so werde ich ihn schrecklich machen. Meine Mittel sind ungeheuer. Zar Alexander ist mein Freund und Verbündeter. Sagen Sie das Ihrem Kaiser. Sie werden morgen die Antwort auf sein Schreiben mitnehmen können. — Und nun, meine Freunde, auf Wiedersehen in Kurzem! Ich habe für den Abend noch einiges anzuordnen. (Er nimmt Abschied von Alexander und geht. Vincent und alle andern ab, außer Zar Alexander und Talleyrand.)

Alexander. Wie groß ist Ihr Kaiser! Ich lerne ihn jetzt erst kennen. Welch gutes Herz er hat!

Talleyrand. Sire, ich bin ganz Ihrer Ansicht und wollte eben um Erlaubnis bitten, darüber mit Ihnen sprechen zu dürfen.

Alexander. Gerne, mein lieber Talleyrand. Ich bin noch ganz voll von der Wirkung seiner Reden. Aber mit dem österreichischen Gesandten war er doch sehr hart.

Talleyrand. Er ist verstimmt. Es steht doch nicht alles nach seinen Wunschen. Er kann

nicht freie Hand gegen England bekommen, so lange Österreich droht. Zudem hat sein Ansehen durch das verwegene Spiel in Spanien etwas gelitten.

Alexander. Sie sprechen sehr offen. Aber ich schätze das an Ihnen um so mehr, da Sie Ihrem Kaiser so viel verdanken.

Talleyrand. Ich bin da ganz unbestochen. Mein Interesse ist nicht an ihn gefesselt, sondern an Frankreich, ja an Europa. Unsre Pflicht, Sire, ist es, Europa zu retten. Und wir werden nur dazu gelangen, wenn wir Napoleon etwas Widerstand leisten. Sein schrankenloser Ehrgeiz verleitet ihn von einem Unternehmen zum andern und wird zuletzt seinen Untergang herbeiführen. Ich will aber nicht mit ihm untergehn. Napoleons Sache ist, offen gesagt, nicht mehr die Sache Frankreichs.

Alexander. Ihre Eroffnungen machen mich erstaunen! Ich kann mich kaum fassen über Ihre Offenheit. Aber ich gestehe, auch ich bin in manchen Dingen etwas enttäuscht. Er hält mich mit Hoffnungen hin; doch ich muß fürchten, daß er einst auch noch über mich herfällt, wie jetzt über andere.

Talleyrand. Das ist sehr möglich. — Ich habe den Auftrag bekommen, für ihn um eine der Schwestern Eurer Majestät zu werben, denn er will sich scheiden.

Alexander. Sie erschrecken mich!

Talleyrand. Ich übernahm diesen Auftrag nur in der Absicht, Ihnen davon abzuraten.

Alexander. Der Antrag hätte mich auch in die größte Verlegenheit versetzt.

Talleyrand. Ich werde die Sache auf eine Weise behandeln, daß Ihr freundschaftlicher Verkehr darunter vorläufig nicht leiden soll. Es genügt, Zeit zu gewinnen. Wer weiß, was das

nächste Jahr bringt! Sein Ehrgeiz, seine Unbeständigkeit kann ihn bis dahin vernichtet haben.

Alexander. Ich dachte allerdings bisher, daß er nur von Freunden umgeben sei, auf die er zählen könne. Aber ich sehe, der Schein trügt. Ich scheide ganz verwirrt von dieser Unterredung. Aber ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; denn Sie geben sich dadurch ganz in meine Hand.

Talleyrand. Nicht mehr, als Sie sich in die meine geben. Ach, alles wäre gut, wenn beim Abschied von Erfurt die Pferde ihn nach Petersburg, Sie aber nach Paris brächten.

Alexander. O Sie verstehen es, mit Geist zu schmeicheln. (Der Saal füllt sich wieder.)

Napoleon (kommt). Wo ist Talleyrand? Er soll mir helfen gegen die deutschen Fürsten. Jeder hat einen Wunsch. Der will eine Stadt, der einen Titel, ein Land, eine Entschädigung, eine Abtei, eine Apanage. Künftig muß sich jeder bei Ihnen anmelden, bevor er mich belästigt. — Wer ist der Herr? Ah, Monsieur Goeth? Ich habe Sie bitten lassen zu kommen, denn ich wünsche sehr, die besten Namen Deutschlands kennen zu lernen. Ich weiß, daß Sie der erste dramatische Dichter der Zeit sind. Sie müssen, so lange Sie hier bleiben, jeden Abend unser Theater besuchen. Sie werden gewiß Nutzen daraus ziehen.

Goethe. Das großartigste Schauspiel, Sire, das hier zu sehen ist, das geben Sie selber.

Napoleon. Hören Sie, Monsieur Goeth, Sie sollten dies Schauspiel, von dem Sie sprechen, auch selber schildern.

Goethe. Sire, eine solche Aufgabe könnte nur ein klassischer Schriftsteller des Altertums würdig lösen.

Napoleon. Sie meinen doch nicht etwa Tacitus, den Verleumder der Menschheit? Nein,

ich denke mir das ganz anders. Ach, hätte ich nur einen Dichter wie Corneille, ich würde zeigen, wie hoch ich von der Poesie denke. Ich würde ihn zum Herzog machen, und mit Recht, denn er kann meiner Politik mehr nützen als ein Dutzend Marschälle. Ich sage das dem größten Dichter meiner Zeit. Sie könnten mir helfen, meine Ideen auf der Bühne zu zeigen. Das könnte die Hauptaufgabe Ihres Lebens werden. Das ernste Drama sollte die Schule der Fürsten und Völker sein; es steht noch über der Geschichte.

Goethe. Ich habe lange darnach gerungen, meine eigene Zeit darzustellen, diese große Revolution aller Verhältnisse.

Napoleon. Vortrefflich! Da hätten Sie schließlich auch mich selber auftreten lassen müssen. Aber unsere Zeit ist so prosaisch. Wie gut hatte es Alexander! Er konnte sich zum Sohn eines Gottes erklären lassen. Ich würde mich mit so etwas vor allen Fischweibern von Paris lächerlich machen. Aber neugierig wäre ich doch, die großen Worte zu vernehmen, die mir etwa in hundert Jahren ein späterer Dichter in den Mund legen wird.

Goethe. Wenn er seinen Vorteil versteht, so wird er Sie nur Ihre eigenen Worte sagen lassen. Denn wenn auch die Poesie über der Geschichte steht, so wird doch der Dichter am besten tun, das Sprachrohr der Wirklichkeit zu werden. Er verhält sich zur Geschichte, wie der Schauspieler zum Dichtwerk. Wie der Schauspieler an das Wort des Dichters, so soll der Dichter sich an das Wort der Geschichte halten.

Napoleon. Vortrefflich! Sie sind ein ganzer Mann! Sie sind mein Mann. Sie müssen zu mir nach Paris kommen, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort erst werden Sie den reichen Stoff für Ihre Poesie finden. Ich werde dafür sorgen. Gönnen

Sie mir dieſen Triumph; er wäre mir wertvoller als viele eroberte Fahnen!

Rémuſat. Das Theater harrt auf den Befehl Eurer Majeſtät.

Napoleon. Gut, gehen wir. Auf, meine Herren, folgen Sie mir! (Alle gehen ab. Hermann und Wilhelm kommen.)

Hermann. Nun ware die Gelegenheit!

Wilhelm. Nein, das iſt doch nicht unſer Amt! Mir graut und ekelt, die Hand an dieſen Götzen zu legen. Nein, Freund, hier iſt nicht unſer Platz. Laß uns ehrlichen Kampf aufſuchen! Ich gehe noch heute nach Öſterreich. Es wird alsbald den Krieg erklären müſſen.

Hermann. Und ich gehe in den Norden. Mein ehemaliger Kriegskamerad Schill rüſtet eine Freiſchar. Ich ſchließe mich ihr an. Es kann wohl ſchimpflichen Tod gelten, aber was ſoll ich ſonſt mit meinem Leben, mit meinem Herzblut? (Mit höchſter Ergriffenheit.)

Es ſei mein Herz und Blut geweiht,
Dich Vaterland zu retten.
Wohlan, es gilt, du ſeiſt befreit;
Wir ſprengen deine Ketten!
Nicht ſurder ſoll die arge Tat,
Des Fremdlings Übermut, Verrat,
In deinem Schoß ſich betten.

Wilhelm.

So ſpotte jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen;
So wills das Recht und es bleibt wahr,
Wie auch die Loſe fallen.
Ja, ſinken wir der Übermacht,
So wolln wir doch zur Todesnacht
Glorreich hinüberwallen!

V.

Eine Kaiserhochzeit.

Personen:

Laurin. Virginal. Puck. Danaufürst. Wassermann. Nixe. Nöck. Nebel.

Andreas Hofer. Teimer. Speckbacher. Straub. Haspinger. Zwei. Sieberer. Großmutter. Mädchen. Probst. Schützen. Bauern.

Kaiser Franz. Kaiserin. Marie Luise. Gräfin. Erzherzog Karl. Erzherzog Johann. Fürst Liechtenstein. Fürst Esterhazy. Haydn. Beethoven. Eisler. Griesinger. General Weber. Rummelpuff. Franz und Leopold Kraft. Kammerfrau. Marketenderin. Pater. Frater. Soldaten.

Napoleon. Josephine. Talleyrand. Fouché. Die Marschälle Bessières, Lannes, Davaust, Massena. Die Generäle Bissan und Rapp. Champagny. Kammerherr. Kurier. Offiziere.

Tschernitscheff. Staps. Völderndorff. Zwei bayerische Beamte.

Ort: Der Rosengarten in Tirol. Innsbruck. Paris. Wien. Aspern. Znaim. Schönbrunn. Mantua. Compiègne.

Zeit: Januar 1809 bis März 1810.

1.

Vorspiel.

Der Rosengarten des Zwergkönigs Laurin in Tirol.

Laurin.

Hört mich an, die ich berufen
Her vor meines Thrones Stufen

In den Zauberrosengarten
An der Berge höchsten Warten,
Ich, Laurin, der Herr der Berge,
Herr der Riesen und der Zwerge
In dem heiligen Tirol!
Doch ihr wißt ja selber wohl,
Wie es uns von Jahr zu Jahr
Schlechter geht allhier fürwahr,
Wie da Treu' und Glaube schwindet,
Wie man immer minder findet
Bei den Menschen guten Sinn.
Alles geht nur nach Gewinn.
Darum hab ich denn beschlossen,
Mit euch, ehrsame Genossen,
Auszuziehn aus diesen Reichen
Und nach Osten zu entweichen
Unserer Urheimat zu,
Dort zu wohnen dann in Ruh.

Puck.

Edler König, Herr Laurin,
Staune nicht, daß ich erschien,
Ich, der Puck, auch hier am Ort,
Und daß ich erheb das Wort,
Da ich doch nicht eigentlich
Dir zu eigen bin, der ich
Streife frei von Land zu Land!
Überall bin ich bekannt
Als ein Geistervagabund
Auf dem ganzen Erdenrund.
Meines Treibens ganzes Ziel
Ist ein heitres Koboldspiel.
Glaub mir, alles geht vorüber!
Darum bleib! Du siehst es trüber
Als ich selbst, der, wohl vertraut
Mit der Welt, das Ganze schaut.
Nimmer wird dein Reich verderben,

Nie der Glaube zu dir sterben.
Immer wieder blüht allhie
Siegreich Herrin Poesie!

Königin Virginal.

Ja, so ists. Was kam euch nur
In den Sinn? Ihr wollt die Flur,
Wollt Gebirg und Tal verlassen,
Das wir vor der Riesen Hassen
Schützten, wollt den Rosengarten
Meiden, statt sein treu zu warten?
Nein, das soll nie mehr geschehn!
Ich will treu den Kampf bestehn.
Ich, die Königin Virginal,
Half Tirol so manches Mal.
Ob nun auch seit wenigen Jahren
Feinde sind ins Land gefahren,
Werf' ich schnell mit meinen Frauen
Auf die Argen Schreck und Grauen,
Helf den guten Landeskindern,
Kann ich auch den Krieg nicht hindern.

Laurin.

Hilfst du mir, Königin Virginal?
So soll ichs versuchen zum letztenmal?

Virginal.

Ja, bleibe, Laurin, ich mahne dich recht;
Und rüste dich mutig zu neuem Gefecht!
O laß uns den heimischen Boden bewahren!
Uns allen, den seligen geistigen Scharen
Ist er ja vertraut, und wir dürfen nicht weichen.
Denn so wie an diesen Gebirgen und Eichen
Das Leben der Geister fest hängt gebunden
Vom Anfang der Schöpfung bis zu diesen Stunden,
So ist auch der Segen des Landes, des alten,
Gebannt an der Geister getreuliches Walten.
Getrennt von den Geistern, die alles verschonen,
Mit Zaubern des Lebens erheben und krönen,

Wär alle die herrlich lebendge Natur
Nur Holz und nur Stein, ohne fühlende Spur.
Es schwände die Liebe zur Heimat, es schwände
Das Leben, es nähm ein grimmiges Ende,
Wenn wir nicht den Zauber der Liebe dem Ort
Einflößten als alles verklärenden Hort,
Zum All nicht vergeistigten dürstigstes Heim,
Zum Lebensbaum pflegten den zartesten Keim.

Laurin.

Ich folge dir, Virginal, treu deinem Sinnen;
Doch laß uns Mitstreiter zum Bunde gewinnen.
Du, Schildung, mein Bote, du eile sogleich
Zum Untersberg hin in den Wunderbereich
Und wecke den Kaiser, der seit alten Zeiten
Dort schläft in den Hallen des Berges, den weiten,
Mit all seinen Rittern. Die Geister der Ahnen
Sie müssen uns helfen auf sicheren Bahnen.
Doch nichts sind die Kräfte des Orts und der Zeit,
Erhebt nicht der Himmel mit uns auch den Streit.

Virginal.

Du sagst recht, und darum eile
Ich auch selbst zum heilgen Ort,
Wo der ganzen Welt zum Heile
Thront der Treue bester Hort.
Vor den Schöpfer, der die Geister
Und die Menschenwelt erschuf,
Tret' ich flehend, und den Meister
Ruf' ich an mit frommem Ruf.
Ja, die große Himmelsleiter,
Die vom niedern Kraut und Stein
Bis zum Engel steigt und weiter,
Hält die Treue nur allein.
Aus dem Tal, vom Bergesgipfel,
Aus der Felsschlucht, aus der Lahn,
Aus der Riesentannen Wipfel
Steig' ein Opferdampf hinan!

Mag dann auch der Sturm der Zeiten
Wütend über alles wehn,
Gott wird seinen Mantel breiten
Und das Alte wird bestehn.
Unsre Berge werden ragen,
Dauern wird der Treuen Sinn,
Und die Enkel werden fragen:
Wo, wo schwand der Dränger hin?

2.

Wirtsstube in Tirol.

Januar 1809.

(Abend. Großmutter und kleines Mädchen, spinnend.)

Mädchen.

Großmutterle, sag, warum saust so der Wind?
Ich fürcht mich, ich fürcht mich!

Großmutter.

Sei ruhig, mein Kind!
Dann tut es dir nichts, das wilde Gejaid.

Mädchen.

Großmutter, o schau durch das Fenster! So weit,
Da seh' ich viel Lichtlein hinziehen am Berg.

Großmutter.

Das ist vom Untersberg mancher Zwerg;
Die werden nach Spanien und sonst wohin ziehn.
Das deutet auf Krieg. Doch schau nur nicht hin!

Mädchen.

Großmutter, schau droben den Feuerschein!

Großmutter.

Das werden die heilgen drei Jungfrauen sein,
Die helfen uns gegen den leidigen Feind.

Mädchen.

Großmutter, wer ist denn der leidige Feind?

Großmutter.

Das ist der Teufel, der hat uns jetzt
Franzosen und Bayern ins Landel gehetzt.

Mädchen.

Großmutter, ich fürcht mich. Erzähl mir doch was!
Aber was Schönes!

Großmutter.

Ich weiß keinen Spaß.
Soll ich dir erzählen, wie dort in Auer
Die toten Soldaten hinter der Mauer
Alljährlich zur Thomasnacht ziehn aus dem Grab?
Da hört man sie klappern. Sie ziehn auf und ab
In weißen Mänteln, das Totenlicht
In den Händen, gehts um die Kirche dicht.
Die längst verstorbenen Priester heben
Die schweren Grabsteine auf und schweben
Aus ihren Grüften in morschem Gewand
Zum Altar und segnen mit knöcherner Hand.
Und einer besteigt die Kanzel und spricht
Eine stumme Predigt —

Mädchen.

Nein, davon nicht!
Das ist zu gruslig.

Großmutter.

So hör denn an,
Was die Franzosen haben getan,
Wie sie nach Spanien sind gekommen;
Sie haben ein hölzernes Bildnis genommen
Des heiligen Petrus und ihn durch die Gassen
Des Lagers Spießruten laufen lassen;
Und wie sich der Heilige hat gerächt!

Mädchen.

Nein, nicht! Die Menschen sind gar zu schlecht.
Erzähl mir, wie Maria fein
Die Kugeln im weißen Schleierlein

Auffängt, als die Franzosen sind
Gekommen; oder wie's Christuskind
Von Holz zu Bruneck den Ursulinen
In höchsten Nöten ist erschienen
Und ihnen ließ einen ganzen Wagen
Mit Essen herab vom Himmel tragen.

Großmutter.

Das hab ich schon hundertmal erzählt;
Du hast mich immer darum gequält.
Nein, laß dir lieber vom Lärchbaum sagen,
Der auf der Wiese bei Lana tut ragen:
Wird er so groß, daß dran ein Mann
Sein Roß anbinden kann,
Dann wird der letzte Krieg entstehn.
Da müssen die Weiber zuletzt auch gehn,
Mit Nudelhaken die Schlacht entscheiden.
Gott helf uns dann in Pein und Leiden!
Dann blüht auch auf dem Walserfeld
Der Holzbirnbaum, und mancher Held
Kommt aus dem Untersberg voll Mut.
Die Pferde waten tief im Blut.

Mädchen.

Großmutter, hör, es kommen Leut!

Großmutter.

Komm, gehn wir! Schau, die werden heut
Abwehren in der schrecklichsten Not
All das, was uns der Böse droht.

(Beide ab. Es kommen Andreas Hofer, Teimer, Swet, Straub, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger.)

Teimer. So, hier sind wir allein. Kommt, Hofer und Swet, Straub und Speckbacher! Kommt, Pater Haspinger! Also übermorgen soll es losgehn. Ich bring gute Nachrichten. Alles ist in Ordnung. Der Erzherzog Karl ist zum Generalissimus ernannt. Die Ungarn haben ihre Hilfe zugesagt. Aber auf uns Tiroler wird halt doch die Hauptarbeit fallen.

Der Kaiser hat unser liebes Landel nach der Schlacht von Austerlitz abtreten müssen. Er hat aber noch in der bittern Stunde der Trennung für die Erhaltung der alten Verfassung gesorgt. Es heißt darum im Friedensartikel, daß Tirol nur mit Vorbehalt aller Rechte und Freiheiten an Bayern übergehen soll, wie es unter Österreich war — und nicht anders.

Speckbacher. Und nicht anders! So ist es.

Hofer. Und nicht anders; so heißt es wirklich.

Teimer. Und der König von Bayern hat das auch bestätigt. Aber seine Minister haben sein Wort übel gehalten. Man sagt uns, wir sollen unsre Rechte erst mit Dokumenten beweisen; aber unsre Rechte sind älter als alle Dokumente, älter als alles Papier. Wir wollen uns nun selber weiter helfen. Von andern dürfen wir nicht zu viel erwarten. Wir brauchen keinen Anführer als einen aus unsrer Mitte, und der sollst du sein, Sandwirt.

Hofer. Ich? Ich versteh nix von Krieg und Regierung. Mein Schwert ist der Rosenkranz, mein Gesetz das Gebetbuch. Aber ich liebe Gott, Kaiser und Vaterland und achte mein Leben gering, wenn's gilt, alles das zu verteidigen.

Swet. Du kennst das Land am besten; bist weit herumgekommen auf deinen Handelswegen mit Kuh, Roß und Wein.

Hofer. Aber nehmt doch lieber einen Reicheren! Ich hab nur ein kleines Gut; und das ist verschuldet, weil ich meinen Geschwistern das Erbteil hab auszahlen müssen.

Speckbacher. Eben darum kennt man dich als ehrlich.

Straub. Hast auch den schönsten Bart von allen. Den darfst dir erst schneiden lassen, wenn Tirol wieder frei ist.

Hofer. Ja, so hab ich gelobt. Aber ich kann euch nicht für den Erfolg gut stehn. Zweimal ist der Aufstand schon verschoben worden. Zu viele wissen von der Sach. Es ist ein gefährliches Unternehmen. Wenn's mißlingt, so werden wir Aufrührer gescholten und vielleicht gar als solche hingerichtet werden.

Teimer. Es ist kein ungerechter Aufruhr. Man hat uns die Friedensartikel nicht gehalten.

Haspinger. Und wenn unser Blut fließen muß, so wird es nit umsonst sein. Auch der Heiland hat sein Blut vergießen müssen; aber seine Sache hat gesiegt.

Hofer. Nun, wenn ihr mich wollt, ich fürcht mich nit. Ich geb mich euch als Opfer hin. Ich will euch folgen, ich will euch nit befehlen. Wenn ihr nur für gute Sitten sorgt! Und dann dürft ihr niemand zwingen mitzutun. Nur wer halt just will, soll mitgehn. Das ist eine Gewissenssach.

Haspinger. Gut, umsomehr werden mitgehn, wie ich die Leut kenn. Also fang an und gib die Order!

Hofer. Was soll ich da lang reden? Das ist meine Order, die gebt weiter: Übermorgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und jeder ermahnt, brav dreinzuschlagen.

Wohlauf, so wolln wir miteinand
In Gottes Namen gehen,
Gar ohne Furcht für unser Land
Bis in den Tod einstehen.
So wie zu einer Hochzeit heut
Laßt uns mit Freuden eilen,
Zu einer Kaiserhochzeit! Leut',
Da gilt kein langes Weilen.
Die Braut ist unser lieb Tirol,
Der Bräutigam unser Kaiser.

Wir sorgen, daß kein Zwist und Groll
Zerstör' die beiden Häuser.
Kommts auch dabei zum Raufen, schaut
Nur vorwärts ohne Wandel!
Es leb der Bräutigam samt der Braut
Und unser Tiroler Landel!

3.

Paris. Tuilerienpalast.

23. Januar 1809.

(Die Minister Talleyrand und Fouché.)

Talleyrand. Wie viele Tage ist es her, Fouché, daß wir aus Spanien keine Nachricht von Kaiser Napoleon haben?

Fouché. Es ist bedenklich lange her, Herr von Talleyrand. Das Volk von Paris hält ihn schon für verloren und wird unruhig. Denken Sie da etwas zu tun?

Talleyrand. Fouché, wir sind bisher nicht eben Freunde gewesen.

Fouché. Das ist gewiß. Eher Feinde.

Talleyrand. Todfeinde. Lassen Sie uns Freunde sein!

Fouché. Auf Grund eines dritten Feinds, ich verstehe.

Talleyrand. Eines Feindes der Welt.

Fouché. Und uns verschwören?

Talleyrand. Zum Wohle der Welt.

Fouché. Und zu unserm eigenen.

Talleyrand. Das hängt zusammen. Wenn er Europa ins Elend bringt, so stürzt er Frankreich, und wir stürzen alle. Wir sind in der Lage von Reisenden, welche das Steuerruder in den Händen eines rasenden Steuermanns sehen, indem er eben daran ist, das Schiff an einer Klippe

umschlagen zu machen, die er im Übermut aufgesucht hat. Wir müssen bereit sein, das Ruder in dem Augenblick zu ergreifen, da der erste Anstoß des Schiffes den Steuermann selber über Bord werfen muß.

Fouché. Freilich, uns beiden, die wir schon so viele Umwälzungen mitgemacht haben, kann nichts unmöglich scheinen. Wie fest schienen einst Danton, Robespierre zu stehen!

Talleyrand. Dagegen ruht der gegenwärtige Zustand nur auf dem Leben eines einzigen Mannes. Jeden Augenblick kann eine Kugel, der Dolch eines Fanatikers ihn opfern, und dann steht alles in Frage. Was dann? Eine provisorische Regierung? Ich habe bereits die Namen der Mitglieder vorbereitet. Sehen Sie! (Er zeigt ein Papier.)

Fouché (indem er auch ein Papier hervorzieht). Sehen Sie da zuerst meine Liste! Ich habe durch meine Polizeispione bereits Ihre Vorarbeiten benützen können.

Talleyrand. O Sie Spitzbube! Lassen Sie vergleichen!

Fouché. Still! Die Kaiserin!

Josephine (kommt). Sind noch keine Nachrichten aus Spanien gekommen? Ich bin in größter Aufregung. Sagen Sie selbst, ist dies nicht ein bedenklicher Umstand?

Talleyrand. Allerdings, Majestät.

Fouché. Man muß sich auf alles gefaßt machen.

Josephine. Ach, Sie wissen guten Trost zu geben! Glauben Sie, daß es mit ihm schlecht steht?

Talleyrand. Der Krieg ist eine gefährliche Sache.

Josephine. Um Gottes willen, Sie haben Nachrichten?

Talleyrand. Nein; wenn es nicht eine Nachricht ist, daß wir keine haben.

Josephine. Ich wäre vernichtet, wenn ihm etwas zugestoßen wäre.

Talleyrand. Das wäre nicht das Ärgste für Sie. Er stürbe im Zenith seines Ruhmes. Sie wären die gefeierte Witwe des nationalen Helden.

Fouché. Sie wären dann von der Sorge befreit, doch etwa einmal einer Nebenbuhlerin weichen zu müssen.

Josephine. O wer schützt mich vor diesen Unverschämten!

Talleyrand. Seien Sie ruhig; ein Wagen fährt in das Schloß. (Er geht ans Fenster.)

Josephine. Sehen Sie sogleich nach! Vielleicht ein Kurier aus Spanien?

Fouché. Fassen Sie sich, hohe Frau! Wir drei haben schon so viele Umwälzungen durchgemacht. Es ist alles zu ertragen. Nur nicht die Besonnenheit verloren!

Talleyrand. Aber wer steigt aus dem Wagen? Ist es ein Gespenst? So unangekündigt!

Josephine. Er ist es! Er kommt! Ihm entgegen! (Ab.)

Fouché. Nun gilts, unsere Gesichter in andere Falten zu legen. Aber lassen Sie uns erst erspüren, ob wir den übermütigen Triumphator oder den geschlagenen Flüchtling empfangen. (Napoleon kommt mit Josephine.)

Napoleon. Wozu diese Aufregung, mein Kind? Sei doch ruhig! Es ging wie immer. Ich machte gut, was meine Generale verfehlten und stellte den Sieg wieder her. Nun jage ich Tag und Nacht hieher, weil ich hörte, daß Österreich gegen mich rüste. — Ei, meine Herren, gut, daß ich Sie gleich hier finde. Sie sind verwundert,

vielleicht enttäuscht, mich zu sehen. Sie dachten mich schon verloren. Ich weiß genug von Ihnen —

Fouché. Sire —

Napoleon. Schweigen Sie, Fouché; Sie haben sich die ärgsten Dinge zu Schulden kommen lassen! Und Sie, Talleyrand, Sie sind falsch und dumm gewesen.

Talleyrand. Sire, diese Rede geht mich nicht an.

Napoleon. Wie, Sie heucheln Gleichgültigkeit? Sie sind ein Verräter. Ich sollte Sie erschießen lassen. Aber Sie werden nicht einmal rot darüber. Man kann Ihnen zwanzig Fußtritte geben, ohne daß sich Ihr Gesicht verzieht. Sie sind aus meinem Dienst entlassen. Sie waren von jeher ein Zerstörer, unfähig zu schaffen. Sie sind nur geschickt zu verhindern, daß etwas geschehe. Man muß sich an Sie wenden, wenn man eine Sache nicht machen will, aber scheinen will, daß man sie mache. Gehen Sie! (Fouché und Talleyrand ab.) Nun, mein Kind, du zeigst mir ein trübes Gesicht?

Josephine. Ich muß mich leider gleich bei deiner Ankunft über diesen Fouché beklagen, der mir unverschämte Andeutungen machte, als ob du an eine Scheidung dächtest.

Napoleon. Der Dummkopf! Der Vordringliche! Aber ich werde ihm den Kopf waschen! Nur keine unfreundliche Miene, Josephine! Du bleibst meine beste Freundin. Glaub mir, ich kann es mir kaum vorstellen, wie ich ohne dich leben könnte.

Josephine. Deine Zärtlichkeit ist nicht ohne Verlegenheit. Es steckt mehr hinter Fouchés Reden, als du gestehen willst.

Napoleon. Du ahnst nicht, meine Teure, wie mich die Politik bedrängt. Gib mir einen Sohn und mach uns dadurch erst beide zu Kaisern! Ja,

Josephine, es wird einmal nötig sein, diese Frage zu lösen.

Josephine. Sire, Sie sind der Herr und entscheiden über mein Schicksal. Wenn Sie mir befehlen, die Tuilerien zu verlassen, so will ich sogleich gehorchen. Aber Sie müssen es in ganz bestimmter Weise fordern. Denn ich bin Ihre Frau, ich bin von Ihnen in Gegenwart des Papstes gekrönt worden. Solche Ehren sind es wohl wert, daß man sie nicht gerne aufgibt. Sie haben mich gelehrt, ehrgeizig zu sein. Wenn Sie mich verstoßen, wird ganz Frankreich meinen Gehorsam, aber auch meinen tiefen Schmerz verstehen.

Napoleon. Beste, Teuerste, deine Antwort rührt mich zu Tränen. Meinst du, daß ich undankbar oder vergeßlich sei? Ich bin arm gewesen, da du mir deine Hand gereicht, und ich habe mich durch die Verbindung mit dir sehr geehrt gefühlt. Aber wir sind beide Opfer des Schicksals. Ich weiß es auch, Josephine, du bist allgemein beliebt, während sich die öffentliche Meinung von mir abwendet, sobald ich sie nicht durch unerhörte Erfolge bezwinge. Scheide ich mich von dir, so entsage ich allem Reiz, den du auf mein inneres Leben ausübst. Du bist für mich das Band, das mich an die Welt, an die Gesellschaft knüpft. Ungerne verzichte ich darauf.

Josephine. Du kannst nicht, du darfst nicht darauf verzichten. Unsere Verbindung ist im Buche des Schicksals geschrieben. Das Dokument, das die kirchliche Einsegnung unserer Ehe verbürgt, trag ich immerfort bei mir, und niemand soll es mir entreißen. Nimmermehr umschifft das Fahrzeug deines Glücks diese Klippe der Unmöglichkeit.

Napoleon. Gemahne mich nicht an das, was alle Rücksicht in mir ersticken könnte! Das Dokument ist wertlos. Ich wollte deine Krönung,

weil ich den Glanz wollte; aber ich wollte auch die Freiheit. Ich, das Geschöpf meines eignen Willens, ich durfte mir auch das erlauben.

Josephine. Nie wirst du bei meinen Lebzeiten eine zweite Kaiserin krönen dürfen.

Napoleon. Eine Kaiserin, die selber Kaisertochter wäre, bedarf keiner Krönung mehr.

Josephine. Welche Kaisertochter? Dein Freund Alexander wird dir nicht eine seiner Puppen schicken. Er zittert vor dir, aber er verachtet dich.

Napoleon. Es gibt nur Einen Kaiserthron, der mir eine würdige Gattin bieten kann.

Josephine. Österreich, das du gedemütigt und dir zum unversöhnlichsten Feind gemacht hast? Österreich, gegen das du jetzt eben den entscheidenden Schlag führen willst?

Napoleon. Ja, ich will es eben zu diesem Zweck. Noch bin ich nicht ganz Kaiser, eh ich mir Österreichs Krone geholt, die Krone Karls des Großen. Ich eile jetzt nach Wien, sie mir dort aus dem Schatzhaus zu heben oder ihren Glanz durch die Hand der Kaisertochter mit meiner zu verbinden in würdiger Kaiserhochzeit.

Josephine. Du träumst, du redest irre, mein Freund! Du fabelst, du dichtest Feenmärchen, wie sie die bretonischen Bauerinnen ihren Kindern erzählen. Erwache, Liebster! Werde nüchtern!

Napoleon. Ich bin der Mann, alle diese Märchen durch die Wirklichkeit zu beschämen. Mich reizt die Poesie der Feen und Prinzessinnen. Verschwinde du mit deinem nüchternen Alltagswesen und gib mir die Bahn frei!

Josephine. O das ist zu viel! Ich sterbe! —

Napoleon. Was ist dir? — Sie sinkt hin! Sie wird ohnmächtig. Ist niemand hier? Herbei! (Gefolge kommt.) Tragen Sie die Kaiserin in ihr Ge-

mach! Ihr ist unwohl. — Und rufen Sie mir sogleich meine Minister, meine Sekretäre, meine Generale! Morgen geht es gegen Österreich.

4.

An der Triumphpforte zwischen Innsbruck und Wilten.

April 1809.

(Zwei bayerische Beamte auf der Flucht.)

Erster Beamter. Ich kann nicht mehr weiter mit meiner schweren Amtskasse. Hier muß ich rasten.

Zweiter Beamter. Und ich mit meinen geheimen Akten. Aber wohin dann? Alles wimmelt von aufrührerischen Bauern. Innsbruck ist in ihren Händen. Die Berge ringsum sind voll von den Tirolerschützen. Die bayerische Regierung ist zersprengt. Wir armen Beamten sind der Volkswut preisgegeben. Der Weg ist uns abgeschnitten.

Erster Beamter. Es ist unerhört; das sind die scheußlichen Prinzipien der Revolution, die nunmehr das fromme Österreich selber vertritt!

Zweiter Beamter. Das hat man von unsern Freunden, den Franzosen gelernt. Diese revolutionieren gegen Fürst und Religion, die Tiroler für Religion und Fürst.

Erster Beamter. Es war eine schreckliche Nacht! Der Lärm, das Geschrei, der wilde Gesang von den Bergen! Die Städter helfen den Bauern. Man schießt aus allen Fenstern auf die Soldaten. Die Führer fallen, die Soldaten ergeben sich haufenweise.

Zweiter Beamter. Als ich über die Straßen floh, sah ich schauderhafte Totengruppen

unserer armen Landsleute. Ich fiel, gehetzt von den Bauern, über Verwundete.

Erster Beamter. Es muß schon alles tot, verwundet, zersprengt oder gefangen sein.

Zweiter Beamter. Aber sehen Sie, da kommen sie gar hieher mit wahnsinnigem Lärm, Geheul und Gekrächze, von mißtönigen Instrumenten begleitet. Fliehen wir; es gilt das Leben! (Beide ab. Die Bauern kommen, von Teimer geführt.)

Chor.

So singts halt a Liedl recht saggerisch toll,
Grad weil jetzt befreit ist das Landel Tirol!
Juchheirassa, Schützen, seids alle wohlauf!
Machts auf a kleins Tanzl und strampft nur frisch drauf!
Nehmt Trommeln und Pfeifen und Leiern dazu;
Laßt heut nur kein Menschen kein Rast und kein Ruh!

Teimer. So, alle Maler und Anstreicher sollen die feindlichen Farben in der ganzen Stadt in die schwarzgelben und rotweißen von Österreich und Tirol verwandeln! Schaut, das ist der einzige kaiserliche Adler, den uns die Bayern nit zerschlagen haben. Gebt ihm ein rots Ehrenbandel um den Hals und stellt ihn auf dem Triumphbogen auf! Daneben wollen wir den roten Tiroleradler stellen. Die zwei sollen wieder Hochzeit feiern miteinander, eine rechte Kaiserhochzeit. Und jeder, der vorbeigeht, soll den Hut davor abziehn, sonst wird er ihm abgeschlagen. Aber was bringt denn ihr daher? Ha, zwei bayerische Lotter, die haben durchgehen wollen? (Die beiden Beamten werden gebracht.)

Erster Beamter. Rebellen, rührt uns nicht an! Sonst sollt ihr die Rache eures rechtmäßigen Herrn fühlen! Ein Dutzend Köpfe werden springen! Was wollt ihr Finsterlinge gegen den

Stern Napoleons! Fort! Das ist die Kasse des Amts. Sie steht unter dem Schutze des Rechts.

Teimer. Es ist das Geld des Landes und wird dem Lande zugut kommen. Und was hast du da?

Zweiter Beamter. Die geheimen Akten. Die könnt ihr doch nicht lesen.

Teimer. Ah, das schon. Das bleibt da, und ihr geht in die Stadt. Wir werden euch auch gut aufheben. — Sie werden im Gefangnis gute Gesellschaft finden. Hab eben in einem Haus einen guten Fund getan. Seh im Kamin zwei Stiefel mit Sporen. Ich zieh an, da steckt an den Stiefeln ein ganzer Mann, der gibt nach und wer ist's? Der Franzosenoberst. — Aber wer kommt denn da! Der Josef Speckbacher und der Kronenwirt von Hall. Grüß Gott, Straub und Speck! Was ist los?

Speckbacher. Wir haben die ganze Kavallerie eingefangen, die in der Haller Au hat durchbrechen wollen.

Straub. Auch Hall ist unser. Der letzte Rest der Feinde hat sich im Servitenkloster bei Volders verrammelt. Aber unser Freund, der Andre Angerer, der Schmied von Volders, der weiß Rat, er fällt die größte Tanne, faßt sie in Schlingen und ihrer fünfzig Mann schwingen sie mit aller Kraft gegen die Pforte. Krach, die bricht zusammen. Wir hinein. Kein Mann ist uns entwischt.

Speckbacher. Das alles haben wir Bauern dermacht ohne einen einzigen Soldaten.

Teimer. Ha, da kommt ein Bot vom Iselberg herunter. Was bringt der?

Bote (kommt) I komm übern Brenner her. Vom Andre Hofer an schönen Gruß. Er laßt enk warnen. Franzosen kommen von Sterzing her, gleich hinter mir. Der Sandwirt mit seinem Land-

sturm hat sie vorbei lassen müssen, aber er folgt ihnen im Rücken.

Teimer. Gut, und wir werden sie von vorn und von den Seiten fassen. Verbarrikadiert die Gassen! Besetzt das Tor! Bewehrt alle Fenster mit Scharfschützen! Jetzt gilts. Zurück! Da kommen sie schon mit ihrer schönen Musik. Wart, die wollen wir fangen. Die sollen uns heut zum Kirtag aufspielen. (Die Tiroler ziehen sich zurück. Die Franzosen kommen mit klingender Musik, General Bisson an der Spitze.)

General. Endlich sind wir vor Innsbruck angelangt und glücklich aus den verdammten Bergschluchten heraus, die uns immer Überfälle drohten. Die Bauern haben uns durch ihre Schüsse aus dem Hinterhalt, durch herabgewälzte Steine und Stämme genug erschreckt. Lassen Sie hier die Soldaten ausruhen, ehe wir in die Stadt einmarschieren.

Offizier. Es ist merkwürdig, daß keine unserer vorausgeschickten Ordonnanzen zurückgekehrt ist.

General. Ja, wer weiß, was da geschehn ist! Gehen Sie einmal voraus in die Stadt und sehen Sie nach, wie es steht! Ich erwarte Sie hier. (Der Offizier geht.) Aber was ist das? Eine Glocke und immer mehrere! Läutet man Sturm? Ein Schuß! Aus einem Fenster! Der Leutnant stürzt. Alle Häuser sind von Bauern besetzt. Da gilt es vorsichtig sein. Lassen Sie uns eine beobachtende Rückzugsbewegung ausführen!

Zweiter Offizier. General, es geht nicht. Zur Seite der Fluß und Bach, im Rücken der Wald. Alle Kuppen des dichtbewachsenen Gebirgs sind von den Bauern besetzt. Auch die ganze Ebene scheint schon im Besitz des Aufruhrs.

General. Da wären wir freilich übel daran. Das wird Arbeit kosten. Aber wir müssen uns doch endlich heraushauen.

Offizier. General, es wird gemeldet, daß auf mehreren Seiten unsre Truppen schon mit den Aufrührern handgemein werden. Unsre Offiziere fallen unter den Schüssen der Wilden. Die Soldaten werden kleinmütig und hoffnungslos.

General. Ich werde mit diesen Leuten ein scharfes Wort reden. Aber da kommt ja eine Abordnung derselben aus der Stadt heraus. Wer seid Ihr?

Teimer (kommt mit anderen). Ich bin kaiserlicher Major Teimer und dies ist der Kommandant der Bürgerwehr, dies einige Hauptleute der Landesschützen.

General. Sie sehen mir nicht eben aus wie ein Major.

Teimer. Ich bins im Jahr 97 geworden, vom gemeinen Soldaten an, wie so manche eurer französischen Marschälle. Aber jetzt steh ich bei meinen Landsleuten als Schütze wie jeder andere.

General. Wenn Sie schon keinen besseren Vertreter stellen können, so will ich mich mit Ihnen begnügen und mit Ihnen unterhandeln. Ich verspreche, der Stadt kein Leid zuzufügen, wenn ihr mich frei durchziehen laßt zur großen Armee.

Teimer. Es wird euch wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß die ganze Truppe die Waffen streckt, oder ihr sollt bis auf den letzten Mann über die Klinge springen.

General. Das ist zum Lachen! Ich schwöre Ihnen, daß davon nie und nimmer die Rede sein kann.

Teimer. Ich sehe schon, Herr General, ich muß Sie und die Ihren alsdann der gerechten Volkswut preisgeben, da Sie meine wohltätige Sorge für Ihre Sicherheit verschmähen. — Kommt, gehn wir! Es ist aus.

General. Was ist das? Eine tückische Verabredung! Diese Bauern beginnen auf der ganzen Linie von neuem das Feuer. Zum Angriff auf sie!

Offizier. General, unsere Truppen haben alle Haltung aufgegeben, da sie sehen, daß sie verloren sind und sich wegschießen lassen müssen. Ich beschwöre Sie, rufen Sie den Mann zurück!

General. Nun so sei's! — Sie da, kommen Sie doch und hören Sie!

Teimer. O nein, ich kehr nimmer um. Wollt ihr noch was sagen, dann schnell!

Offizier. Nehmen Sie seinen Antrag an! Das Feuer der Tiroler und ihr wildes Geschrei wird immer heftiger.

General. Weh mir, soll ich alter Soldat, bedeckt mit Ehren, solche Schande auf mich häufen? Es ist, um sich die grauen Haare auszuraufen und bitter zu weinen. Der Kaiser wird mich wie einen Feigling behandeln und den Schimpf seiner Adler nie vergessen. Mußte ich darum von den Schlachtfeldern, auf denen ich mir Lorbeern pflückte, in diese tiroler Berge so weit herziehen, um allen Preis meines Lebens zu verlieren?

Offizier. General, eilen Sie! Die Unseren fallen. Unterschreiben Sie!

General. Nein, ich fange nicht an.

Offizier. So unterzeichne ich als erster. Hier, General, nun ist's an Ihnen.

Teimer. Gut. Und hier ist mein Name. Die ganze Mannschaft ist kriegsgefangen. So, Landsleut, die Waffen gehören enk und auch die Rösser. Die Herren von der Kavallerie werden halt zu Fuß eini marschieren. Die Adler werden von unsern Dirndeln auf der Schulter neben der Mistgabel getragen. Und jetzt wollen wir zum zweitenmal mit Sang und Klang in die Stadt einziehn.

Beim ersten Mal da haben wir nur a paar Schwegelpfeifen, verstimmte Geigen, eiserne Hafendeckel und eine Maultrommel gehabt. Jetzt wird uns die Militärmusik den schönsten Marsch aufspielen. Juhuhu!

Speckbacher. Und dann dem Andre Hofer entgegen! Er kommt schon mit dem ganzen Passeyrer Landsturm angerückt. Er soll als unser Oberkommandant in die Burg einziehn. Alles wird gut gehen, wenn sich nur Österreich und Wien ebenso gut hält wie wir Bauern.

5.

Wien. Haydns Wohnung in Gumpendorf.

Mai 1809.

Beethoven (kommt). Gut, Elsler, daß ich Euch treffe. Wo ist Euer Herr, der gute Vater Haydn?

Elsler. Ja, was habt Ihr denn, Herr van Beethoven? Ihr seht ja furchtbar aus!

Beethoven. Ist's ein Wunder, bei dieser Zeit? Die Franzosen sind ins Land gefallen und bombardieren die Stadt Wien. Ich habe mich in den Keller geflüchtet, um nicht diesen unmusikalischen Lärm zu hören, und habe mir den Kopf mit Kissen zugedeckt. Aber nun, da ich hörte, die Stadt habe kapituliert, bin ich durchs offne Tor in die Vorstadt herausgegangen zum Vater Haydn. Wenn einer, so kann er mir Trost geben.

Elsler. Ach, Herr van Beethoven, wir haben selber die ärgste Angst ausgestanden. Der erste Kanonenschuß ist unweit von hier abgegeben worden. Wir zitterten alle, aber Haydn nahm seine Kraft zusammen und rief den geängsteten Haus-

genossen zu, sich nicht zu fürchten; wo er sei, da wolle er dafür sorgen, daß uns nichts geschehe. Er nimmt als guter Patriot lebhaften Anteil an den Schicksalen seines Vaterlandes; bei seinem hohen Alter müssen diese Ereignisse doppelt erschütternd auf ihn wirken. Da kommt er ja.

Haydn. Freund Beethoven! Ein seltener Besuch.

Beethoven. Mein lieber Meister, ich komme nach langer Zeit wieder als Euer Schüler. Ihr wart es, der Ihr mir bei meiner ersten Ankunft in Wien Eure Lehre angedeihen ließet. Ich brauche sie noch jetzt. Wenn ich mich damals im Kontrapunkt noch nicht ganz auskannte, so jetzt in der Welt. Ich bin der Verzweiflung nahe.

Haydn. Aber, lieber Beethoven, es gibt auch in der Welt keine Dissonanz, die nicht nach allen Regeln der Kunst aufgelöst werden könnte, mögen auch manchmal einige Freiheiten dabei nötig sein. Aber Ihr seid ein feuriger Sprudelkopf, ich bin ein alter Greis, den Gott schon längst hätte abholen sollen. Hin ist meine letzte Kraft, alt und schwach bin ich!

Beethoven. Nein, Vater Haydn, Ihr lebt noch und wirkt durch euer Dasein wohltätig. Wo alles zusammenstürzt, gewährt Ihr das Bild des Beharrenden.

Haydn. Warum sollte alles zusammenstürzen, wenn der erhabene Komponist der Welt die Stimmen seiner Weltsymphonie in einer großen Fuge durcheinanderwirft und sie durch alle Tonarten jagt?

Beethoven. Dabei geht aber durch seinen hitzigen Kapellmeister Napoleon alles durcheinander. Ich habe ihn selber einmal in die Wolken erhoben, ihm wollte ich meine heroische Symphonie

widmen; aber als er den Kaisertitel annahm, kratzte ich seinen Namen vom Titelblatt meines Werkes aus. Er unterdrückt alle Freiheit. Was soll daraus werden, wenn er alles überwältigt? Ich kann gar nichts arbeiten, wenn ich daran denke.

Haydn. Lieber Beethoven, wozu diese Sorgen! Wenn es einmal bei mir mit dem Komponieren nicht recht vorwärts gehen will, ei, nun, dann bete ich meinen Rosenkranz, denke an den Meister, der mir zum Vorbild die Schöpfung und die unerschöpflichen Zauber der Jahreszeiten geschaffen hat, und es geht wieder, und ich kann zum Schluß mein „Gott sei Lob und Dank" auf die letzte Seite schreiben.

Beethoven. Ein gutes Mittel für Euch, Papa Haydn, aber nicht für uns andere, die wir diese feste Zuversicht verloren haben.

Haydn. Ei, da kommt Freund Griesinger. Er wird uns erzählen, was alles draußen vorgeht.

Griesinger (kommt) Alles geht durcheinander. Die Wiener sind ungehalten, daß man kapituliert hat. Sie wissen nicht, daß kein Widerstand mehr möglich war, da Erzherzog Karl noch fern ist. Es kam zu Schlägereien.

Beethoven. Freilich wie zu Tische gebeten erscheinen diesmal die Gallier nicht.

Griesinger. Man hat ihnen auch beim Einzug die saure Arbeit angesehen. Finster schritten sie durch die Gassen, unmutig über den Widerstand und den Abscheu, auf den sie getroffen. Die Beutestücke, die sie trugen, waren auch nicht geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen.

Beethoven. Fort aus diesem Treiben! Ich sehne mich hinaus in die reine Natur, an den murmelnden Bach; beim Sang des Kuckucks und der Wachtel möchte ich in das Lied der Hirten mit

einstimmen, froh und dankbaren Gefühls nach diesem Gewittersturm der Weltgeschichte.

Elsler. Da kommt der Fürst Esterhazy herauf mit einem französischen Offizier.

Beethoven. Dem möcht' ich nicht begegnen. Ich könnte mich nicht beherrschen.

Haydn. Bleibt mir zu liebe, lieber Beethoven! (Fürst Esterhazy tritt ein mit einem französischen Offizier.)

Esterhazy. Lieber Haydn, da bring ich Euch einen französischen Offizier, der mich gebeten hat, ihn hieherzuführen, um die Huldigung der Sieger dem höheren Sieger darzubringen.

Offizier. Ich bin glücklich, den Liebling unserer Nation zu begrüßen, der noch jeden Hörer gefangen genommen hat. Sie haben die Welt erobert durch Schönheit, Ordnung, Reinheit und Einfalt. Ihr Genius, nun männlich stark, nun schmeichlerisch reizend, findet nirgends verschlossene Tore. Ihr Name ist ein Turm voll Macht, Ihre Verehrer blicken zu Ihnen wie zu einem Heros der Geister empor.

Haydn. O beschämen Sie mich nicht! Ich weiß es nicht anders zu machen. Wie ichs habe, so geb' ichs. Mein Beispiel zeigt nur, wie aus dem Nichts etwas werden kann durch Treue und Vertrauen. Die Not zwang mich, zu meiner Kunst zu flüchten. Wenn ich an sie und an Gott denke, so ist mein Herz voll Freude.

Offizier. In der Tat, Sie holen das Feuer vom Himmel, um irdische Herzen zu erwärmen.

Haydn. O könnte ich das! Könnte meine Arbeit eine Quelle sein, aus welcher der Sorgenvolle, der Belastete und Bekümmerte Ruhe und Zufriedenheit schöpfte! Dies Bestreben war der

mächtige Beweggrund meiner Anstrengungen für die Kunst.

Offizier. O Sie hätten sehen sollen, mit welcher Begeisterung die Pariser Ihre Schöpfung aufnahmen!

Haydn. Mir lag daran, das Wesen der Gottheit in Liebe und Güte auszudrücken. Aber ich habe dabei meine Kräfte fast übernommen. O Gott, wie viel ist noch zu tun in dieser herrlichen Kunst!

Offizier. Dann mache ich mir ein Gewissen daraus, Sie, wie ich wollte, zu bitten, mir etwas zu spielen.

Haydn. Ich bin niemals ein Hexenmeister auf dem Klavier gewesen. Mozart hätten Sie spielen hören sollen oder Gluck singen! Das ging ans Herz. Aber Sie haben hier einen würdigeren Nachfolger jener Meister als mich. Herr van Beethoven —

Esterhazy. Freilich, lieber Beethoven, Sie werden uns etwas phantasieren. — Geben Sie acht, der versteht zu donnern und zu blitzen, wie euer Napoleon! Nun, Beethoven, tun Sie doch nicht, als hatten Sie nicht gehört!

Beethoven. Für diesen Herrn da bin ich nicht zu haben.

Esterhazy. Verzeihen Sie, mein Herr. Unser Freund ist etwas wunderlich und auf die Franzosen schlecht zu sprechen. Aber mir zu liebe wird er es tun, wenn ich ihn bitte.

Beethoven. Ich lasse mich weder bitten, noch mir befehlen, selbst nicht von einem Fürsten. Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt. Was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben; Beethoven gibts nur einen. (Er geht ab.)

Esterhazy. Hahaha, da läuft er davon, das närrische Genie!

Haydn. Entschuldigen Sie diesen Auftritt in meinem Hause! Herr van Beethoven meint es nicht so schlimm.

Offizier. Ich würdige vollkommen die patriotischen Gefühle, die den feurigen Künstler zum Mißmut gegen einen feindlichen Krieger hinreißen. Ich selber folge nur ungern dem Rufe Bellonas und freue mich auf die Zeit, da endlich wieder die Lyra die Kriegstrompete ablösen wird. Ich bin voll Bewunderung für die Heldentaten Ihres Heeres und seines Führers, des Erzherzogs Karl. Aber ich bin leider gezwungen, gegen die Nation zu kämpfen, der ich mehr an geistigen Genüssen danke als meiner eigenen. Leben Sie wohl, edler Meister! Ich eile in die Schlacht gegen Ihr Volk. Aber ich weiß, dort oben im Himmel gibt es elysische Gefilde, wo wir wieder zusammenkommen wollen, um die parnassischen Freuden nachzuholen, die uns hier das Tosen des Kampfes versagt. Ich bin noch jung; aber wer weiß, ob ich nicht Ihnen, dem Greise, voraneile und dort jenseits schon bereit stehe, Sie zu empfangen!

Haydn. In diesem Sinne werden Sie mirs nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen zum Abschied einen Gesang biete, der uns freilich jetzt entzweit, aber doch meinen ganzen irdischen Trost ausmacht. Lassen Sie mich zum Klavier. — Sie haben eine Stadt betreten, der unser geliebter Kaiser flüchtig fernbleiben muß. Dieser Kaiser hat bis jetzt fast nur Niederlagen erlebt, die deutsche Kaiserkrone verloren, das Reich um blühende Provinzen geschmälert gesehen. Er hat uns in furchtbare Kriege gestürzt, die das Leben und den Wohlstand seiner Untertanen aufgezehrt haben. Und doch, sollten Sie es glauben, findet unser Herz nur Trost in der

Treue gegen ihn, und selbst ein Sterbender wie ich hat kein anderes Gebet auf den Lippen als das für ihn, den Inbegriff des gemeinen Wohles. (Er singt und spielt leise.)

Gott! Erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellstem Glanz!
Ihm erblühen Lorbeerreiser,
Wo er geht, zum Ehrenkranz!
Gott, erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

Esterhazy. Was hat er? Er ist wie verzückt.

Offizier. Es ist, als ob er nicht den flüchtigen Kaiser mit den Augen des Geistes schaue, sondern ihn als Sieger in Paris einziehen sehe, geleitet vom Genius seines Liedes!

Griesinger. Ach, er sinkt, er wird ohnmächtig. Er stirbt!

Eisler. Tragen wir ihn in sein Bett! Diese Tage des Schreckens haben ihn zu sehr erschüttert.

Offizier. Wahrlich, die Gestalt dieses schlichten und doch so erhabenen Meisters hat mir Dinge gesagt über Kunst und Erdenleben, die bis dahin in meiner Seele tief geruht haben. Mir ist, als hätte ich eine Sonne scheiden gesehen, deren Glanz nie ganz verbleichen kann. Ich erkenne, daß wir eine Nation, die voll solchen Geistes ist, wohl vorübergehend besiegen, aber nie dauernd überwinden können. Ihren Söhnen gehört die Zukunft.

6.

An der Donau bei Aspern.

22. Mai 1809.

(Der Donaufürst, Donauweibchen, Wassermänner, Nocke und Nixen.)

Donaufürst.

He, Nebel, mein Knappe, nun heb dich vom Bette
Und walle und woge hier rings um die Stätte!
Nicht murre! Ich will es, der Donaufürst, ich.
Das Schießen und Lärmen, schon widert es mich.
Ich will auf der Lobau, trotz allen Gewalten,
Mit all meinem Hofstaat die Mittagsruh halten.
Du komm, Donauweibchen, komm mir an die Seite!
Ihr Nixen und Nöcke aus Weite und Breite,
Umlagert die Auen und säuselt mir zu
Ein uraltes Lied voll Geheimnis und Ruh!

Wassermann.

Verstimmt ist mir Harfe, verstimmt all mein Sinn.
Das Kriegesgetümmel, es raffte mir hin
Die zaubrischen Lieder, so Wogen und Wellen
Sonst wissen zu sänftigen, wie auch zu schwellen,
Die Lieder, die Bäume entwurzeln und Berge,
Von denen schon irr ward manch menschlicher Ferge.

Nixe.

Ich komm von der oberen Donau geschwommen,
Dort hab ich sonst fröhliche Sänge vernommen
Von schwäbischen, bayrischen Dirnlein, juchhei!
Das ist nun vorüber, das ist nun vorbei.
Dort gab's so viel blutige Schlachten voll Wut:
Die Donau, die Traun, alles schwimmt voll von Blut
Und Leichen. Es ist keine Lust mehr, nur Pein,
In solcher Verwirrung noch Nixe zu sein.

Nöck.

Auch am Inn bis Tirol ist nur Schießen und Schallen.
Ein ehrlicher Nöck hat daran kein Gefallen.

Donaufürst.

Der Unruhstifter, der ist nun am Ort.
Zwei Tage schon kämpft er bei Aspern dort.
Er hat mir die Lobau, mein wonniges Eigen,
Den Schauplatz für manchen verschwiegenen Reigen,
Zur Festung gemacht und mit Brücken gekettet
An beide Ufer, und frech drein gebettet
Die schamlosen Franzen. Voll Graus und voll Wust
Ist all meine Au nun, sonst all meine Lust.

Nöck.

Nun sieh doch, o Vater der Flüsse und Quellen,
Du adliger Donaufürst, unseren Wellen
Wär wahrlich der Freche jetzt leichtlich ein Spiel.
Befiehl nur! Nie ward uns ein lockender Ziel.
Laß nur unsre Wogen die Dämme zerreißen,
Die Au überströmen, die Wälle zerschmeißen,
Die Menschlein ertränken! Ein Stündelein nur,
Und, hei! von dem allen blieb kaum noch die Spur.

Donaufürst.

Gern tät ich's; lang mangeln mir Opfer. Doch wehe,
Uns allen verbot der Herrscher der Höhe
So artige Sündflut, wie sonst wir sie üben;
Sonst soll uns die ärgste der Strafen betrüben:
Sonst wird uns die wogende Freiheit geraubt,
Wir werden zu Steine vom Fuß bis zum Haupt.

Nixe.

Wie aber, mein Väterchen, wenn wir die Brücke
Nur heimlich anstießen mit listiger Tücke?
Dann fiele der Arge in grimmige Falle;
Er müßte verderben, frei wären wir alle.

Nöck.

Getraust du dich, Nixlein, das wirklich? Wie fein!
Dafür wollt' ich immer zu Diensten dir sein.
Ich wollte dir Schätze des Meers dafür bringen,
Wenn dir dieses Stücklein nur möchte gelingen.

Donaufürst.

Verruchte, nein, bleib! Unterfteh dich nicht!
Sonft trifft dich mein Bann und das fchwerfte Gericht
Zu Stein follft du werden! Haft du's nicht vernommen?

Nixe.

Ei, was ift es weiter? Als Steinbild zu frommen
Den Menfchen, in Dankbarkeit ewig geehrt
Auf Platz und im Garten, auch das ift was wert.

Donaufürst.

Die Tolle! Leichtfinnig enteilt fie mit Lachen.
Sie hört nicht die Warnung.

Nöck.

Ha, neuerlich krachen
Kanonen, und gräßliches Kampfgefchrei
Dringt näher und näher zum Ufer herbei.

Nebel.

O Fürft, nicht mehr länger kann ich dir den Schleier
Des Nebels ausfpannen zur göttlichen Feier.
Der Sturmwind, den donnernd die Reiter erhoben,
Zerreißt das Gewebe, aus Dünften gewoben.

Donaufürst.

Ihr Kinder, verfchwindet! Hinab, ihr Gefellen!
Daß keiner uns fchaue! Hinab in die Wellen!

(Die Waffergeifter verfchwinden. Die Nebel heben fich. Franzöfifche Truppen kommen auf dem Rückzug.)

Marfchall Beffières. Es ift umfonft. Wir erreichen nichts. Schon zwei Tage beftürmen wir die Schlachtreihe der Öfterreicher zwifchen Afpern und Eßling ganz vergebens. Ah, da kommt Marfchall Lannes.

Lannes (kommt) Wer befehligt hier? Sie, Marfchall Beffières? Das hätte ich nicht gedacht. Ich hätte von Ihnen mehr erwartet. Ihre Un-

entschlossenheit hat den entscheidenden Angriff vereitelt. Ich rechnete sicher auf Sie, aber Sie enttäuschen uns. Seit zwei Tagen paradieren Sie vor dem Feind, ohne ihn zu verjagen, und ich habe Ihnen doch entschieden befohlen, mit allem Nachdruck vorzugehen.

Bessières. Sie vergessen, daß auch ich Marschall bin und nur meinen eigenen Befehlen zu gehorchen habe. Ich bin übrigens nicht gewohnt, anders als mit Nachdruck anzugreifen. Aber wo sind denn Ihre Erfolge, da Sie allein glauben unwiderstehlich zu sein? Sie sind um keinen Fuß weiter vorgerückt.

Lannes. Das war Ihre Schuld. Wenn Sie weichen, kann ich nicht allein vorgehen und Sie zurücklassen.

Bessières. Sie maskieren dadurch Ihre eigne Zaghaftigkeit.

Lannes. Durch solche Reden machen Sie sich lächerlich.

Bessières. Ich mache Sie so lächerlich, wie es Ihre Fanfaronaden verdienen.

Lannes. Sie werden unverschämt!

Bessières. Ja, weil Sie selber Ihre Züchtigung herausfordern.

Lannes. Darin werde ich Ihnen zuvorkommen! Ziehen Sie!

Bessières. Das brauchen Sie mir auch nicht erst zu befehlen. (Sie ziehen. Napoleon kommt mit Gefolge.)

Napoleon. Was tun Sie, meine Herren? Dort drüben ist der Feind, nicht hier. Ich sehe, daß uns die Ungeduld des Sieges demoralisiert. Ich habe Sie seit zwölf Jahren verwöhnt. Sie werden mißmutig, weil ich Sie zwei Tage lang etwas länger mit den Österreichern spielen lasse. Aber es steht uns zum erstenmal ein ebenbürtiger Feld-

herr, Erzherzog Karl, gegenüber. Mir lag daran, ihn ganz zu erproben. Heute will ich ein Ende machen. So lange die Brücke über die Donau hält, sind wir im Vorteil. Ich habe die ganze Nacht hindurch Truppen und Munition herüberbringen lassen. Es ist eine Riesenschlacht, wie wir sie bisher noch nicht erlebt haben. Also vorwärts! Ich habe Sie in einer Szene gefunden, die Sühne heischt. Sie werden Ihre Degen, die Sie hier gezogen haben, erst jenseits von Aspern wieder einstecken. Vorwärts! Lannes, ich habe dich einmal einen Teufel genannt, und du warst darüber aufgebracht. Sei es doch heut! Vorwärts! (Die Marschälle mit den Truppen gehen ab unter Zurufen der Soldaten.) In der Tat, der Angriff wird herrlich gelingen. Wen bringt man da?

Adjutant. Sire, österreichische Gefangene. Ein General ist darunter. Er ist schwer verwundet. Es ist General Weber. Ich fürchte, er wird nicht davonkommen.

Napoleon. Holen Sie Ärzte! Ich will ihn als Siegesbeute mit mir nehmen. Bald sollen noch andere Trophäen folgen.

General Weber. Nein, keine weiter. Ich bin freilich um den Preis des Sieges gekommen. Ich sterbe aber im Siegesgefühl der gewonnenen Schlacht.

Napoleon. Das ist Wahnsinn. Er phantasiert im Fieber. Ihre Sache ist verloren.

Weber. So schien es wohl, denn vor dem furchtbaren Anprall Ihrer Stöße stoben zertrümmert unsre Bataillone auseinander. In der Nähe des Erzherzogs Karl fiel sein Freund Colloredo. Aber der Schmerz reißt ihn zur Tat der Entscheidung hin. Er ergreift die Fahne des Regiments, das eben weichen will. Ich seh ihn vorangehen, hohe Worte von Mannesehre, Pflicht und Mut, von

Rettung des Vaterlandes kündend. Sein Beispiel begeistert uns alle. Wir folgen ihm und die furchtbare Lücke schließt sich wieder. Die Reihen der Franzosen stocken starr vor dem Ansturm. Vergebens suchen ihre Reiter noch der Unsern Viereckstellungen zu sprengen. Fürst Liechtenstein, der Reiterheld, wirft sie zurück und unsre ganze Linie geht voran.

Napoleon. Dieser Unglücksrabe scheint recht zu berichten. Ich bemerke Verwirrung in unsern Reihen. Fliegen Sie und bringen Sie mir Nachricht! Was kommt da für neue Botschaft? Woher?

Offizier (kommt). Sire, von der Donaubrücke. Sie ist nicht mehr. Das immerwährende Steigen des Stromes, die entwurzelten Bäume, die er daherwälzte, die brennenden Mühlen, die der Feind auf sie losschickte, haben die Brücke zerrissen in dem Augenblick, da sechs Kürassierregimenter und die Artillerie sich zum Übergang anschickten.

Napoleon. Also keine Verstärkung mehr? Keine Munition mehr? Ich sehe die Unsern weichen. Die Österreicher wälzen sich auf Aspern los. Lannes soll ihnen die letzten Reiterregimenter entgegenwerfen. Sie müssen sich für die Rettung der Armee aufopfern. Auf Lannes allein setze ich noch alle meine Hoffnung.

Adjutant. O Sire, man bringt ihn dort, schwer verwundet. Eine feindliche Kugel hat ihm beide Kniee zerschmettert.

Napoleon. Das ist für heut die schlimmste Botschaft. Aber wir müssen an den Rückzug denken. Lassen Sie ein Boot für mich bereit halten! Hier der österreichische General soll mit hinüberfahren. Schaffen Sie ihn dahin!

Weber. Ihr bemüht euch um eine Leiche! Aber ich sterbe zufrieden, denn ich habe den großen Napoleon zittern gesehen. (Er wird weggetragen.)

Napoleon. Schöpft mir eine Hand voll Wasser aus der Donau, meine erhitzte Stirn zu kühlen! — O diese verräterische Welle, die mich um den Sieg bringt! (Lannes wird gebracht.) Bist du's, mein alter Kamerad Lannes? Du bist arg zugerichtet!

Lannes. Das ist noch nicht das ärgste. Aber meine Ehre! Der Vorstoß mißlungen. Die erste Schlacht meines Lebens verloren.

Napoleon. Denk nur an deine Wunden! Ist Gefahr vorhanden? — (Der Arzt zuckt.) Nein, du darfst nicht sterben, mein Freund! Du mußt leben! Laß dich umarmen! Hier an deiner Seite laß mich knien und mit dem Tode ringen. Alter Kamerad, du erinnerst mich an unsre besten Tage, an Italien, an Ägypten. Du Held von Jena und Friedland, Held von Saragossa, du darfst nicht hier dein Ende finden! Gewiß hat dich der Zwiespalt mit Bessières in dies Unglück getrieben!

Lannes. O nein. Ich würde ihn jetzt um Verzeihung für meine harten Worte bitten, wenn er hier wäre. Ist mir's doch nicht besser ergangen. Aber ich habe keinen Lebensmut mehr. Ich will nicht mit dem Tode ringen.

Napoleon. Kommt, ins Boot! Er soll hinüber.

Lannes. Nein, ich will nicht als Besiegter vom Schlachtfeld. Ich will hier sterben. Ich lasse mir nichts vorschreiben. Geh allein fort! Ordne du den Rückzug!

Napoleon. Nein, rede noch mit mir! Klag' mich an! Mach' mir Vorwürfe über meine unersättliche Eroberungssucht, die steten Kriege, die mir alle meine Freunde rauben! Ich bin ihr

Mörder, bin der Mörder all dieser Tausende. Ich weiß es. Deine Augen sagen es mir. Diese stummen Blicke deiner Umgebung sagen es alle. Ihr habt genug der Kriege und Siege, obwohl ihr alle tapfre Helden seid. Nur ich allein, ich habe nicht genug! Aber glaub' mir, auch ich bin es müde. Aber ich kann nicht, ich darf nicht! Es ist stärker als ich, der Starke, bin. Das Schicksal, das Fatum! Es wird mich fallen, willst du sagen? Ich weiß es. Aber was können wir beide dagegen, wir armen Menschen, die wir von einer höheren Macht dahingestoßen werden? O, ich möchte weinen und schluchzen! O ich möchte nichts mehr wissen von dieser Welt. Ruhen, schlafen! Aber mein Dämon reißt mich empor, so wie dich der deine. Ein Gott spielt mit uns und jagt uns vorwärts, so daß uns nichts erstrebenswerter dünkt als das Gegenteil von allem Erfreulichen. Warum? Wozu? Ach!

Adjutant. Sire, die Marschälle kommen.

Napoleon. Was gehen sie mich an. Lannes ist tot! Ich will einmal ich selber sein und weinen.

Davoust. Sire, ich muß mich anfragen, ob auch die Insel Lobau geräumt werden soll. Sie ist ein Schauplatz des Elends, voll Verwundeter.

Berthier. Ich meine, wir müssen uns durchaus bis nach Wien zurückziehen, so schnell wie möglich, selbst mit Zurücklassung aller Verwundeten, der Artillerie und der Pferde.

Massena. Das hieße freilich, die Wiener ermuntern, den Erzherzog Karl herbeizurufen und sich gegen uns zum Aufstand zu rüsten. Das bedeutet den Abzug aus Wien, den Rückzug bis Straßburg. Unsre Verbündeten würden abfallen, das Glück des Kaiserreiches wäre vernichtet, die Größe Frankreichs zerstört.

Napoleon (sich aufrichtend). Nein, das soll noch nicht geschehen. Massena, Sie müssen Aspern bis Mitternacht zu halten suchen! Nein, wir dürfen nicht fliehen wie feige Hasen. Das Glück hat uns heute nicht wohl gewollt. Aber der Feind soll uns doch auch nicht in die Donau werfen! Wir leben noch und wir werden die Armee und unsere Ehre retten. Zeigen wir uns dessen würdig, was wir bisher getan haben! Ihr bleibt auf der Lobau. Ihr werdet euch hier verschanzen und in einem Monat wollen wir dem Erzherzog Karl Revanche geben. Kommen Sie!

Massena. Sire, Sie sind ein großherziger Mann und wert, uns zu kommandieren. Ich will heute als der Letzte Aspern verlassen und alle Kürasse und Flinten auflesen lassen, damit die Österreicher so wenig Trophäen wie möglich aufweisen können. (Alle ab. Es ist Nacht geworden. Der Nöck taucht aus dem Wasser auf.)

Nöck.

Endlich weicht aus unserm Kreis
All das menschliche Geschmeiß,
Unnatürliches Getu',
Störung hehrer Schöpfungsruh.
Ich begreif noch immer nicht,
Warum die Natur den Wicht,
Diesen Menschen in die Welt
Sich zur Plage hat gestellt,
Alles Schöne zu verschänden,
Alle Ordnung umzuwenden!
Also hat der Menschen Wahn
Heut auch Schlimmes angetan
Meinem Liebchen. Wahnbedrängt
Hat sie sich hineingemengt
In das Treiben, ließ die Wellen
Gen das Brückenspielzeug schwellen.
Aber ach, der Fluch traf em,

Und mein Nixlein ward zu Stein,
Ach, fürwahr zum schönsten Steine.
Weine, Nöck, o weine, weine!
Diese Menschen sind imstande,
Graben aus dem Wellensande
Einst den Stein und stellen ihn
Frech in ihren Garten hin,
Lassen drum die Kinder lärmen,
Mädchen und Soldaten schwärmen.
Was die Maid den Nibelungen
Einst zu Not und Tod gesungen,
Rächt sich nun zu später Zeit.
Weh dir, weh dir, Donaumaid!
Donau, wall' empor! Dir droht
Neuer Nibelungen Not.

7.

Österreichisches Lager bei Znaim.

Juli 1809.

(Der Freiwillige Franz Kratky und andere Soldaten.)

Franz.

Ja, nur von zwei Stunden hat's abgehangen,
So wär sie nicht verloren gegangen,
Die Schlacht bei Wagram. Doch Brüder, seid still!
Der Kamerad da, der kommt vom Schill.

Rummelpuff.

Ich habe den Schill mit Augen gesehn;
Das war ein Husar, so stattlich und schön.
Ja, wie ein Wetter kam er an;
Er war ein kühner Rittersmann!
Ich folgte ihm in die heißblutige Schlacht
Und gab den Franzosen manch derbe Tracht.
Doch leider in der Stadt Stralsund
Schlug ihm zu früh die Todesstund.

Seine Leute sind alle gefangen und tot.
Kaum entkam ich selber der Not.

Franz.

Ja, wenn's auch hier und dort nicht gelang,
Ich hoff, es währet nimmer lang,
Wir werden's aufs neue probieren.
Der eine gewinnt, der andre verliert:
Wer aber als tapfer befunden wird,
Der kann nicht die Ehre verlieren.

Rummelpuff. Ei, ist denn aller Wein und Schnaps auch schon ausgetrunken? Zu essen ist überhaupt nichts mehr aufzutreiben. Die ganze Gegend ist ausfouragiert. Aber du, Kamerad, giltst ja als halber Hexenmeister. Nun hast du Gelegenheit, es zu zeigen.

Franz. Das sollt ihr auch sofort sehen. Laßt es uns gleich bei dieser Hütte versuchen und anklopfen. — Heda, Mutter, grüß Gott! Da waren wir, eine Schar guter Österreicher, halb tot vor Hunger. Gebt her, was ihr zu essen habt! Wir zahlen bar. (Ein altes Weib kommt heraus.)

Weib. Haben selber seit zwei Tagen keinen Bissen gesehn. Kann euch nichts geben. Ist gar nichts im Haus, rein gar nichts.

Franz. Ist's wirklich so, nun, dann ist's meine Pflicht, euch und allen auszuhelfen. Hört, ich stamme von dem alten berühmten Zauberergeschlecht des Klingsor, des Doktor Faust und Professor Paracelsus und kann euch aus Kieselsteinen eine delikate Suppe kochen. Ihr könnt umsonst mitkosten. Schafft nur die Steine herbei, zündet Feuer an, hängt einen Kessel mit Wasser darüber! — So, die Steine da wollen wir zuerst ein wenig abputzen. Dann gleich in den Kessel hinein! Das Wasser wird bald sieden. Wenn ihr uns eine Hand voll Salz verschaffen könntet, ging's noch schneller, daß die Steine weich würden.

Weib. Ich werd' laufen und schauen!

Franz. Vielleicht könnt Ihr auch einen Brocken Butter oder Schmalz auftreiben. Ist nicht gerade nötig, aber es schmeckt so besser. Und wenn Ihr einen Schnitz Brot oder ein wenig Mehl hättet, so ging das Zaubern doppelt so schnell. — Nun gut, ja, das wird es schon tun. Jetzt, wenn Ihr ein übriges tun wollt, so denkt nach, ob nicht in einem Winkel Eures Kellers noch ein paar Erdäpfel, Ruben oder dergleichen zu finden wären. Ja, geht nur, geht! (Sie geht ab)

Rummelpuff. Pst! Während ihr da zaubert, hab ich mich auch ein wenig umgesehn und dort im Rauchfang diesen prachtigen Schinken gefunden.

Franz. Schnell hinein in die Suppe, ehe die Alte zurückkommt! Das gehört auch zum Zauber. — Ei, Mutter, schon wieder da? Und was ihr alles da gebracht habt, gelbe und weiße Rüben, Grünzeug und Wurzelwerk. Das ist ja schon fast zu viel. So, jetzt kommt aber die Hauptsache, der Zauberspruch. Dabei ist es nötig, daß ihr alle mäuschenstill seid und daß keiner an was Dummes denkt. Also: Aus nichts wird nichts, — Faustus sprichts. — Doch der Stein — wird zu Bein, — Fleisch und Salz, — Brüh' und Schmalz, — Korn und Brot — in der Not — durch das Wort — immerfort — und den Witz. — Wie der Blitz — ist's getan. — Greift es an! — So, das hat mich aber auch angegriffen. Nun her mit Löffeln, Finken und Messern, und drein gefahren in die Steine! — Schmeckts?

Weib. Hab noch nie eine so gute Suppe verkostet.

Rummelpuff. He, da hab ich mit meinem Bajonett auch was herausgezerrt. Ein weichgewordener Kieselstein! Der wird geteilt. Jedem ein Stück, auch der Frau Wirtin!

Franz. Ja, Frau, und wenn Ihr noch mehr solche Suppen haben wollt, so hebt nur die übrigbleibenden Kieselsteine auf. Die reichen noch für hundert solche Suppen. Und damit Ihr für Feuer und Zutat bezahlt seid, will ich noch in meinem Hute hier von allen ehrsamen Gästen eine Beisteuer für euch einsammeln.

Weib. Aber das ist ja alles zu viel!

Franz. Es ist nicht zu viel, es ist grad recht. Nun ist niemand dem andern was schuldig. Behüt euch Gott, Mutter! — Aber wer kommt denn da? Mein Zwillingsbruder Leopold, der seit der Schlacht von Wagram verschollen war!

Leopold Kralik (kommt). Ja, Bruder, ich bins. Bin gefangen worden, vor den Kaiser Napoleon gekommen, der mich ausfragen wollte; doch ich hab ihm nichts gesagt. Endlich fragt er mich, warum ich so betrübt sei. Ach, sag' ich, weil ich morgen die große Schlacht bei Wagram nicht mitkämpfen kann und weil ich das Vermögen meines Hauptmanns bei mir trage, das er meiner Ehre anvertraut hat, damit ich's, wenn er fällt, seiner Frau bringe; nun wird er vielleicht glauben, ich sei mit dem Geld entflohn. — Da hat mir der Kaiser zum Trost versprochen, mich bald auswechseln zu lassen und so bin ich nun da.

Franz. Dann komm nur schnell zu unserm Hauptmann; er lebt, ist aber schwer verwundet und wird sich freuen, dich wieder zu sehn. (Alle ab. Das Weib kommt.)

Weib. Spektakel! Der Schinken, den ich versteckt hab, der ist verschwunden. So geht's, wenn man sich mit Zauberern einläßt. Zum Glück ist das Geld, das sie mir dagelassen haben, zwei solche Schinken wert. Nun will ich's aber so schnell wie möglich ausgeben, daß es nicht auch verschwindet. Verschwinden muß es doch einmal. Ei, da kommen

die beiden Erzherzoge. (Sie geht ab Es kommen Erzherzog Karl und Erzherzog Johann.)

Johann. Ich wußte ja, Bruder Karl, daß man meinem angeblich verspäteten Eintreffen alle Schuld an der verlornen Schlacht bei Wagram zuschreiben würde.

Karl. Lieber Bruder Johann, machen wir uns gegenseitig keine Vorwürfe! Man beschuldigt mich auch, ich hätte die Schlacht zu früh abgebrochen, in einem Augenblick, da Kaiser Franz selber sie für gewonnen hielt. Gewiß, ich würde heut manches anders machen. Jedes Heer und jeder Feldherr ist immer noch einer größeren Anstrengung fähig. Aber alles hat doch seine Grenze. Ich habe so dem Reiche wenigstens das Heer erhalten, und das ist die Hauptsache.

Johann. Man weiß, Bruder Karl, du warst immer gegen den Krieg.

Karl. Aber nicht gegen die Rüstung und die Wehrhaftigkeit. Einem stets gerüsteten Staat kann keine Niederlage etwas anhaben. Napoleon vergeudet seine Kräfte; seine eignen Siege werden ihn verderben. Laß uns durch geistige und körperliche Bildung und Zucht, durch die Ordnung des Staats uns stark erhalten, unsere Stärke steigern und meinetwegen eine Weile sieglos bleiben.

Johann. Eine sonderbare Ansicht für einen Krieger!

Karl. Die einzig richtige für den, der zuletzt Sieger bleiben will.

Johann. Napoleon tut anders und siegt.

Karl. Ihm bleibt bei seiner Lage kein anderer Weg, um seinen Sturz aufzuhalten, dem er doch kaum entrinnen wird.

Johann. Immerhin wundere ich mich, wie du bei solchen Ansichten den Oberbefehl übernehmen konntest. Du mußtest so unterliegen.

Karl. Ich wollte das gut machen, was andere ſchlecht machten. Ich opfere mich als der Beſonnene für euch, die Unbeſonnenen. Ich rette, was zu retten war. Ich ſichere euch und Deutſchland die Zukunft, das iſt das Hauptziel dieſes Feldzuges. Der Name Aſpern wird nicht ſo bald vergehen und manchen Verzweifelten aufrichten. Aber komm, ich habe dir noch mehr zu eröffnen. Ein Waffenſtillſtand wird vorbereitet. Auch erwarte ich Nachrichten aus Tirol. Sie gehn uns beiden nahe. Komm!

8.

Saal in der Hofburg zu Innsbruck.

28. September 1809.

(Tiroler Schützen und Mädchen tanzen zur Zither.)

Chor.

Juchhe, Tirolerland!
Iſt überall bekannt.
Die Madel und die Bubn
Wachſen her wie die Rubn
Und ſpringen beim Tanz in d' Hoh,
Munter und friſch wie die Reh.
Und wenn der Feind ruckt an,
Kommen glei d' Schützen zſamm.
Eh wir uns ergeben,
Eh laſſen wirs Leben
Und bleiben dem Kaiſer treu.
Juchhe, es bleibt dabei!

Haſpinger. Macht keinen ſolchen Lärm da! Der Sandwirt leidets nit. Und gar das Tanzen! Das iſt ſchon ganz aus der Weis, daß ihr da herinnen in der kaiſerlichen Hofburg zu Innsbruck, wo ſonſt nur die höchſten Stände Zutritt haben, euch breit macht.

Speckbacher. Wir Bauern haben Tirol frei gemacht und sonst niemand. Wir haben vier Könige mitsamt einem Kaiser nicht gefürchtet, den Franzosen, den von Italien, den von Bayern, Sachsen und Württemberg. Wir haben ein Recht, da zu sein und froh zu sein.

Chor.

Tiroler sind lustig,
Sind munter und froh,
Sie trinken a Weinel
Und tanzen a so.

Andreas Hofer (kommt) Ja, meine lieben Landsleut, glaubts, wir sein eppa zum Singen und Tanzen da? Ja, wenns a fromms Lied gilt oder einen Schützen- und Kriegsgesang, dann tu ich auch mit. Aber ich hab zum Dank für das Wunder, weil uns der liebe Gott geholfen hat, das strenge Mandat ausgegeben, daß nur bei Hochzeiten getanzt werden darf.

Speckbacher. Bei dem Wunder hast du das beste getan, Sandwirt. Sollst leben!

Hofer. Bscht! bscht! I nit und ös nit. Der droben! Ich gönn euch nach so viel Leiden und Gefahren gern eine Lustigkeit, aber mit Ordnung und Kriegszucht. Wir müssen, meine lieben Brüder, durch erbauliche Zucht den lieben Gott versöhnen. Den Lumpen soll scharf zu Leib gerückt werden. Aber ich selber kann doch nit überall dabei sein, und ihr folgt mir halt nit. Aber meinetwegen tut es, oder laßt es bleiben!

Speckbacher. Lieber Hofer, schau, da kommt ein schöner Wagen dahergefahren mit Leuten; die bringen gewiß was Rares. Saprawolt, das ist ja gar der Sieberer und der Eisenstecken, die da herausfteigen.

Hofer. Was, die zwei Lumpen, die uns damals im Stich gelassen haben? Von denen will ich nix hören.

Haspinger. Sie kommen vom Kaiser, sie bringen was von ihm.

Hofer. Ja, den Kaiser werd' ich freilich anhören müssen, wenn er auch seine Wort auf Lumpen schreibt. — Was bringts? (Sieberer und Eisenstecken kommen.)

Sieberer. Du lieber Hofer, schau uns nit so schief an! Auch wir haben unser Bestes getan. Wir sind beim Kaiser gewesen und haben unsere Sach bei ihm vertreten. Und wir kommen von ihm mit einem schönen Gruß und einem Brief, und wir sollen dir die große goldene Gnadenkette mit dem Bild des Kaisers umhängen. Da sind auch noch dreitausend Dukaten für die Erfordernisse des Landes.

Hofer. Was vom Kaiser kommt, das muß gut sein. Durch diese Botschaft ist mir auch ein schwerer Stein vom Herzen geschoben. Im Vertrauen auf das Wort des Kaisers hab ich ja die ganze Sach angefangen und auch dann noch weitergeführt, als der Kaiser zum Waffenstillstand ist gezwungen worden. Aber bis auf den heutigen Tag hat mir das Herz geklopft und der Schlaf ist mir manche Nacht zum Feind geworden, weil ich mich gefürchtet hab, am End muß uns der Kaiser doch aufgeben und wir sind Rebellen gewesen. Aber jetzt weiß ich, daß ich recht getan hab. Und so will ich mit Gottes Hilf noch weiter ausharren. Mein Herz ist voll Freud. Laßt uns in die Kirche gehn, dem Herrgott danken und das Tedeum anstimmen. Der Abt von Wilten soll mir die Kette weihen und umhängen. Nur aus seinen Händen will ichs empfangen. (Alle ab bis auf Hofer. Völderndorff kommt.)

Völderndorff. Ein Wort, Herr Oberkommandant!

Hofer. No, was ists? Wer seid Ihr?

Völderndorff. Leutnant Völderndorff; ich war unter den bayrischen Gefangenen. Sie schickten mich nach München und Wien auf Ehrenwort, mich wieder zu stellen. Nun bin ich da.

Hofer. Wohl, wohl, ich erinner' mich. Was habt Ihr ausgerichtet? Ich bin pressiert.

Völderndorff. Man hieß mich Ihnen mitteilen, daß der Friede gewiß sei. Für Tirol wird eine unbedingte Amnestie ausgesprochen werden, wenn es die Waffen niederlegt.

Hofer. Ja freilich, wenn uns der Friede wieder mit Österreich vereinigt —

Völderndorff. Das wird nie geschehn. Napoleon will es nicht dulden. Sein Zorn ist durch den Aufstand aufs höchste gereizt. Der Name Tirol soll für immer verschwinden. Das Land soll in drei Teile geteilt und zu Bayern, Italien und Frankreich geschlagen werden.

Hofer. Ha, wie schlau! Man will uns durch Schreck und Lug die Waffen aus der Hand winden; wie damals bei der Taborbrücke. Auch damals hat man gelogen, der Friede sei fertig, und dann hat Napoleon gelacht und gesagt, das wär nur Kriegslist gewesen. Wenn morgen ein Brief vom Kaiser kommt und bestätigt das, was Ihr sagt, ich glaubs nit, er hätt denn das Siegel. Und dann erst noch nit, denn das Siegel kann gestohlen oder gefälscht sein.

Völderndorff. Sie werden sich durch diesen Unglauben um Ihren Kopf bringen.

Hofer. Lieber um den Kopf, als um die Ehr. Ich will nit mein Lebtag mit Fingern auf mich zeigen lassen: Schaut, das ist der, den die Franzosen angeschmiert haben! Ich weiß wohl, was so furchtbar angefangen hat, das kann nit ohne

Blut ausgehn. Es sind schreckliche Taten geschehen. Die Verwirrung war entsetzlich. Keiner hat mehr gewußt, was wahr und falsch, was recht und unrecht ist. Das alles muß gesühnt werden, und ich werd's sühnen, wenn's nötig ist. Ich hab mich nit anstiften lassen als ein dummer Tiroler, zu einer Sach, der er nit gewachsen ist. Ah nein, das nit! Da läuten schon die Glocken! Ich will jetzt in die Kirche gehn und meinem Herrgott mein Leben aufopfern. Er solls nehmen, aber dem Land zu gut kommen lassen. Tirol wird wieder Tirol werden, aber dafür muß es das Beste hergeben. Und wenn sich kein besserer hergibt, no, so muß i gut gnug sein. Behüt Gott! (Ab.)

Völderndorff. Dagegen kann freilich alle Politik nicht aufkommen. Wir können töten, aber was hilft es, wenn das Opfer seinen Tod will!

(Glocken, Orgel, Gesang aus der Ferne.)

9.

Schönbrunn. Saal im Schloß.

12. Oktober 1809.

(Herzog Champagny, Fürst Liechtenstein, Tschernitschef.)

Champagny. Der Kaiser Napoleon wird sogleich erscheinen, meine Herren, um Sie zu empfangen und die Friedensvorschläge des Kaisers von Österreich zu hören. Es wird nur eben vor dem Schlosse von Schönbrunn eine Musterung der Truppen abgehalten. Wollen Sie sich einstweilen im Garten ergehen? Ihnen, Fürst Liechtenstein, sind ja die Schönheiten des Ortes wohl bekannt. Wir Franzosen sind so sehr entzückt davon, daß der Kaiser sein Bedauern aussprach, dies ganze Lustschloß nicht mit nach Frankreich nehmen zu können. Aber leider werden wir es bald verlassen müssen

Der Friede, den wir mit so vieler Mühe abschließen, vertreibt uns aus diesem Friedensort. Auf Wiedersehen, meine Herren! (Die Österreicher und Russen gehen ab.) Aber was ist denn das für eine Verwirrung, ein Hin- und Herlaufen? General Rapp, was haben Sie?

Rapp (kommt). Es hat sich soeben das Schrecklichste begeben. Ein junger Mann drängte sich an den Kaiser, um ihn zu ermorden. Er wurde verhaftet, man fand ein Messer bei ihm. Er verweigert jede nähere Auskunft, er will sie nur dem Kaiser selber geben.

Champagny. Das ist höchst bedenklich. Wir müssen alle Vorsichtsmaßregeln treffen. Der Mensch kann mitschuldige Verschwörer haben. Man schließe und besetze alle Ausgänge! Da kommt der Kaiser mit Fürst Liechtenstein, dem österreichischen Gesandten. Es wird gut sein, in dessen Gegenwart nichts davon zu erwähnen. (Sie gehen ab. Napoleon kommt mit Liechtenstein.)

Napoleon. Es freut mich, mein Prinz, daß der Kaiser Sie zu mir geschickt hat. Die Diplomaten finden kein Ende. Wir Soldaten werden sogleich ins Reine kommen. Ich werde Ihnen sagen, was ich wünsche, und Sie werden es mir gewähren, weil Sie gerecht und weise sind. Ich will nicht das Verderben Österreichs, sondern dessen Befestigung. Was ich gegen Ihren Kaiser Verletzendes bei Beginn des Krieges gesagt habe, war nur Phrase. Man erlaubt sich dergleichen wohl vor der Schlacht. Es verweht wie der Dampf der Kanonen.

Liechtenstein. Sire, Sie haben es allerdings leicht, nun friedlich gesinnt zu sein, da Sie den Frieden diktieren können.

Napoleon. Wissen Sie, was ich eigentlich in meinem Interesse verlangen sollte? Die Tren-

nung der drei Kronen Österreich, Böhmen und Ungarn, die Vernichtung der Monarchie, außer sie entschließt sich zu einem engen Bündnis, das durch persönliche Bande gefestigt würde. Ihr Herr werde mein dankbarer Freund, mein Bruder, mein Vater und ich will mich zurückziehen, ohne eine Provinz, ohne einen Taler zu verlangen.

Liechtenstein. Ich habe zu dem, was Sie andeuten, keine Vollmacht.

Napoleon. Nun dann kündige ich den Waffenstillstand und eröffne wieder die Feindseligkeiten. Das Universum wird Zeuge eures Wahnsinns sein.

Liechtenstein. Wenn Sie uns zwingen abzuschließen, so habe ich nur die Hoffnung auf die Zukunft und die Überzeugung, die Maßlosigkeit Ihrer Bedingungen könne keine dauernden Grundlagen schaffen. Sie wollen Österreich zertrümmern, aber Sie entfesseln seine Kräfte und schaffen es neu.

Napoleon. Was will ich denn sonst? Der Kaiser trete meinem Bunde bei und eröffne mir seine Familie, so wollen wir vereint die Welt beherrschen! Aber davon wollen wir noch in günstigeren Stunden sprechen. Sie finden in jenen Gemächern meine Bevollmächtigten und können dort mit ihnen den Text des Friedensvertrags feststellen. Auf Wiedersehen bei der Tafel! (Liechtenstein geht ab.) Ist Tschernitschef da? Er möge eintreten! (Tschernitschef kommt.)

Napoleon. Ich bin dem Zaren sehr dankbar, daß er Sie, seinen Adjutanten, hergesandt hat. Ich habe Sie zur Parade und ins Theater mitgenommen, um mit der Freundschaft Rußlands zu demonstrieren und auf die Nachgiebigkeit der Österreicher zu wirken. Aber sonst habe ich keinen Nutzen von Rußland gehabt. Ihre Armee blieb

ruhig an der Grenze stehen und war höchst erfinderisch in Gründen, warum sie sich nicht rühre.

Tschernitschef. Sire, Sie kennen die Bewunderung des Zaren für Ihre Person, Ihr Genie, Ihren Ruhm.

Napoleon. Komplimente sind keine Armeen. Ich durchschaue die Haltlosigkeit dieser Reden. Man zwingt mich, mit Rußland zu brechen. Wenn ihr den Krieg wollt, ich bin bereit dazu. So gut ich nach Berlin und Wien kam, so gut werde ich nach Petersburg und Moskau kommen. Rußland ist wie ein Hase, der, sobald er Schrot in den Schwanz bekommen hat, Männchen macht, um sich umzusehen, und der sich so der Gefahr aussetzt, das Blei auch in den Kopf zu bekommen.

Tschernitschef. Sire, dieser Vergleich —

Napoleon. Apah! Was mich betrifft, ich bin mißtrauisch wie der Naturmensch. Ich beobachte, ich sehe, daß man auf mich zukommt, ich traue nicht und greife zu meinen Waffen. Diese Lage muß ein Ende haben. Gehen Sie und sagen Sie das Ihrem Herrn! (Tschernitschef geht.) Wer ist im Vorzimmer? Ah, Champagny! Bringen Sie endlich die näheren Nachrichten über die lächerlichen Vorgänge in Rom?

Champagny. Ja, hier ist die Bannbulle des Papstes.

Napoleon. So hat der heilige Vater in seiner Verlegenheit wirklich angefangen, lateinisch mit uns zu reden? Ich sehe, die Bulle wurde an den Hauptkirchen Roms angeschlagen. Aber doch sonst nicht?

Champagny. Die Schriftstücke fliegen durch Europa. Man hat sie auch in Notre-Dame angeschlagen.

Napoleon. Pest! Bin ich genannt?

Champagny. Nicht mit Namen, aber aller Welt kenntlich bezeichnet.

Napoleon. So glaubt der schwache Mann, gegen den gewaltigsten Herrscher einen vernichtenden Schlag ausführen zu können?

Champagny. General Radet hat denn auch sogleich den Papst verhaftet und in der Nacht aus Rom geschafft.

Napoleon. Das war eine plumpe Torheit. Übrigens gibt es da kein Heilmittel mehr. Was geschehn ist, ist geschehn. Ich kenne das Volk, es wird dem gefangenen Papst Triumphe bereiten. Lassen Sie ihn schnell nach Savona bringen! Dort soll er totgeschwiegen werden. Wir werden diese kleinen Nadelstiche verschmerzen. Es soll fürstlich für ihn gesorgt werden. So werde ich ihn leicht gewinnen. Als Karl der Große die Päpste zu weltlichen Fürsten machte, wollte er, daß sie seine Vasallen seien. Sie haben das vergessen; ich will sie daran erinnern. Das ist alles. Ich werde ein Konzil in Paris abhalten lassen, dem ich meine Dogmen diktieren werde. Aber genug von diesen Dingen. Was ist es mit dem Verrückten von heut morgen? Lassen Sie ihn bringen! Wer weiß, ob seine Tat nicht mit diesen Intriguen zusammenhängt! (Rapp kommt mit Staps.) Also das ist der Schwärmer? Seine Gestalt ist liebenswürdiger als seine Absicht. Sie heißen Staps? Woher sind Sie? Wer ist Ihr Vater?

Staps. Ich bin aus Naumburg. Mein Vater ist Prediger.

Napoleon. Also doch nicht Katholik? Was wollten Sie, kaum dem Knabenalter entwachsen, mit Ihrem Messer tun? Mich töten? Sie sind verrückt, junger Mann, oder Sie sind Illuminat.

Staps. Ich bin nicht verrückt und weiß nicht, was ein Illuminat ist. Ich wollte Sie töten, weil Sie das Unglück meines Vaterlandes sind.

Napoleon. Durch wen sind Sie abgeschickt worden?

Staps. Nur meine eigene innige Überzeugung, dem Vaterland und Europa den größten Dienst zu leisten, hat mir die Waffe in die Hand gegeben.

Napoleon. Ich bekriege nicht Ihr Vaterland; Deutschland ist schon längst mein. Ich bekriege Österreich.

Staps. Und den deutschen Kaiser.

Napoleon. Es gibt keinen deutschen Kaiser. Corvisart, fühlen Sie diesem jungen Menschen den Puls!

Staps. Ich brauche keinen Arzt. Ich bin nicht krank.

Napoleon. Aber Sie haben einen überspannten Kopf. Ich will Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mich um Verzeihung bitten und Ihr Verbrechen bereuen.

Staps. Ich will keine Verzeihung. Sie zu töten, ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht.

Napoleon. Teufel! Eine sonderbare Ansicht. — Was ist das für ein Porträt, das man bei Ihnen gefunden hat?

Staps. Es ist das Bildnis eines jungen Mädchens, das ich liebe.

Napoleon. Sie bringen sie und Ihre ganze Familie durch Ihr tolles Abenteuer ins Unglück.

Staps. Sie wird betrübt darüber sein, daß es mir nicht gelungen ist.

Napoleon. Und wenn ich Sie bedingungslos begnadige, werden Sie mir Dank dafür wissen?

Staps. Ich werde Sie wieder zu töten suchen, und dann sterben mit dem Rufe: Es lebe Deutschland und die Freiheit! Tod dem Tyrannen!

Napoleon. Da muß ich Ihnen freilich zuvorkommen. Führen Sie den Gefangenen ab! — Das sind die Früchte der deutschen Philosophie. Das sind die Geister, gegen die ich mit Kanonen und Musketen nichts ausrichte. Aber er soll kurz und gut erschossen werden. In den Zeitungen werde er als Verrückter dargestellt, mit zwei Worten, dann rede man nicht mehr davon. Wir dürfen nicht die Einbildungskraft dieser Ideologen erregen. Goethe war leichter zu behandeln. Ist er schon meiner Einladung nach Paris gefolgt? Wiederholen Sie sie ihm! Man muß die deutschen Geister zu gewinnen suchen. Nun, ich werde meinen Weg weiter gehen. Aber fort von hier! Es ist mir da nicht mehr behaglich. Lassen Sie uns schnell Frieden machen! Ich habe die Völker überrascht. Sie verstehen mich noch nicht. Man muß ihnen Zeit gönnen. Ich will mich darum alsobald mit Österreich verbünden. Berthier, Sie werden in kurzer Zeit bei Kaiser Franz mein Brautwerber um seine Tochter sein. Die Scheidung mit Josephine ist beschlossen. Ich muß eine Dynastie begründen, wenn mein Reich nicht nur auf meinen zwei Augen stehen soll. Vor Augsburg streifte mich eine Kugel, hier das Messer eines Wahnbetörten. Ich bin es meinem Werke schuldig, ihm einen Erben zu geben aus der edelsten Dynastie. Kommen Sie, das nähere zu vernehmen! In Tirol ist doch wieder alles ruhig?

10.

Mantua. Im Kerker.

20. Februar 1810.

(Andreas Hofer und sein Schreiber Swet.)

Hofer. Ja, mein lieber Schreiber, da hilft alles nix, wenn wir uns jetzt auch die Köpf zerbrechen, wie's kommen ist, daß wir auf einmal da sitzen im Kerker zu Mantua und nicht mehr in der Hofburg zu Innsbruck.

Swet. Dein Unglück, Sandwirt Hofer, war, daß du das Haus Österreich gar zu viel gern gehabt hast. Hättest dich früher mit den Franzosen verstanden, du wärst jetzt ein großer Herr.

Hofer. Dummer Schreiber, das war mein Glück! Ich müßt mich sonst selber verachten.

Swet. Dann war die Uneinigkeit der Kommandierenden schuld.

Hofer. Auch das war ein Glück; denn so haben unsre Feinde gesehn, daß es nit ein einzelner ist, sondern das ganze Volk. Warum haben sie mich als Oberkommandanten gelitten? Weil ich am wenigsten kommandiert hab. Ich hab den Himmel kommandieren lassen.

Swet. Warum hast du nit dem Kurier geglaubt, der die Nachricht vom Frieden gebracht hat?

Hofer. Weil an dem Brief kein Siegel war und weil kein Tiroler an einen Frieden glauben darf, der Tirol von Österreich reißt. Auch jetzt glaub ich noch lang nit daran. Und dafür sterb ich. Der Kaiser hat wohl so einen Wisch unterschreiben müssen, um die Zeit zu erwarten, wo alles wieder gut sein wird.

Swet. Und doch hättst du damals den Säbel gern eingesteckt, wenn dich nit der wütige Kapuziner Haspinger, der Rotbart, überredet hätt.

Hofer. Ich hab ihm gern gefolgt und auch den Raufhanseln, die mich mit geladenem Stutzen an der Brust gezwungen haben zum letzten Versuch. Grad darin hab ich geglaubt die Stimme Gottes zu vernehmen. Ich hab ausmachen müssen, was ich angefangen hab. Es war zu viel geschehn, es war nimmer gut zu machen, von beiden Seiten nit. Und ich glaub, ich hab recht getan. Wenn das auch nit mehr möglich war, was ich gewollt hab, so war mirs doch möglich, für all das zu sterben.

Swet. Wärst du doch nit, wie alles verloren war, in der verflixten Almhütte geblieben, wo dich der Raffl verraten hat! Wärst gleich nach Österreich zum Kaiser geflohn!

Hofer. Meine Tiroler Berg' hab ich nit lassen können. Ich hab auch keinen Zorn auf den Raffl. Er hat vielleicht auch geglaubt, er tut recht, daß er den ärgsten Unruhstifter in Tirol zur Ruh bringt. Es war wohl nit grad fein, wie ich in der gräßlichen Winternacht auf einmal aus dem Schlaf aufwach und draußen das Knarren von Fußtritten im Schnee hör. Bloßfüßig spring ich hinaus, werd' aber gleich gepackt und gebunden. Wie die Vieher sind wir am Strick hinuntergetrieben worden. Aber wer so was standhaft mit Geduld leidet und Gott aufopfert, der kann viel von seinen Sünden abbüßen. Nun, jetzt ist alles vorüber. Mir ists recht. Nur gar zu grau ists da in der Kasematten von Mantua. Mir geht das Grün von meinem Kandel ab. Du wirst es bald wieder sehn. Dich werden sie herauslassen. Grüß mir die Welt da draußen! Ich fahr bald nach einer noch schöneren. Aber schau, da kommt der hochwürdige Herr Propst. Laß mich mit ihm allein! Ich glaub, er bringt mir wichtige Sachen, die ich nur mit mir und Gott allein austragen muß. (Propst Manfesti kommt. Swet ab.)

Propst. Lieber Hofer, ich muß Euch in der Tat eine Nachricht bringen, die Euch tief erschüttern wird.

Hofer. Ich weiß, daß ich bald sterben muß. Ich sterbe gern. Es ist besser, ich sterb für das Land Tirol, als wenn noch mehr Tiroler für mich sterben müßten.

Propst. Es freut mich, Euch so gefaßt zu finden. Euer Urteil ist gesprochen und von Mailand der Befehl gekommen, es sogleich zu vollziehen. Kaiser Napoleon hat es eilig. Er läßt in Wien um die Hand der Kaisertochter werben, und da fürchtet man, Kaiser Franz möchte dies als Anlaß benützen, Euere Begnadigung zu verlangen.

Hofer. So will der Himmel noch ein anderes Opfer? Der armen Kaisertochter wird banger zu Mute sein als mir.

Propst. Es gibt vielleicht noch eine Hoffnung für Euch. Der Kommandant läßt Euch fragen, ob Ihr in die Dienste Napoleons treten wolltet, wenn man Euch begnadigte. Dem Häuptling der Tiroler ist eine Stellung zugedacht, die seiner früheren in nichts nachgibt.

Hofer. Nein, ich bleib dem Haus Österreich treu bis zum Tod. Ich bin ja besser daran als tausend andere. Ich kenn mein Sterbestündlein und kann mich würdig darauf vorbereiten. Das wird nit jedem zuteil.

Propst. Ich ehre Euren Entschluß. Ich kann mir denken, daß Napoleon mit Euch, dem berühmten, stattlichen Manne, gerne prahlen wollte. Ihr wäret ihm auch treuer geworden als seine Generale. Was habt Ihr noch für Wünsche?

Hofer. Grüßt mir die Meinen. Da ist ein Brief an mein Weib; drin steht, wie's mit den Seelenämtern gehalten werden soll. Sonst hab ich keine Sorgen um die Meinen. Ich weiß, der

Kaiser wird sie nit verlassen, sowenig wie er das Land Tirol verlassen wird. Hätt' er können, er hätt' mich auch gerettet; das beweist die Eilfertigkeit der Richter. Aber es war grad nötig, daß ich der Welt zeig', es gibt noch Leut', die ihr Leben setzen an ihren Glauben, an ihren Herrn, an die gute alte Ordnung gegen die neue Gewalt. Die andern haben Revolution gemacht gegen all das; wir Bauern haben Revolution machen müssen gegen die Revolution, und wir werden, denk' ich, auch noch Recht behalten. Die irre Welt muß wieder zurecht kommen. Dafür ists schon wert, daß ein einfacher Bauer wie ich stirbt. O könnt' ich hundert mal dafür sterben!

Propst. Ich höre schon die Trommeln. Die Soldaten werden gleich kommen, Euch abzuholen.

Hofer. Muß ich heut sterben, so hoff' ich, ein Kind der Seligkeit zu werden. Und ich hoff', alle meine Freunde und Bekannte im Himmel wieder zu sehen und mit ihnen Gott zu loben ohne Ende. Das Sterben kommt mir so leicht an. Mit einmal die Augen werden mir naß, weil es der göttliche Wille gewesen ist, daß ich zu Mantua das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen soll. Ade, du schnöde Welt! Ich reise mit Hilf' aller Heiligen zu Gott!

11.

Kapuzinergruft zu Wien.

Ende Februar 1810.

(Ein Kapuzinerpater und ein Frater.)

Pater. So, lieber Bruder, helft mir rasch ein wenig Ordnung in der Kaisergruft machen!

Frater. Laßt mir nur den Besen, Pater; es ist meine Sache. Ich bin ja darum Kapuziner-

bruder geworden, um, satt von den ziellosen Genüssen des Lebens, die volle Armut, den Gehorsam, die Arbeit und die Demütigung zu ergreifen.

Pater. Nun gut. Ich sehe, Eure hochadeligen Hände führen den Besen besser als meine bürgerlichen, die mehr zum Schreiben gewöhnt sind. Es ist Besuch vom Hof angesagt. Das ist etwas Außerordentliches. Seit der Revolution kam selten jemand herunter in die alte Kaisergruft.

Frater. Es ist ein schöner Gedanke, daß sich die Götter der Erde nach dem Tode die Statte des allerärmsten und demütigsten Ordens zur Ruhestätte aussuchten.

Pater. Ihr habt recht, Bruder. Unser Kapuzinerorden, der zur selben Zeit gestiftet wurde, als man von Wittenberg aus die Kirche auf andere Weise reformierte, hat die alte Regel christlicher Entsagung wieder erneuert; und wenn andere um den Ruhm wetteifern, die Ersten zu sein, so wetteifern wir um den Ruhm, die Mindesten und Ärmsten zu sein im Verzicht auf alle Vorzüge, Privilegien und Nachsichten.

Frater. Ja, es gibt keine Herrschaft als durch Dienen. Das sollten meine früheren Standesgenossen in der Welt draußen wieder besser begreifen.

Pater. Ihr habt die Regel gut erfaßt. Nur der Verzichtende besitzt die Welt, nur der Todesbereite lebt, nur der Arme ist reich, nur der Unterliegende siegt, nur das Unfaßbare und Unsichtbare ist wirklich. Nur in der Demut ist das Paradies, das seraphische Leben, die Gegenwart Gottes. Aber da kommt man schon. Zwei Damen. Ich kenne sie nicht.

Frater. Aber ich kenne sie sehr gut aus der Zeit, da ich Offizier bei der kaiserlichen Leibgarde war. Es ist die junge Erzherzogin Maria Luise mit ihrer Obersthofmeisterin.

Pater. Die Erzherzogin will offenbar hier am Sarge ihrer Mutter beten, die vor zwei Jahren plötzlich dahinschied. Stören wir sie nicht. Ziehn wir uns zurück. (Sie gehen Es kommen Erzherzogin Marie Luise und Gräfin Laschansky.)

M. Luise. Ach, Gräfin, Sie haben uns gewiß trotz meiner Verwahrung hier angekündigt? Darum haben uns die Mönche gleich erwartet und so neugierig angesehen.

Gräfin. Ich tat es, kaiserliche Hoheit, weil die Gruft in dieser Zeit wenig besucht wurde und wir sie vielleicht unzugänglich gefunden hätten. Man stört uns nicht weiter.

M. Luise. Mich hat es doch gestört, in der einen Kapuze ein bekanntes Gesicht zu entdecken: Prinz Altenberg, der vor kurzem aus der Leibwache des Kaisers plötzlich in den Orden eingetreten ist. Ich habe mit ihm noch auf dem letzten Hofball getanzt. — Ich hätte doch nicht herkommen sollen.

Gräfin. Ja, freilich. Dergleichen war nur zu den Zeiten der seligen Kaiserin Maria Theresia üblich. Aber seitdem hat sich die Welt von der rechten auf die linke Seite herumgedreht.

M. Luise. Ach, ich möchte auch wie Maria Theresia und wie meine Mutter in die Gruft hinab, oder ich möchte Kapuziner oder Kapuzinerin werden. Gibt es das?

Gräfin. Ich denke schon. Aber Sie sollen heiraten!

M. Luise. Und wen? Den ärgsten Feind der Menschheit, unseres Hauses, unseres Landes. Soll ich eine zweite Marie Antoinette werden? Wenn jene fiel, so kann auch Napoleon fallen und was wird dann aus mir? Mir schaudert.

Gräfin. Die Zeiten sind andere geworden. Man guillotiniert nicht mehr.

M. Luise. Und diese stürmische Art der Werbung! Wie ein Eroberer geht er auch hier vor. Man soll sich sogleich entscheiden.

Gräfin. Napoleon macht alles im Sturm ab. Allein bedenken Sie, wie schön es ist, den Völkern Frieden und Sicherheit zu geben!

M. Luise. O mir ist zu Mute, als ob ein Vulkan plötzlich ausgebrochen wäre und die Erde bebte. Darum bin ich hieher geflohen zu meiner Mutter. Ach, seit sie starb, bin ich ganz verlassen. Nur zu ihrer entseelten Hülle kann ich flüchten und mich vor ihr auf die Kniee werfen. Ja, ihre Seele schwebt noch um ihr Denkmal. Ich kann nicht über die schaurigen Wasser der Unterwelt zu ihr dringen und an das Tor des Jenseits pochen. Kein Fährmann führt mich hinüber, kein Wächter öffnet mir. Aber hier in dieser düsteren Gruft grenzt die Zeitlichkeit an die Ewigkeit. Hier verbrauft der Sturm des Lebens. Hier reichst du mir, o Mutter, die Hand, durch alle Schrecken des Todes! Sieh, ich komme dir entgegen; atemlos und erschöpft sink ich vor dir nieder, bereit, dem Licht des Tages auf immer zu entsagen. O laß mich nicht verzweifeln! Mutter, Mutter, gib mir Antwort, gib mir Trost und Erleuchtung!

Gräfin. Um des Himmels willen, was machen Sie denn? So hab ich Sie noch nie gesehen. Das ist ja ganz verrückt. Kommen Sie doch zu sich. Man konnte Sie beobachten. Ich höre Schritte. Erheben Sie sich! Der Kaiser und die Kaiserin! (Kaiser Franz und Kaiserin Maria Ludovica kommen.)

Kaiser. Nun Gott sei Dank, daß wir euch hier treffen! Wir suchen Luisen schon seit einer Stunde.

Kaiserin. Aber liebe Freundin und Tochter, was fällt dir ein, hieherzukommen, ohne mir

etwas zu sagen? Gewiß, ich bin nicht eifersüchtig, daß du deine selige Mutter hier aufsuchst. Aber auch ich fühle mütterlich für dich. Du fliehst, wie es scheint, vor dem geplanten Ehebund. Nun gut, dein Vater und ich wollen nicht länger darauf bestehn.

Kaiser. Gewiß, liebe Luise, du bist ganz frei. Ich dachte, du wärst schon einverstanden; aber nun seh ich aus deinem ungewöhnlichen Schritt, daß wir uns irrten. Ich habe dir allerdings pflichtgemäß vorgestellt, daß diese Verbindung unser tief erschüttertes Reich vielleicht auf einige Zeit sichern könnte. Aber nie werde ich als Vater mein Kind der Politik aufopfern. Ich bin kein grausamer Agamemnon und unsere Gottheit fordert keine Menschenopfer.

M. Luise. Ja, mein Vater, ich kam hieher, lieber den Tod zu suchen, als in den verhaßten Bund mit dem Schrecklichen zu willigen. Aber sieh, ich habe dem Tode hier ins Auge gesehen und er hat zu mir gesprochen. Komm, ich will dir folgen; führ mich zum Altar!

Kaiser. Kind, du bist außer dir; ich kann dein Opfer nicht annehmen.

M. Luise. Dann mag dieser ehrwürdige Pater, der die Gruft bewacht, mein Versprechen als bindendes Gelöbnis empfangen.

Pater. Ich tu es mit Freuden und Überzeugung von der Güte Ihrer Absicht. Wir Menschen alle müssen uns binden, müssen verzichten, Opfer übernehmen. Wir Mönche tun es ganz und gar; aber die in der Welt bleiben, auch ihnen ist es nicht erspart. Wir sind abgestorben und arm in der Tat; Sie müssen arm sein im Geiste und leben, als ob Sie tot wären, herrschen, als ob Sie dienten, reich sein, als ob Sie ermangelten, verehelicht, als ob Sie es nicht wären. Ja, auch die

Ehe ist ein Orden, so schwer und heilig wie der unsere, kein Fest der Lust, sondern ein Stand der Entsagung und der Prüfung. Nehmen Sie es in diesem Sinn auf sich, meine Tochter; Sie werden nur so glücklich sein können.

Kaiser. Ich will dich nicht überraschen, Luise; du magst es noch bedenken. Vor allem verlaß diesen Ort hier! Du fährst mit der Mutter und mit der Gräfin voraus. Ich komme zu Fuße nach. (Die drei Frauen ab.) Leben Sie wohl, Herr Pater! Ich sehe, es ist hier herunten etwas enge geworden mit der Zeit. Wir werden nächstens die Gruft erweitern müssen. Ja, wir Lebenden vermehren allzuschnell die Menge der Toten. Und das Leben läßt uns so wenig Zeit, uns um den Tod zu bekümmern. — Ei, sieh da, der junge Frater kommt mir bekannt vor. Sie sind es, Prinz? Das war nicht schön von Ihnen, daß Sie meine Leibwache verlassen haben.

Frater. Nicht doch, Majestät; hier in dieser Gruft ist die Leibwache erst an ihrem rechten Platz.

Kaiser. Sie mögen gewissermaßen Recht haben. Aber beim Element, wir Lebenden werden doch auch noch ein wenig Recht haben zu leben! Führen Sie mich ins Freie!

12.

Saal in Compiègne.

27. März 1810.

(Ein französischer Kammerherr und eine österreichische Kammerfrau.)

Kammerherr. Dies also ist das offizielle Zeremoniell. Heute empfängt der Kaiser Napoleon seine Braut, die Erzherzogin Marie Louise, in den Gezelten vor Soissons. Morgen führt er sie hieher

nach Compiègne. Am 1. April ist die Ziviltrauung in Saint-Cloud und tags darauf die kirchliche Trauung im Louvre. Wir müssen also eilen, diese Zimmer hier in Ordnung zu bringen.

Kammerfrau. Dazu bin ich ja von Wien hiehergekommen. Die junge Kaiserin soll alles hier so finden, wie sie es in Wien gewohnt war. Aber ich begreife nicht, warum Sie immer von der „Erzherzogin" sprechen. Sie ist ja doch in Wien schon vor drei Wochen in der Augustinerkirche durch den Erzbischof vermählt worden, und ihr Onkel Erzherzog Karl hat die Stelle des Gatten vertreten. Ich war ja selber dabei.

Kammerherr. Mein Kind, das war nur Zeremonie. Unser Kaiser will, daß erst die Feierlichkeiten hier in Frankreich als offiziell angesehen werden. Aber erzählen Sie mir doch etwas von unserer neuen Herrscherin! Wir sind darauf so begierig, wie nur je die abgefeimtesten Höflinge des alten Regimes.

Kammerfrau. Nun, Sie werden sie ja bald selber sehen. Ich bin viel neugieriger, etwas von Ihrer früheren Kaiserin Josephine zu hören. Ist sie noch schön? Sie muß ja bald fünfzig Jahre alt sein.

Kammerherr. Man sieht ihrs nicht an. Sie ist eine anmutige und vornehme Erscheinung. Nicht alle waren damit einverstanden, daß Napoleon sie verstieß. Er verdankt ihr doch einen großen Teil seiner Laufbahn. Sie ist bei der Nation beliebt. Sie hat ihn in manchen Entschließungen gezügelt und seinen Flug gedämpft. Sie kannte ihn und wußte ihn zu behandeln. Was wird jetzt geschehn, da er eine Erzherzogin an der Seite hat? Er wird ihr noch mehr imponieren wollen, er wird Unmögliches anstreben und niemand wird ihn zurückhalten können.

Kammerfrau. Um Gotteswillen, Sie prophezeien da seinen Sturz und geben gar unserer guten, harmlosen Erzherzogin die Schuld! Als ob sie wie eine zweite Marie Antoinette ins Land käme, eine neue Revolution zu bringen!

Kammerherr. Auch daran haben viele gedacht, ja, es dem Kaiser selber vorgehalten. Frankreich hat kein Glück mit jener ersten Erzherzogin gehabt.

Kammerfrau. Aber dafür konnte doch die erste Erzherzogin so wenig wie die zweite.

Kammerherr. Nun sehen Sie, das meint auch Napoleon. Er spottet aller Vorbedeutungen und hat für den Empfang seiner Braut dieselben Zeremonien vorgeschrieben, die einst für den Empfang der Braut Ludwigs bestimmt waren.

Kammerfrau. Das ist das böseste, daß es nun zwei Kaiserinnen der Franzosen gibt. Josephine wird immer als Gespenst zwischen den Gatten stehen. Sie hat sich ja geweigert, Frankreich zu verlassen, und Napoleon soll sie noch immer besuchen.

Kammerherr. Das wird alles mit der neuen Kaiserin aufhören. Josephine war nie eifersüchtig und es schmeichelt sogar ihrem Stolz, einer Erzherzogin zu weichen. Freilich ihr Sohn Eugène bleibt am Hof. Der Kaiser hat ihm auf zwanzig Jahre das Vizekönigtum von Italien zugesichert.

Kammerfrau. Auf zwanzig Jahre nur?

Kammerherr. Ja freilich, dann erhält es der Sohn des Kaisers, den er von Marie Louise erwartet.

Kammerfrau. Das ist also schon alles ausgerechnet?

Kammerherr. Gewiß. Der Kaiser zweifelt gar nicht an seinem Glück. Er ist völlig

überzeugt, daß ihm seine junge Gattin in einem Jahr den Erben schenken muß, den König von Rom.

Kammerfrau. Nun das ist ein ganzer Kerl, euer Napoleon; der diktiert sogar dem Schicksal. Aber was ist denn da los? Welches Gelaufe? (Ein Kurier kommt.)

Kurier. Depeschen aus Soissons. Die Kaiserin kommt schon heute, mit ihr der Kaiser.

Kammerherr. Unmöglich! Sie müssen sich irren!

Kurier. Sehen Sie nur selber; es ist doch so. Die gute Stadt Soissons kommt von wegen der Ungeduld des Bräutigams um ein großartiges Spektakel. Dort hatten wir auf einem reizenden blumigen Anger drei prachtvolle Zelte errichtet. In der Mitte sollte die erste Begegnung stattfinden. Aber es scheint, dies dünkte unserm Herrn zu langweilig, zu förmlich. Der Kaiser warf den wunderschönen Frack, den man ihm zu diesem Zweck gemacht hatte, in den Winkel, hüllte sich in seine gewöhnliche Jägeruniform mit schwarzer Halsbinde, was ihm, wie er weiß, am besten steht, warf sich mit seinem Schwager Murat in einen unscheinbaren Wagen ohne Wappen und raste seiner Braut entgegen. Er trifft sie auf der Straße, springt heraus und nähert sich ihr, wie wenn er ein Offizier wäre, der ihr eine Nachricht zu bringen hätte. Aber der Kutscher verdirbt den Spaß, indem er ihn erkennt und herausplatzt: „Seine Majestät!" Die Erzherzogin ist zu Tod erschrocken. Der Kaiser steigt zu ihr und ihrer Begleiterin, seiner Schwester Caroline hinein, und der Wagen fliegt weiter mitten durch Soissons, ohne anzuhalten. Die Bürger sehen mit langen Hälsen nach und müssen nun das Ehrenmahl allein bewältigen. Ich werde vorausgesprengt, hier in Compiègne die Ankunft zu melden.

Kammerfrau. Unmöglich! Ich bin noch nicht fertig. Es ist kaum alles ausgepackt.

Kammerherr. So machen Sie nur; für heute genügt es schon. Die Herrschaften werden nichts merken. Ich muß noch in Eile Befehle erlassen.

Kurier. Es ist schon zehn Uhr; sie müssen gleich kommen. Es ist ein abscheulicher Regen draußen.

Kammerherr. Um so besser; da merkt niemand, was alles fehlt. Nun ich denke, es bleibt beim Programm. Der Kaiser führt seine Braut hieher in ihre Gemächer, verabschiedet sich von ihr und übernachtet im Palast der Hofkanzlei. Morgen führt er sie nach Saint-Cloud, und so weiter. Aber was ist das? Ein Wagen donnert in die Einfahrt! Das kann doch nicht —? Meiner Seele, das sind sie, von Fackeln begleitet. Schnell hinunter, sie zu empfangen! (Alle drei gehen ab. Nach kurzer Pause kommt Napoleon mit Marie Luisen. Er spricht die ersten Worte zu dem im Vorzimmer bleibenden Gefolge.)

Napoleon. Ich werde die Kaiserin selber in ihre Gemächer führen. — Ich muß mich entschuldigen, daß ich im Wagen eine so stumme Rolle spielte. Ich dachte, Sie zu überraschen durch einen improvisierten Scherz, durch das Zeugnis eines ungeduldigen Herzens. Aber die Gegenwart meiner Schwester, das Rasseln des Wagens brachte mich aus der Haltung, und, soll ichs gestehn, Ihre Gegenwart selbst. O, wenden Sie sich nicht ab! Ich kannte Ihre Erscheinung bisher nur aus steifen Bildern. Ich war entzückt, so viel Natürlichkeit, Anmut und Reiz in der Tochter des erlauchtesten Hauses zu finden — und — es wäre vielleicht doch besser gewesen, wir hätten uns durch die vorgeschriebene Zeremonie begrüßt.

M. Louise. O nein, Sire, ich finde es gut so. Ich bin einfach erzogen. Mir war bang, Vater,

Mutter und Geschwister zu verlassen, und da ich schon einmal von ihnen getrennt sein mußte, so war mir jede Stunde ein Gewinn, die mich meinem zukünftigen Gatten näher brachte.

Napoleon. So haben Sie mich nicht mit Abscheu erwartet? Ich kenne ja die Vorurteile Ihrer Umgebung.

M. Louise. Ich bin gewöhnt worden, meinem Vater zu gehorchen. Er wählte für mich und ich gehorchte.

Napoleon. Aber so wie das Opfer, das dem Minotaurus zugeführt wird, daß er es verschlinge?

M. Louise. O, Verzeihung, ich muß lachen; aber so ähnlich sprach man wirklich. Ihr Name mußte einer jungen Österreicherin wohl schrecklich genug klingen.

Napoleon. Wir müssen uns eben erst näher kennen lernen. Erzählen Sie mir doch von Ihren jungen Jahren! Hatten Sie Bekanntschaften mit jungen Männern? Gefiel Ihnen keiner besonders?

M. Louise. Nein. Ich hörte einmal meine Großmutter sagen, daß man uns Mädchen streng und ohne Bekanntschaft mit Mannern halten solle, damit wir uns um so fester an jenen anschlössen, den Gott uns beschiede.

Napoleon. Das ist sehr vernünftig. Aber da haben Sie sich wohl recht gelangweilt.

M. Louise. Niemals. Ich spielte mit meinem Bruder Soldaten.

Napoleon. Da bekam wohl der abscheuliche Bonaparte die ärgsten Schläge?

M. Louise. Er, freilich. Aber dann gab es auch andere Unterhaltungen; wir haben ja Laxenburg, den Prater, den Tiergarten —

Napoleon. Sie wurden wohl sehr fromm erzogen?

M. Louise. Ach, in unsern vielen Wechselfällen, in der Angst und Ungewißheit, ob uns jeder neue Tag nicht wieder neuen Kummer bringen werde, mußten wir Trost und Zuflucht suchen.

Napoleon. Aber was sagte man dazu, daß Ihr Gott es dem Bonaparte gestattete, so weit zu kommen?

M. Louise. Wir dachten, den lieben Gott sehr erzürnt zu haben, weil er uns so hart strafe.

Napoleon. Und Sie hofften, daß Gott den bösen Bedränger, nachdem er seine Züchtigerrolle ausgespielt, auch wegwerfen werde?

M. Louise. Ja sollten wir Ihnen denn gar dafür dankbar sein, daß Sie uns aus unserm lieben Schönbrunn verjagten bis ins fernste Ungarn, wo es kein ordentliches Klavier gab, dafür aber die ganze Nacht Konzerte von Katzen, Hunden, Gänsen, Fröschen und Nachtwächtern?

Napoleon. Hoffentlich finden Sie hier ein besseres Klavier! Sehen Sie doch!

M. Louise. O wie schön! So etwas prächtiges hab ich ja nie gesehen.

Napoleon. Und da sind auch Noten, ich glaube, alle von Wien. Können Sie das spielen?

M. Louise. Lassen Sie sehen! Hier Gluck, Haydn, da Mozart, Clementi. Freilich, das kann ich alles. Und hier Beethoven. Der ist mir ein wenig zu schwer.

Napoleon. Sehen Sie sich auch sonst hier um!

M. Louise. Ah, meine angefangene Tapetenstickerei! Meine Malereien! Die werde ich hier wohl vollenden können. Und da ist ja auch mein Kanarienvogel! Und mein lieber Schreibtisch!

Napoleon. Ich habe Ihnen auch Ihre österreichischen Klassiker auf diese Etagère stellen

lassen. Ich weiß nicht, ob wirs getroffen haben Ich kenne diese Herren nicht.

M. Louise (liest). Sined, Collin, Blumauer, Castelli, Sonnenfels, Eipeldauer —. Nun aufrichtig gestanden, ich kenne die Herren auch nicht sehr genau. Aber sie sind wunderhübsch eingebunden.

Napoleon. Vielleicht sind sie auch hübsch zu lesen. Wer weiß! — Aber ich habe nicht bei Ihrem Vater um Sie geworben, um mit Ihnen österreichische Literatur zu treiben, sondern um Sie zur Kaiserin der Franzosen, zur Gründerin der vierten Dynastie in Frankreich zu machen. Sie sollen Dauer verleihen einer Macht, wie sie seit Karl dem Großen nicht bestand, einer Macht, die von den Säulen des Herkules bis an die Steppen Rußlands und die Grenzen des türkischen Reiches geht, und die sich bald über die ganze Welt ausdehnen soll. Ich will durch diesen Bund jenes schreckliche Verbrechen, das an einer österreichischen Prinzessin verübt wurde, sühnen, um Frankreich mit Europa zu versöhnen. Wollen Sie mir dazu helfen?

M. Louise. Sire, Sie sprechen von Politik. Ich verstehe davon nichts. Ich komme aus der Kinderstube, dem Mädchenzimmer.

Napoleon. Vortrefflich! Sie brauchen auch meine Politik nicht zu machen. Die mache ich selbst und brauche keinen Minister dazu. Sie sollen nur Vertrauen haben in mich und in meine Politik. Ich möchte nicht haben, daß man Sie in Wien dazu gezwungen hatte.

M. Louise. Mein Vater legte die Entscheidung in meine Hände. Aber er sagte, meine Zustimmung sichere der Welt und vor allem meinem Vaterland den Frieden für einige Jahre. In dieser Zeit könnten die Wunden schrecklicher Kriege geheilt werden. Ich verlangte nur, daß keine Bedingung

an die Heirat geknüpft werde; das Opfer sollte durch keinen Handel befleckt werden.

Napoleon. Das war sehr edel. Ich hätte dem Kaiser, wenn ers verlangt hätte, vielleicht eine Provinz zurückgegeben. Aber Sie sagen von einem Frieden für einige Jahre; warum nicht für immer?

M. Louise. Sire, wenn ich auch noch ein unerfahrenes Kind bin, eine Sorge steht meinem Verständnis nahe. Sie haben aus Politik Ihre erste Frau entlassen. Ich kann mir nicht sicherer sein als sie.

Napoleon. Nein, Louise, haben Sie Vertrauen zu mir! Was ich einmal aus Gründen der Politik tun mußte, wie dürfte ich das ein zweitesmal versuchen? Ich kämpfte bisher mit meinem Schicksal; nun erst hab' ich mich gefunden, da ich Sie gefunden habe. Wie mich das Schicksal von Anfang an zum Thron bestimmte, so waren Sie mir bestimmt. So wahr mir das Szepter nimmer entfallen soll, so wahr sind Sie mir unlöslich angekettet.

M. Louise. Haben Sie dies nicht auch Josephinen gesagt?

Napoleon. Ich habe sie geliebt; das leugne ich nicht. Aber unser Bund war keine Ehe. Sie war mir ein guter Kamerad, eine Freundin und Beraterin, der ich dankbar gedenke. Sie aber sollen mein Weib, meine andre Hälfte sein. Ich träumte Sie in den ehrgeizigen Träumen meiner Jugend. Was ist mir der Thron, wenn ich nicht eine Kaisertochter neben mich setzen kann? Ich, der mächtigste Mann der Welt, ließ meine Augen umher schweifen auf den Thronen der Welt nach der glänzendsten Braut. Wenn Sie eine Rivalin hätten, der Sie nur um Haaresbreite nachstünden, ich hätte mich um diese bemüht. Kann ich hoffen, daß Sie für mich ähnliche Gefühle hegen?

M. Louise. Ich werde glücklich sein, wenn ich zum Glück meines Gatten und zu dem einer großen Nation beitragen kann.

Napoleon. O Louise, nicht nur der Herrscher, auch der Liebhaber steht vor Ihnen. Findet er keine Gnade? Ich weiß, ich bin ein ungelenker, schlecht erzogener Krieger. Ich habe keine Zeit gehabt, Phrasen zu ersinnen. Ihrer Anmut und Grazie gegenüber fühle ich mich unsicherer als in der ärgsten Schlacht.

M. Louise. Sie sind der Inbegriff der Kraft und Macht. Was kann ein schwaches Weib mehr verlangen!

Napoleon. So werden Sie mir vertrauen, daß ich Sie schützen kann, Sie lieben will?

M. Louise. So lange Sie selbst nicht zweifeln, ja.

Napoleon. So ist Ihnen meine Nähe nicht empörend? Bin ich Ihnen nicht der Oger, der Drache, der Sie aus der Mitte Ihrer Familie geraubt hat, der Sie nun bewacht, vor dessen Liebkosungen Sie zittern müssen?

M. Louise. Ein wenig hab ich wohl dies Gefühl, Sire, um ganz aufrichtig zu sein. Aber dies Gefühl des Gruselns ist nicht so schrecklich, — es ist süß.

Napoleon. O Louise, wie beglücken Sie mich!

M. Louise. Ja, meine Lage ist eigentümlich. Ich komme mir wohl wie ein Opferlamm vor. Aber dies Gefühl der Schwäche hat sein Liebliches. Alles um mich herum hat mein ganzes Leben lang gewankt. Hier glaub' ich endlich Sicherheit zu fühlen.

Napoleon. Ja, hier, Louise, in meinen Armen!

M. Louise. O Sire, es ist spät. Wir sind allein. Wo sind meine Frauen? Verzeihen Sie! Ich bin so müde und erschöpft.

Napoleon. Ich begreife es. Sie bedürfen der Ruhe. Kommen Sie; ich führe Sie.

M. Louise. Sire, Sie bemühen sich doch nicht weiter?

Napoleon. Mein süßes Weib, der Gatte darf sich das wohl erlauben.

M. Louise. Ja, aber Sie werden doch erst in Paris mein Gatte sein; so sagte mir eben Ihre Schwester.

Napoleon. Das ist ein Irrtum. Sie versteht nichts davon. Bin ich nicht in Wien durch Ihren Oheim, den tapferen Erzherzog Karl, vor dem Altar Ihr Gatte geworden?

M. Louise. Ja, so sagte man mir dort. Und mein Onkel gab mir den Ring zurück, den ich ihm damals anstecken mußte als Ihrem Stellvertreter; er trug mir auf, ihn dem rechten Gatten zu überreichen.

Napoleon. Wo ist er, mein Engel?

M. Louise. Hier, an meinem Herzen.

Napoleon. So gib, reizende Louise! Siehst du also, du bist mein Weib und sollst es immer bleiben! (Er führt sie ins Seitengemach. Nach einer Pause öffnet der Kammerherr die Tür des Vorzimmers und blickt herein; dann kommt er mit der Kammerfrau.)

Kammerherr. Sie sind nicht hier. Er hat sie in ihr Gemach geführt. Ich weiß nun nicht, was ich tun soll. Es ist schon furchtbar spät. Der Kaiser hieß mich warten, um ihn in sein Quartier zu geleiten.

Kammerfrau. Warten Sie doch nicht länger! Gehen Sie allein! Der Kaiser wird morgen nachkommen.

Kammerherr. Ja, wo wird er denn bleiben?

Kammerfrau. Wo anders, als wo er hingehört: bei seiner Frau.

Kammerherr. Aber das wäre ja ganz gegen das Zeremoniell. Die Ziviltrauung ist erst in Saint-Cloud, die kirchliche in Paris.

Kammerfrau. Aber nein! Sehen Sie, daß wir Österreicher doch recht behalten! Es ist so, wie ich gesagt habe. Die richtige Trauung hat schon in Wien stattgefunden. Das, was ihr da in Saint-Cloud und in Paris machen wollt, das sind nur leere Zeremonien. Wir verstehen uns auf das Eherecht.

Kammerherr. Aber ich bin in größter Verlegenheit. Nach meiner Instruktion habe ich beim Kaiser im Hotel der Kanzlei zu weilen. Setzen wir nun den Fall, es kommt heut nacht eine Depesche aus Paris, daß die ganze Stadt in Flammen steht, und ich muß es ihm melden, was tun? Das geht doch nicht!

Kammerfrau. Ich will Ihnen einen guten Rat geben für diesen Fall. Lassen Sie ganz Paris ruhig verbrennen! — Ich aber will hier zuerst die Lichter auslöschen und dann meine Herrin allen guten Geistern des Hauses empfehlen. Mich braucht Sie nicht mehr. Sie ist hier gut aufgehoben, wie ich sehe. Ich fahre morgen nach Wien zurück. Adieu! (Beide ab. Es ist ganz finster. Nun kommt unter Musik der Elfenreigen mit Puck, phantastisch beleuchtet.)

Puck.

Ich, der Puck mit Elfenscharen,
Die wir vor dreitausend Jahren
Schon bei jener Hochzeit waren,
Als man lieblich brauten sah
Theseus und Hippolyta,
Wir sind heute wieder da,
Da sich altes Spiel erneuert,
Weltenschicksal abenteuert
Und der Held die Heldin heuert.

Schicksal weben wir dem Bunde,
Tanzen ernsthaft in der Runde
Zu der mitternächtigen Stunde.
Hehr ist unser Festbesuch,
Lesen Segen oder Fluch
Aus des Herzens Schicksalsbuch.
Diese Hochzeit überstrahle
Alles, was im Erdentale
Glänzte je zu manchem Male!
Über alle Heldensagen,
Götterwerk aus alten Tagen,
Sollen diese Werke ragen!
Aber ohne Segen bleibe
Dieser Bund an Mann und Weibe,
Daß er sie zum Sturze treibe!
Nur ein Beispiel sei er allen,
Die auf dieser Erde wallen,
Wie die Großen steigen, fallen! —
Wir nur, selige Gedanken,
Die sich um die Taten ranken,
Bleiben frei von allen Schranken.
Wir nur tanzen unsern Reigen
Um die Tapfern, um die Feigen,
Die sich heben, die sich neigen.
Nur den Duft von allen Dingen,
Nur den Hauch von allem Klingen
Schlürfen wir, uns zum Gelingen;
Rühren nur den Tau des Schaumes
Mit den Spitzen unsres Flaumes,
Wie im Traume eines Traumes.
Was die Welt hier macht erstaunen,
Ist uns nur ein Märchenraunen
Unsrer freien Geisterlaunen,
Und zum Elfenringeltanz
Unterm Siebenblütenkranz
Wird der Kaiserhochzeit Glanz.

VI.
Der Befreiungskampf.

Perſonen.

Ruprecht. Karl der Große. Rhein. Rheintöchter. Lorelei. Wellgunde. Drei Geſtalten, die Irrlichter der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Fährmann.

Kaiſer Franz. Kaiſerin Ludovica König von Preußen. König von Sachſen. Königin von Sachſen. Fürſt Schwarzenberg Metternich. General York. Major von Seydlitz. Prinz Emil von Heſſen. General Boſe. Rodetzky Graf Neſſelrode. General Klenau. Rummelpuff. Marketenderin. Kommiſſär. Offiziere, Soldaten, Volk.

Zar Alexander. Schuwaloff. Roſtoptſchin. Werſchalin. Polizeihauptmann. General Diebitſch. Vier Verbrecher.

Napoleon. Latizia. Marie Louiſe. König von Rom. Bernadotte. Talleyrand. Davouſt. Marmont. Berthier. Macdonald. Oudinot. Fouché. Lebrun. Bauſſet. Bouillerie. Dudon. Herzogin von Montebello. Gräfin Montesquiou. General Belliard. Caulaincourt. Adjutant. Oberſt. Mautner. Soldaten. Volk.

Ort: Untersberg. Paris. Bei Dresden. Moskau. Poſcherun. Leipzig. Rheinufer. Blois. Fontainebleau.

Zeit: Mai 1812 bis April 1814.

1.
Vorſpiel.
Vor dem Untersberg bei Salzburg.

Ruprecht.

Ich Ruprecht, der getreue Knecht
Des höchſten Herrn, ich komme heut

In tiefer Mitternacht herauf
Von Salzburgs altem Dome, wo
Mein Leib der Auferstehung harrt;
Die Seele aber schwelgt schon längst
Im Paradies am vollen Schaun
Von Gottes wahrer Wesenheit.
Der Schatten meines Daseins nur
Weilt noch an der geliebten Statt
Irdischen Wirkens immerfort
Und wirkt in Berg, in Fluß, in Luft,
In Menschenherzen ohne Rast.
Die Liebe für dies deutsche Land
Führt mich nun durch den Graus der Nacht
Zum steilen Untersberg herauf.
Schon halt' ich vor dem Eisentor,
Das seine Wunder all umschließt,
Und dreimal pocht daran mein Stab.
Es öffnet sich des Berges Schoß.
O Heldenschatten, die hier ruhn,
O Kaiser Karl der Große du,
Erwach' aus tausendjährgem Schlaf!

Karl der Große.

In tiefem, tausendjährgem Schlaf
Trifft mich ein Ruf. Wo bin ich, wo?
Auf breiten Marmortisch gelehnt,
Wuchs mir der Bart um das Gestein.
Und sieh, ich schau zur Seite mir
Den kühnen Roland, Herzog Naims,
Bischof Turpin. Da sind sie all
Die Paladine meines Hofs!

Ruprecht.

Noch andre Helden schaust du dort:
Den Nibelungen Siegfried und
Dietrich von Bern mit seiner Schar,
Burgunden, Goten, die gleich dir
Vergessen tief im Schlafe ruhn.

Erwache, und erwecke sie,
Da höchste Not des Volkes drängt!
Dein Reich, dein tausendjährig Reich
Ist aufgelöst. Es gibt nicht mehr
Römische Kaiser, und der Papst,
Der dich gekrönt, ist ohne Rom.

Karl der Große.

Ich weiß und seh's. Doch Rettung kann
Ich so nicht bringen. Eigne Schuld
Hält mich im Bann. Ich habe wohl
Den Lebenszauber treu gehegt:
Das Heldenlied, das immerfort
Dem Volk das Leben weckt und stärkt.
Jedoch ich sorgte nicht dafür,
Daß meiner Kinder Enkel auch
Das treu bewahrten, was ich schuf.
Und so zerging der Heldensang
Von allem Großen, Heiligen.
Drum sank herab das alte Reich.

Ruprecht.

Noch gibt es Rettung. Ein Geschlecht
Von neuen Sängern rüstet sich,
Den Sang zu heben, der verklang.
Mir ist, als hätt' ich durch die Nacht
Die alte Heldenweise schon
Gehört, den trauten Harfenschlag,
Bereit, den Morgen neuen Tags
Zu grüßen mit erneutem Sang.

Gesang (aus der Ferne).

Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt
Von lobelichen Helden, von Arbeit unverzagt,
Von Freuden, Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun neue Wunder hören sagen.

Karl der Große.

Fürwahr, ich fühls, der lebendige Sang
Gießt Blut in die dämmernden Schatten.
Wach werden die Helden bei diesem Klang;
Aufspringen die Ruhesatten.
Steh auf, mein Roland! Nimm in die Hand
Das Schwert, das himmelentstammte,
Und blase das Horn, den Olifant,
Der so oft unsern Mut entflammte!
Tragt mir vor das Banner des heiligen Reichs!
Schart euch um die heilige Lanze!
Erinnert euch manches gewaltigen Streichs
Fürs Gottesreich, das ganze!
Im Grabe lag all deutscher Mut,
Bei den Schatten weilte die Stärke.
Entzündet wieder heilige Glut
Den Menschen zu heiligem Werke!
Erneuert wieder das alte Recht,
Das Reich, den alten Glauben,
Laßt nicht ein schmähliches Geschlecht
Die höchsten Güter rauben!
Zum Freiheitskampf um deutsches Land!
Was unsere Enkel nimmer
Allein zu retten wären imstand,
Das schützen wir Ahnen noch immer.
Und sind wir auch tot und Schatten nur,
In uns weht höheres Leben;
Das bringen wir wieder der heimischen Flur,
Sie zur alten Größe zu heben.
Zum Kampf für das heilige römische Reich,
Das immer den Deutschen gehöre!
Nie wird es vergehn. Wohlauf! Also gleich
Erweckt es, ihr Heldenchöre!

2.

Paris. Saal in den Tuilerien.

Anfang Mai 1812.

(Napoleon und seine Mutter Lätizia.)

Napoleon. Nun, meine Mutter, wie gefällt dir dein Enkel, mein kleiner König von Rom? Ist er nicht prächtig? Es ist ein schöner und tüchtiger Bursche. Hab ich nicht mit meiner Erwartung Recht gehabt? Das Geschick konnte mir nicht die Lächerlichkeit antun, mir eine Tochter zu schenken. Ich habe mir das nicht bieten lassen. Wahrlich, nun müssen auch meine ärgsten Gegner an die Zukunft meines Reiches glauben. Und nur du bleibst schweigsam und traurig?

Lätizia. Ja, mein Napoleone, die Vorsehung verschwendet alles Glück an dich. Und ihr habt recht, euch zu freuen; denn wer weiß, wie lang es noch dauern wird.

Napoleon. Mutter, deine Warnungen und Unheilsahnungen kommen dir nicht vom Herzen. Ich sah doch selbst den Strahl des Glücks auf deinem Antlitz, als du neben dem Erzherzog Gevatter standest bei der Taufe in Notre-Dame, umgeben von hundert Bischöfen und zwanzig Kardinälen, dem Senat, dem gesetzgebenden Körper, den Bürgermeistern aller Städte, den Gesandten Europas, als da das Tedeum erschallte mit Trompeten, Posaunen und Kanonenschüssen und ich das Kind über mein Haupt hoch empor hielt, es der Menge zu zeigen als sicheren Bürgen einer glücklichen Zukunft.

Lätizia. Ich sah deinen Blick voll unbeschreiblicher Freude und du sahst dessen Widerschein in meinem Blick. Aber bedenke, daß dies in derselben Stadt Paris geschah, die vor achtzehn

Jahren den gutmütigen König auf das Schafott brachte!

Napoleon. Du wirst mich doch nicht mit Ludwig vergleichen wollen?

Lätizia. Er fiel durch seine Fehler. Kannst du nicht auch Fehler machen und ihre Folgen um so furchtbarer empfinden?

Napoleon. Mutter, du glaubst noch den kleinen Knaben vor dir zu haben, den du durch Ohrfeigen strafen konntest. Die Zeiten haben sich geändert.

Lätizia. O Napoleone, ich weiß nicht, ob zu unserm Vorteil. Alle meine Söhne und Töchter sind Kaiser, Könige und Fürsten; aber ich war glücklicher, als ich in meiner Armut selber eure Wasche wusch.

Napoleon. Du bist in einer harten Schule sehr hart geworden, Mutter. Hattest du denn keine Freude an meinem Emporkommen?

Lätizia. Ja, als du General warst und die Siege in Italien erfochtest. Aber schon damals, als du durch eine Verschwörung Konsul wurdest, fing mein Leiden an. Da wichst du aus der Bahn des Rechts. Mit Angst überschritt ich die Schwelle der Tuilerien. Ich bringe das Vorgefühl nicht los, daß du diese Treppen eines Tags als geschlagener Mann zum letztenmal betreten konntest. Du hast mehr Feinde, als du meinst. Ich lese in den Gesichtern vieler deiner Höflinge, daß sie uns verabscheuen und uns verraten werden, wo sie können.

Napoleon. Du machst es mir schwer, dir deinen Mangel an Vertrauen zu verzeihen.

Lätizia. Nur die Mutterliebe läßt mich erzittern ob der Dauer des Gebäudes, das dein Genius geschaffen. Das raubt mir Schlaf und Ruhe. Wie soll das enden? Wohin jagst du noch über die Schranken der Menschheit hinaus?

Napoleon. Ich weiß, die Nachricht, ich sei im Banne des Papstes, hat dich krank gemacht. Aber sieh, was hat es mir geschadet? Meinen Soldaten werden deshalb nicht die Gewehre aus der Hand fallen. Ich weiß, du liebst meine Gattin nicht. Das verletzt mich. Ich bin glücklich mit ihr. Ich liebe sie. Und sie, sie ist in mich verliebt. Sie kann ohne mich nicht sein. Mein Verhältnis zu meinem Schwiegervater ist ein herzliches. Er kann stolz sein auf den kleinen König von Rom, den seine Tochter mir geboren hat.

Latizia. Und doch hat neulich ein österreichischer Edelmann wegwerfend gesagt, diesen König von Rom werde man nach einigen Jahren als Bettelstudent in Wien haben. Hüte dich vor Österreich!

Napoleon. Kaiser Franz ist ein Biedermann und er hat sich auch als Mann von Geist gezeigt, als er mir seine Tochter gab. Er wird ein Armeekorps zu meinem Heere gegen Rußland stoßen lassen.

Latizia. Er fügt sich der Nötigung der Zeit, um einst so sicherer über dich herzufallen. — Aber da kommt sie. Ich ziehe mich zurück. (Sie geht. Marie Louise kommt mit Fürst Schwarzenberg.)

M. Louise. Sieh, mein liebes Männchen, ich bringe dir den Fürsten Schwarzenberg, der mir die besten Nachrichten aus Wien von meinem Vater und allen Geschwistern gebracht hat. Er hat auch dem kleinen König von Rom das Großkreuz des Stefansordens überreicht.

Schwarzenberg. Ja, Sire; Seine kleine Majestät lagen in der Wiege, während der Akt mit Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten stattfand.

M. Louise. Auch dieses Gnadengesuch ist an Seine Majestät den König von Rom eingelangt.

Ich hab ihms vorgelesen, aber Seine Majestät haben nichts darauf gesagt.

Napoleon. Nun denn, wer schweigt, stimmt zu. Gib her; das Gesuch ist genehmigt.

M. Louise. Hier ist das Verzeichnis der zweitausend Oden und Dithyramben auf unsern Sohn in allen Sprachen.

Napoleon. Sie sollen den Grundstock seiner Bibliothek bilden. Er mag sie noch nach siebzig Jahren durchlesen. Fürwahr, ich habe allen Grund, noch auf dreißig Jahre Lebensfrist zu rechnen. In dieser Zeit kann ich meinen Erben erziehen, wie noch kein Kaisererbe erzogen ward. Dann mag er in voller Manneskraft vollenden, was ich etwa noch unvollendet auf dieser Welt gelassen habe.

M. Louise. Aber warum erst noch den schrecklichen Krieg gegen Rußland? Warum nicht gleich Friede für immer? Was geht dir ab? Ich zittere, wenn ich an die Zufälle der Schlachten denke. Verlier' ich dich, woran soll ich mich halten?

Napoleon. Liebste, wir rüsten den Krieg, um ihn zu vermeiden.

M. Louise. Ach, ich fürchte, daß aus all dem nur neuer Zwist zwischen meinen Lieben entstehe.

Napoleon. Wieso, Teure? Wir sind nun Eine Familie, dein Vater und ich. Nicht wahr, Fürst? Kaiser Franz wird dereinst Beschützer meiner Kinder sein, und meine Kinder werden die Seinigen beschützen. Sagen Sie das Ihrem Herrn.

M. Louise. Und von mir sagen Sie meinem Vater, er könne sich nicht mein ganzes Glück vorstellen. Nehmen Sie auch diese Geschenke, kleine Andenken für ihn und meine Geschwister, mit.

Napoleon. Zeig her! Das ist zu wenig. Ich will dirs verdoppeln, nein, vervierfachen. Aber, lieber Fürst, ich habe meiner Frau versprochen,

Sie heute noch die rechte Art zu lehren, wie man Omeletten bereitet. Sie verzeihen —

M. Louise. Aber er hat schon einmal jämmerliches Fiasko damit gemacht, wie zu erwarten war.

Napoleon. Sehen Sie, wie sie das Pantöffelchen schwingen will? Aber gut, wenn du mich nicht in die Küche lässest, so gehn wir in die Kinderstube.

M. Louise. Nein, du tollst zu sehr mit dem Kleinen, so daß mir angst und bange wird.

Napoleon. Das verstehst du nicht. Mein Sohn muß lernen, die Welt fest anzufassen und fest angefaßt zu werden. Die Menschen sind nicht von Zucker.

M. Louise. Ich habe keinen Ehrgeiz. Ich will nur, daß du nicht von mir gehst.

Napoleon. Sei ruhig, Kind! Ich sehe, wie du leidest. Nun gut, ich will dich bis Dresden mitnehmen, wo du deinen Vater sehen sollst. Dort will ich Heerschau halten, bevor ich in den Entscheidungskampf um die Weltherrschaft gehe. Ein großes Ziel steht vor mir. Verbunden mit ganz Europa, gilt es, über Rußlands Pforten hinaus Asien zu erobern und die Welt aufs neue zu ordnen. Deine Heimat soll dabei nicht zu kurz kommen. Ich freue mich, Fürst Schwarzenberg, auch Sie dabei an meiner Seite zu haben. Es ist mir behaglicher, als Ihnen etwa gegenüberstehen zu müssen. Kommen Sie mit mir!

3.

Ländliche Gegend bei Dresden.

26. Mai 1812.

(Zur Seite der Eingang in eine kleine Landkirche. Davor eine Linde mit Bänken. Im Hintergrund auf waldigem Hügel ein Schloß in der Ferne. Landleute unter der Linde.)

Greis.

Hört ihr den kriegerischen Klang?
Dort ziehen wieder mit Sing und Sang
Neue Scharen bei Dresden vorbei
Gen Osten in die Tartarei,
Franzosen, Holländer, Polen, Kroaten,
Deutsche aus allen Rheinbundstaaten,
Bayern, Schwaben, Westfalen und Sachsen,
Auch Italiener, zusammengewachsen
Um Napoleons eisernen Thron,
Wohl eine halbe Million.
Er selber tagt in Dresden drin
Als König der Könige mit stolzem Sinn.
Weh dem, der sich nicht fügen will!

Jüngling.

Einem guten Deutschen wirds schon zu viel.
Man möchte vergessen alles zugleich.
Ade, du deutsches Volk und Reich!

Mann.

Seid still und hört: aus vertrautem Mund
Hör' ich, ein großer Tugendbund
Tut sich im ganzen Volk zusammen,
Bereit zum Aufstand in Zornesflammen.
Die Fürsten haben uns ja verraten
Zum Vorteil ihrer gefährdeten Staaten.
Nur durch ihre Feigheit wuchs heran
Jener von Ehrgeiz verblendete Mann.
Man sieht fast nur in allen Landen
Ohnmächtige rütteln an ihren Banden

Und Elende ſtolz auf ihre Ketten.
Ein deutſcher Mann, der ſollt' uns retten,
Er ſollte aufrufen die treuen Geſellen,
Sich unter das Banner der Ehre zu ſtellen
Und lieber zu ſterben im Freiheitskrieg,
Denn als ein Werkzeug für den Sieg
Der Unterjochung und Fremdherrſchaft.
Lernt von den Tirolern eure Kraft
Und von den Spaniern, was heutzutag
Der feſte Wille des Volks vermag!

Greiſin.

Ich mein', daß es bald übel ergeht;
Das deutet der furchtbare Komet.

Mädchen.

Und die drei Sonnen, die man geſehn!
Da kann doch nur ein Unglück geſchehn.

Frau.

Man ſagt auch, die toten Kaiſer in Speier
Ließen ſich fahren zu Neujahr heuer
Über den Rhein zu blutigen Taten.
Sie gaben dem Fährmann uralte Dukaten.

Greiſin.

Hat keiner erfahren, wie's iſt beſtellt
Mit dem dürren Baum auf dem Walſerfeld
Und mit den Raben am Kiffhäuſerberg,
Wo der Rotbart ſchlaft mit manchem Zwerg?

Mädchen.

Die Nixe der Elbe bei Dresden ſang
Im Mondſchein neulich gar klagenden Sang
Von Schlacht und Blut bei der Mühle dort
Es iſt ein gar romantiſcher Ort.

Frau.

So hat mir mein Vetter, ein junger Held,
Auch von der Nixe bei Leipzig erzählt.

Greiſin.

Man ſagt, eh Napoleon hieherkam
Nach Dresden und zur Nachtzeit nahm
Den Weg durch einen heſſiſchen Wald,
Erſchien ihm Frau Holle, gebot ihm Halt
Und warnte ihn vor dem ruſſiſchen Zug.

Jüngling.

Ei, das iſt alles eitler Trug!

Greiſin.

Auch ſagt man, daß ein teufliſcher Geiſt
Dem Napoleon alle Geheimniſſe weiſt.

Mann.

Wo haſt du denn deinen hellen Witz?
Ja, ſo was galt vor dem alten Fritz.
Doch der hat allen Spuk vertrieben;
Dem Napoleon iſt nichts übrig geblieben.

Greiſin.

Ihr glaubt an den Teufel nicht, ſeit leider
Dem Böſen einſt ein tapferer Schneider
Den Schwanz abſchnitt. Drum iſt er nur ſchwer
Zu kennen. Doch irrt ihr, es gäb keinen mehr.

Frau.

Das weiß ja jeder, daß ſeit der Schlacht
Von Jena dort in jeglicher Nacht
Die toten Krieger den Gräbern entſteigen
Und ſich zur Rache gerüſtet zeigen.

Jüngling.

Zur Rache wär es wahrlich Zeit.
Wir Lebenden ſind dazu bereit.

Greis.

Ich bin ein ſchwacher Greis von mehr als ſiebzig Jahren
Und habe viel erlebt, des Böſen hab ich viel,

Weit weniger dafür des Guten, ach, erfahren.
Nun ist es bald vollbracht. Ich stehe nah am Ziel.
Noch preßt es meine Brust, denk' ich zurück beklommen:
Zwei Söhne riß der Krieg mir aus der Vaterhand.
Jenun, Gott gab sie mir, Gott hat sie mir genommen.
Als Helden fielen sie, doch nicht fürs Vaterland.
Auch eine Tochter, brav und lieblich, ward mir Armen
Vom argen Feind verführt. Sie folgt' ihm, warnt' ich gleich.
Darüber starb mein Weib. Der Himmel hab Erbarmen
Mit unserm deutschen Volk und mit dem deutschen Reich!

(Alle ab. Es kommt Napoleon mit einem Adjutanten.)

Napoleon. Binden Sie mein Pferd hier an! Sie selber reiten dann weiter und sehen nach, wo die andern Herrschaften hingekommen sind. Dieselbe Ratlosigkeit bei einer Landpartie wie in der Schlacht! Kaiser Franz ist mit meiner Frau im Wagen gefahren, ebenso die Könige von Preußen und Sachsen. Ich wollte das Ziel zu Pferde erreichen, um einmal eine halbe Stunde mit meinen Gedanken allein zu sein. Bringen Sie mir Bescheid; ich erwarte Sie hier. (Der Adjutant geht ab.) Ah, ein schattiges Bänkchen unter der breiten Linde. Ein kleines Kirchlein, kunstlos, und doch der Mittelpunkt eines Dorfs. Altertümlich, dumpf wie eine Gruft, aber doch mit lebendigen Zeugnissen des Glaubens geschmückt, mit Blumen der Liebe, Kränzen der Hoffnung. Ungeschlachte Bilder an den Wänden. Überm Altar der Gekreuzigte, umgeben von Aposteln und Evangelisten. Fürwahr, ein beneidenswerter Ruhm! Der Mann, der sich für ein ideologisches System kreuzigen ließ, und

die ärmlichen Helfer seines Werks, die ungeschickten Chronisten seines kurzen Lebenswandels, sie sind dem Bauer und Bettler so geläufig wie dem Fürsten und Denker. Die Denkmäler, die sie hier in Holz haben, prangen ihnen anderswo in Gold und Marmor inmitten der stolzesten Dome. Die größten Künstler kannten von je keinen höhern Stolz, als in ihrer Darstellung zu wetteifern.

Auch mein Bild steht auf der Vendomesäule und meine Schlachtenbilder hängen an den Wänden meiner Schlosser. Und hab ich nicht größeren Erfolg gehabt als jener dort?

Die Völker zittern vor ihm, sie fürchten sein Gericht. Er hat Staaten gegründet, Kriege gewonnen, er gab Gesetze den Republiken und Monarchien, und selbst der Ungläubigste wagt es nicht in seinem Herzen, ihn ganz zu leugnen, denn es ist ein Winkel in seinem innersten Gemüt, in den keine Aufklärung hinableuchtet. — Aber auch vor mir zittert die Welt und sie soll es noch mehr. Meine Herrschaft wird sein wie die keines Sterblichen.

Dieser Gekreuzigte nannte sich Gott. Er ahnte Ungeheures in sich und hatte wohl recht, es zu ahnen. Aber warum nicht auch ich? Sollte ich zweifeln, daß die Welt bei meiner Geburt ganz anders in Bewegung kam als bei der jedes Bettlers? Hab ich nicht größere Wunder getan, als das, was die Anekdote von jenem erzählt? Ich gab Tod, aber auch Leben, Freiheit, Nahrung und Heil Millionen. Und unsterblich will ich bleiben wie nur einer. Daß mein Geist auferstehe, dafür sorgen meine Taten.

Er hat die Religion gegründet, eine Kirche gestiftet. Tat ich weniger? Ich fand Gott abgesetzt; ich, ich allein setzte ihn wieder auf seinen Thron wie meines gleichen.

Nur das Schicksal steht noch über mir, aber es steht auch über den Göttern. Das Schicksal, der Inbegriff alles dessen, was ich nicht bin, oder was ich in mir nicht bezwingen kann. Ja, dich, furchtbare Macht des Schicksals, erkenne ich an, wie dich auch die Götter anerkennen mußten. Du hast mir bisher nichts versagt, nicke mir auch heute zu! Wenn nicht, so hute dich vor mir! Denn dann will ich auch noch mit dir in die Schranken treten, dir in den Rachen greifen und dich ersticken für immer, selbst wenn ich mit dir fallen müßte und die Welt in meinem Sturze mit zum Abgrund risse. — — —

Es schweigt und gibt mir kein Orakel, kein Zeichen. Kein Vogel schreit oder fliegt empor, keine Menschenstimme gibt em Omen. Das Himmlische ist karg, es überläßt uns dem Zufall. Wohlan, ich werde es allein vollenden. — Es wird spät. Wo bleiben sie? Ei, sieh da, endlich! (Es kommen Kaiser Franz, Kaiserin Ludovica, Marie Louise, die Könige von Sachsen und Preußen mit Gefolge.)

Nun, mein Schwiegervater, haben Sie mir meine Gemahlin entführen wollen? Aber ich hoffe, Sie zweifeln nun nicht mehr am Glück Ihrer Tochter!

Franz. Sie haben sich hier wie überall unwiderstehlich gezeigt. Ihr sieghafter Zauber hat uns alle überwunden. Sie haben hier sogar meine Gattin, die lange für Louisen zitterte, durch Ihre Liebenswürdigkeit erobert. Ich finde mich selber von alle dem so eingenommen, daß ich mich kaum mehr einer Zeit entsinne, wo alles in der Tat ganz anders stand.

Napoleon. Sie sehen, daß ich mehr Furcht habe, Louisen zu mißfallen, als irgend jemand vor mir Furcht haben kann. Wir sind das zärtlichste Turteltaubenpaar. Ja, meine Bruder von Preußen und Sachsen, wir sind nun endlich

eine große europäische Familie. Alles, was seit Jahren so feindselig zu drohen schien, ist auf das beste ausgegangen. — Ei, ist das nicht General Klenau? Ein lieber alter Kriegskamerad! Geben Sie mir die Hand! Wir wollen doch in Zukunft gute Freunde sein, he?

Klenau (zu seiner Umgebung) Haben Sie gesehen; er hat mich auf die Schulter geklopft! Ich werde mein Leben lang stolz darauf sein.

König von Preußen. Sire, Sie haben einen schönen Schimmel.

Napoleon. Das will ich meinen. Den hat mir der König von Persien zum Geschenk gesandt. Ich werde wohl bald selber hinkommen, mich zu bedanken.

König von Sachsen. Sire, meine Untertanen, biedere Landleute, wollen Ihrer Gemahlin einige Frühlingsblumen zum Gastgeschenk darbringen. Ist es erlaubt?

Napoleon. Ei, wie hübsch! Das gilt dir, Louise!

Sachsen. Ja, Ihrer Wiederkehr in deutsche Lande, an die Brust Ihrer Eltern. Dies Mädchen hat auch einen Spruch dazu aufzusagen. Er ist von unserm Goethe gedichtet.

Mädchen.

Es ist geschehn! Im seligsten Momente
Begegnet sich der liebevollste Blick,
Und was die Donau ernst und schmerzlich trennte,
Gibt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer ist es, der's in Worte fassen könnte:
Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück,
Im Drang der ahnungsvollen Weltgewühle
Die elterlichen, kindlichen Gefühle.
Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Napoleon. Sehr hübsch. Aber nun nach Dresden zurück, zu unsern Beratungen! Ich werde Ihnen beweisen, daß Europa nicht früher frei atmen wird, eh nicht der Streit mit Rußland entschieden ist. Es ist eine hohe Notwendigkeit, es ist das Schicksal, das es so will, nicht dieser oder jener Vorwand. Rußland wird durch das Verhängnis fortgetrieben. Seine Schicksale sollen sich erfüllen. Sie werden bald alle davon Zeugen sein, wenn wir uns in Moskau oder Petersburg wieder treffen.

4.

Moskau. Straße.

15. September 1812.

(Volksgedränge.)

Werischalin. Gebt her dies Papier! Das ist französisch. Es ist ein Aufruf des Napoleon.

Volk. Lies es, wenn du's verstehst! Übersetz' es uns!

Werischalin. Er sagt da, daß Rußland den Bund mit Frankreich gebrochen habe; darum hat Napoleon den Niemen überschritten. Er will den verderblichen Einfluß Rußlands auf Europa endlich vernichten.

Volk. Weiter! Was sagt der Teufelssohn?

Werischalin. Er sagt, ehe zwei Monate vergehn, werden die Russen vor ihm auf den Knien liegen. Kutusow sei schmählich unterlegen, Polen sei frei, das heilige Smolensk in seinen Händen, die heilige Heide von Borodino überschritten, von der die Russen fabeln, daß nie ein Feind weiter vorgedrungen sei. Er stehe nun vor Moskau und werde bald vor Petersburg stehen.

(Während der letzten Sätze ist Rostopitschin auf die Freitreppe seines Palasts herausgetreten und hat zugehört.)

Rostoptschin. Was hast du da?

Werischalin. Herr, ein französisches Blatt. Die Leute haben mirs gebracht und wollen, daß ich ihnen das übersetze. Sie sagen, Kosaken hätten es einem französischen Streifzug abgenommen.

Rostoptschin. Du bist ein verdrecherischer Abgesandter des Feindes!

Werischalin. Herr, ich bin Hauptmann außer Dienst, habe nur in der Schule französisch gelernt. Mich kann kein Verdacht einer bösen Absicht treffen. Ich und alle meine Hörer verabscheuen diese Worte.

Rostoptschin. Einerlei, du hast feindliche Aufrufe in dieser gefährlichen Zeit verbreitet. Du hast die heimische Sprache entweiht durch die Worte des Fremdlings. Und ihr Leute habt es angehört, ohne vor heiliger Wut aufzulodern, das Papier zu zerreißen und ihn dazu, der es verdolmetscht hat? Da habt ihr die Schandschrift! Und da den Verräter! Fort mit ihm! (Er stößt Werischalin in den Volkshaufen.)

Volk. Reißt ihn in Stücke! Fort mit ihm! (Er wird fortgeschleppt.)

Rostoptschin. Landsleute, glaubt doch nicht den Großsprechereien der Feinde! Sie werden von Gottes Zorn ereilt werden. Er hat Regen und Kälte über sie geschickt. Er wird ihre Reihen durch Schrecken, durch Verrat und Uneinigkeit schlagen, ohne daß er euch braucht. Die heilige Jungfrau von Smolensk geht dem Feind entgegen, der gegen den Himmel, gegen unsere Heiligtümer und Altäre kämpft. Jeder, der ihr und dem heiligen Michael folgt, verdient sich die Märtyrerpalme.

Volk. Das wollen wir! Wir geloben es!

Rostoptschin. Unser Heer zieht sich nur zurück, um den Feind ganz zu vernichten. Laßt

euch dadurch nicht beunruhigen! Vertraut auf eure Führer und auf Gott! (Zurufe.)

Polizeihauptmann (kommt). Herr Statthalter, Kutusow zieht sich mit seinem Heer um Moskau herum nach Nowgorod zurück. Die Franzosen sind schon ganz in der Nähe. Man sieht sie auf den Höhen und hört ihr Siegesjauchzen. Die Reiter sprengen schon der Stadt zu.

Rostoptschin. Nur getrost! Napoleon soll Rußlands stolze Hauptstadt, das heilige Moskau nicht haben. Dieser Fremdling kennt nicht den Russen. Der soll sich ihm in seinem ganzen Glanz zeigen. Nur die größte Gefahr kann unsere Stärke entfalten. Man spottet über uns als Wilde. Aber wir wollen beweisen, daß wir unzugänglich für die Furcht und unfähig zum Verrat sind. Für uns gibt es kein Hindernis und keine Gefahren. Alles ist möglich. Warum nicht? Man stirbt nicht zweimal. Laßt uns Helden sein!

Polizeihauptmann. Was wollt Ihr? Was plant Ihr?

Rostoptschin. Hat nicht der Zar gesagt: Krieg bis zum Tod! Wohlan, wir antworten: wir sind bereit. Wir folgen, wir geben alles her. Wir schwören Rache auf den Gräbern unserer Väter, so lange es noch Feinde auf dem Boden Rußlands gibt. Vertraut mir! Überlaßt mir den Beginn der Tat! Entfliehet alle aus Moskau! Der Feind soll eine leere Stadt finden. Aber sein Verderben wird ihn hier empfangen.

Volk. Wir folgen dir, Väterchen! Auf, fort aus der Stadt! (Ab.)

Rostoptschin. Du bist erstaunt? Du fragst, was all dies soll? Wohlan, in dieser schrecklichen Lage hilft nur ein heldenhaftes Heilmittel; ein entsetzlicher Vorsatz wird durch den äußersten

Notfall erzwungen. Nur die brennenden Trümmer Moskaus dürfen den Franzosen überliefert werden.

Polizeihauptmann. Moskau zerstören? Können wir eine so schreckliche Verantwortung auf uns nehmen?

Rostoptschin. Einerlei, die Tat ist notwendig. Laßt mit allen Kriegsmaterial auch die Feuerspritzen abführen! Dann öffnet die Gefängnisse!

Polizeihauptmann. Gut. Hier sind die Schlüssel. (Er öffnet das Tor des Gefängnisses.) Heraus da, Hallunken! Der Statthalter will mit euch reden. (Die Gefangenen kommen heraus.)

Rostoptschin. Schurken ihr alle zusammen, hört mich an und versteht mich wohl! Ihr seid frei. All eure Verbrechen sind euch verziehen. Der Feind wird in kurzem die Stadt besetzt haben. Weil ich sie ihm aber nicht gönne, so schenk ich sie euch. Ich gehe fort mit meiner ganzen Polizei. Ihr seid jetzt die Herren von Moskau. Alles gehört euch. Geht ungescheut in die leeren Paläste hinein, die von den Adeligen verlassen sind, und nehmt euch, was sie dort gelassen haben. Laßt nichts den Feinden übrig! Aber hütet euch wohl, daß ihr nicht dabei von ihnen erwischt werdet! Sonst erschießen sie euch gewiß. Damit ihr aber ungestört arbeiten konnt, müßt ihr dem Feind selber zu arbeiten schaffen. Hier sind Fackeln, Zündstoffe, Pulver in Menge. Nehmt davon und zündet diese Stadt an sechzehn Enden an; dann wird sich alles ums Feuer, und niemand um euch bekümmern.

Polizeihauptmann. Aber den Kreml sollen sie doch verschonen?

Rostoptschin. Nein, auch den nicht. Soll Bonaparte sich darinnen ungestört breit machen dürfen?

Polizeihauptmann. Aber die Kirchen?

Rostoptschin. Nichts, gar nichts! Das Feuer soll die Heiligen und das Volk zur Rache aufwecken. Aber nun fort! fort! Dort kommen schon die Franzosen. (Beide ab)

Ein Verbrecher. Das ist ja die verkehrte Welt. Ich kenn' mich nicht aus. Aber ich geh lieber wieder in den Kerker zurück, da brauch ich nichts zu denken und mich nicht zu plagen.

Ein zweiter. Aber, Esel, komm doch! Ich war Stallknecht beim Fürsten dort an der Ecke. Ich kenn den Eingang zum Keller. Dort saufen wir uns so voll, daß wir selbst am jüngsten Tag nicht aus dem Rausch erwachen.

Dritter. Ich will dem das Haus anzünden, der mich angegeben hat. Warum denn nicht, wenn mirs sogar erlaubt und befohlen ist? Lieber tät ichs freilich, wenn mirs verboten war.

Vierter. Ihr Schufte, seid doch wenigstens heute gute Russen! Denkt nicht an euch, sondern an das Vaterland, an unser Volk! Auch wir Ausgestoßenen und Verbrecher, wir Gefangenen und Gemarteten gehören dazu. Das laßt uns jetzt zeigen. Mir scheint, man hat uns heut Gelegenheit gegeben, eine Heldentat zu vollenden, vor der die ehrlichen Leute in ihrer Feigheit sich scheuen.

Der Erste. Du hast recht, Bruder, wir sind zwar Lumpenkerle, aber so gute orthodoxe Christen wie nur einer. Tun wir diesen fremden Teufeln einen ordentlichen Tort an! Dann haben wir ja noch immer Zeit, uns wieder einsperren zu lassen.

Der Zweite. Ja, wenn wir uns nur erst den Rausch geholt haben!

Der Dritte. Gut! Gehn wir! Die fremden Teufel sollen brennen; aber der Schuft, mein Angeber, auch! (Alle ab. Dann Trommeln, Trompeten, kriegerische Musik aus der Ferne, näher kommend

Französische Soldaten, endlich Napoleon mit glänzendem Gefolge.)

Napoleon. Da ist sie ja, die hochberühmte Stadt! Wir sind am Ziel. Es war schon hohe Zeit. Besetzt den Kreml, wo ich wohnen will. Laßt für die Sicherheit und die Erhaltung der Stadt aufs strengste sorgen! — Nun also, Freunde, Moskau ist jetzt unser! Des Glückes goldne Tore haben sich uns weit geöffnet. Euch erwartet nun endlich die Ruhe, Beute, Ruhm, Genuß! Die Schwierigkeiten sind hinweggeräumt. Ich will den ganzen Winter hier verweilen, mein unermeßlich Reich von hier aus lenken. Mit Frühlingsanfang gehn wir weiter, und mit den Schätzen des ganzen Orients beladen, kehren wir als die Herrn der Welt zurück.

Marschall. Sehen Sie, Sire, die vielen hundert Kuppeln der Kirchen und Klöster, mit Gold und Silber überdeckt, ganz strahlend im Glanz der Sonne, die Dächer mit glasierten Ziegeln in bunteſten Farben geschmückt! Es ist wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht.

Napoleon. Wahrlich, der prunkvoll ragende Kreml sollte in Paris stehen. Aber das alles gehört ja uns. Wir werden das Schönste mitnehmen.

Marschall. Asien und Europa sind in der ungeheuren Stadt vereinigt. Und die Unzahl der vergoldeten Kreuze erinnert daran, daß hier das Rom des Orients ist.

Napoleon. Es hat seine Gebete umsonst gegen den Himmel erhoben. Schreiben Sie an die Bischöfe all meiner Reiche und befehlen Sie ihnen, zur Feier unseres Triumphes überall das Volk zum Tedeum zu vereinigen. Aber warum kommt keine Abordnung der Stadt wie sonst, wenn wir feierlich in die eroberten Städte einzogen?

Marschall. Alles leer, wie ausgestorben. Die unübersehlich große Stadt scheint keine Bewohner zu haben. Wir kommen uns mit unseren Triumphen vor wie Schauspieler, die vor einem leeren Hause spielen. Nicht einmal Neugierige sind da.

Napoleon. Nun wohlan, zum Kreml! Ist dort alles sicher?

Marschall. Alles, Sire. Die ganze Stadt ist ruhig. In einer Vorstadt soll Feuer ausgebrochen sein, aber es dürfte bald gelöscht werden. Allerdings fehlen Löschgeräte. Auch wird gemeldet, daß betrunkenes Gesindel die Stadt durchstreife, stehle und plündere.

Napoleon. Natürlich, da die Autoritäten so feige geflohen sind, ohne für die Stadt zu sorgen. Wir müssen daher selber für die Ordnung sorgen. Es ist für uns eine Ehrensache und zugleich Bedingung unserer Erhaltung.

Marschall. Sire, man meldet Brände auch aus andern Teilen der Stadt. Sie sind schwer zu bewältigen. Viele Häuser sind aus Holz. Ein heftiger Wind bläst die Gluten zu einem Feuermeer an. Die Soldaten kämpfen vergebens gegen das Element.

Napoleon. Nein, es darf nicht sein! Der Lohn all unserer Siege wäre dahin, wenn das anhielte.

Marschall. Der Brand nimmt immer größeren Umfang an. Schwarze Rauchwolken erheben sich. Die Erde scheint sich zu öffnen und Flammen auszuspeien. Es braust und schaumt wie Wogen des Sturmes. Die Feuerzungen lecken zum Himmel und entzünden mit jedem Windstoß neue Stadtteile. Wie erbärmlich klein fühlt sich der Mensch vor solcher Wut der Elemente!

Napoleon. Um so nötiger, unsere Besonnenheit zu zeigen. Dieser Brand muß planmäßig angelegt worden sein; das ist deutlich. Ja, das ist die Art, wie diese Russen Krieg führen. Sie sind noch immer die alten Skythen. Was ist alle Erdichtung vom Brande Trojas, verglichen mit dieser Wirklichkeit? Was ist dagegen Neros kleinliche Pose?

Marschall. Sire, der Brand nähert sich dem Kreml. Dort liegen, wie es heißt, ungeheure Pulvermengen. Eine Gefahr für die ganze Armee und Ihre Person! Wir müssen die Stadt verlassen. Eilen Sie, Sire!

Napoleon. Wohin? Ich muß zuerst wissen, wohin Kutusow verschwunden ist. Er darf uns nicht umgehen und uns in die Flanke fallen. Aber lassen wir ihn immerhin! Unser Ziel ist vor uns. Ich dachte, euch hier ruhen zu lassen. Wohlan, so gehen wir sogleich auf Petersburg los! Dort werden wir die Winterquartiere finden, die man uns hier verweigert.

Marschall. Unmöglich! Die Armee ist völlig erschöpft. Noch ist es Zeit zum Rückzug. In einigen Tagen kann der russische Winter einbrechen und dann sind wir verloren.

Napoleon. So sollen meine großen Pläne am Widerstand meiner Generale scheitern, wie die Alexanders, als er nach Indien ziehen wollte? Nein, ich will und kann nicht zurück! Das wäre unser aller Untergang. Ich will dem Zaren schreiben. Er muß sich fügen nach diesem Falle seiner Hauptstadt.

Marschall. Er nimmt keine unserer Botschaften an. Es ist ganz vergebens.

Napoleon. Wie, ist denn meine Einsicht unsicher geworden? Hab' ich nicht mehr die Fäden

des Geschicks in meiner Hand? Ist das Verhängnis stärker geworden als ich?

Marschall. Eilen Sie, Sire, sonst wird es unmöglich, durch die brennenden Straßen hinauszukommen. Nicht dorthin! Dieser Ausgang ist gefährlich. Man kennt sich nicht mehr aus. Die Straßen verschwinden in Rauch und unter Trümmern. Man hört keine Befehle mehr, nur mehr das Prasseln der Flammen, das Krachen der Gewölbe und der stürzenden Dächer. Der Boden wird glühend und die Luft so heiß, daß man sie kaum atmen kann. Wir sind verloren!

Napoleon. Ha, dort kommt Davoust mit Helfern. Ich erkenne ihn durch den Flammenwirbel.

Davoust (kommt). Hierher! Hier ist Luft! Über diese rauchenden Trümmer! — O mein Kaiser, was bedeutet dies alles?

Napoleon. Es bedeutet ein großes Unglück für uns.

5.

Preußisches Lager bei Poscherun.

30. Dezember 1812.

Soldaten (singen).

Ist es denn gewißlich wahr,
Was man hat vernommen?
Von der großen Heeresschar
Alle umgekommen?
Mit Kanonen, Stuck und Schwert
Wohl zum Krieg versehen,
Wohl zu Fuß und wohl zu Pferd
Tats nach Rußland gehen.
Als Napoleon in der Tat
Ist nach Rußland kommen,
Hat er gleich die schöne Stadt

Moskau eingenommen.
Doch er rief: O weh, da brennts!
Hier gibts keine Gaben;
Petersburg, die Reſidenz,
Müſſen wir noch haben.
Allda gibts brav Fleiſch und Brot
Und ein luſtig Leben,
Bier und Wein, hats keine Not,
Brantewein daneben.
Kaiſer, nimm dich wohl in acht,
Wie es dir wird gehen!
Siehſt du nicht die große Macht
An der Grenze ſtehen?
Der Koſak und Landwehrmann
Steht ſchon auf der Schanze,
Die Kanonen fangen an,
Spielen auf zum Tanze.
Als ſie dachten, nun ſei's gut,
Haben ſie's gefangen,
Die Koſaken mit der Knut'
Und mit Spieß und Stangen.
Die Franzoſen laufen los,
Sich was zu erwerben,
Doch die Kälte war zu groß,
Daß ſie mußten ſterben.
Ein franzöſiſcher Offizier
Rief: Wir ſind verloren!
Alle unſre Leut ſind ſchier
In dem Schnee erfroren.
In England und Spanien drein
Tun's Viktoria ſingen.
Frankreich muß zerriſſen ſein,
Muß den Lohn erringen.
Hochmut ſtraft der Himmel hart,
Wie es ſteht geſchrieben,
Und der ſtolze Bonapart
Wird gewiß vertrieben.

Soldat.

Gott ſelber hat gerichtet
Und ſeinen Feind zernichtet,
Der ſich ihm gleich geſchätzt,
Er ſchlug ihn mit dem Weh
Von Hunger, Eis und Schnee,
Daß ſich die Welt entſetzt.
Geſchehn, was nie geſchehen,
Nie Augen wiedrum ſehen,
Ein Werk der Schrecken, oh!
Gott ſelber hat gerichtet
Und ſeinen Feind vernichtet,
Den ſtolzen Pharao.

Zweiter Soldat.

Seht nur, dort kommt ein Häuflein her
Vom flüchtigen, geſchlagnen Heer.
Es iſt ein Jammer, iſt ein Graus;
Wie ſchaun ſie gar erbärmlich aus!
Mit Mann und Roß und Wagen
So hat ſie Gott geſchlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald daher
Das große mächtige Franzenheer,
Der Kaiſer auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht,
Jäger ohne Gewehr,
Feldherr ohne Heer,
Heer ohne Kaiſer,
Wildnis ohne Weiſer,
Trommler ohne Trommelſtock,
Küraſſier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchſen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß,

Führer ohne Witz,
Stückleut ohne Geschütz,
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt,
Ohne Strumpf und Schuh,
Nirgend Rast und Ruh.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen!

Marketenderin. Aber potz Blitz, kommt da nicht auch unser alter Haudegen, der Rummelpuff? Waren Sie also auch in Rußland? Wie ists Ihnen ergangen? Erzählen Sie doch!

Rummelpuff. Ja, auch ich war, wie meine lieben deutschen Brüder, gezwungen, dem Höllensohn Bonaparte zu folgen. Ihr Preußen wohl nur als Hilfskorps im äußersten Norden. Aber ich hab mit den Bayern alles durchgemacht. Wir litten und starben fürs Vaterland und für dessen zu hoffende Befreiung.

Marketenderin. Nun Gott sei Dank, Sie blieben fürs Vaterland leben.

Rummelpuff. Nein, auch ich starb. Ich gefror nämlich zu einem Klumpen Eis. Aber da kam zum Glück der berühmte französische Arzt Barbefer mit seinem Ambulanzwagen des Weges, ließ mich vorsichtig aufheben und ins Lazaret zu Wilna bringen. Leider ließen mich die ungeschickten Träger doch fallen und ich brach mitten entzwei. Der Arzt fügte aber gar geschickt beide Hälften meines Eiskörpers so ineinander, daß sie sofort wieder zusammenfroren. Nun ließ er mich auftauen und ich wurde wieder lebendig. Noch ein Schluck Brantwein und ich fühlte mich wie neugeboren. Ja, Freunde, man könnte derlei Dinge, wie sie da vorkamen, fast für Lügen halten, wenn man sie nicht selbst erlebt hätte. Die Kälte, der Wind und das Wetter waren so abscheulich, daß sich

ſogar die Sonne ſelber einen Schnupfen geholt zu haben ſchien. Ich ſah und hörte ſie eines Abends dreimal nießen und ſich in eine Wolke ſchneuzen, dann aber wickelte ſie ſich ins dickſte Nebelbett und kam lange nicht zum Vorſchein. Die Kälte war ſo arg, daß mir damals mein eigener Schatten an den Boden feſtfror. Ich fürchte, er wird im Frühling auftauen und die Leute als Geſpenſt erſchrecken.

Marketenderin. Aber mir ſcheint doch, daß Sie noch immer einen ganz reſpektablen Schatten werfen.

Rummelpuff. Nun freilich, er iſt mir ja wieder nachgewachſen, ſo gut einem die Haare und Nägel nachwachſen. Aber in mancher Beziehung war mir die Kälte auch von Vorteil. Als ich am Ufer der Bereſina nach einem Übergang ſuchte, da ſprengte ein Regiment Koſaken gegen mich an. Was tun? Ich wäre verloren geweſen ohne die Kälte. Ich hauchte aus Leibeskräften um mich herum, der Hauch fiel als Eis- und Schneekriſtalle zu Boden, häufte ſich um mich an und bildete einen förmlichen Wall um mich, ſo daß mich die Feinde nicht ſahen, ſondern vorbeiraſten. Ich arbeite mich nun wieder heraus und trete ans Ufer des Fluſſes, der dicke Eisſchollen trieb. Wieder ſprengt ein Koſakenſchwarm heran. Zum Eishauchen war es ſchon zu ſpät. Ich habe wohl ein Gewehr, aber keine Kugeln mehr. Was gibt mir mein Geiſt ein? Ich halte das Gewehr ins Waſſer, es bildet ſich im Lauf ein Eisgeſchoß, mit dem ich die Feinde durchbohre. Aber das Pulver geht mir bald aus. Ich haue mit dem Säbel herum, bis er zerbricht. Ich ſtecke ihn ins Waſſer, eine neue Klinge bildet ſich durch den Froſt, mit der ich ſogleich den Koſakenhauptmann ſamt dem Roß mitten auseinanderhaue. Entſetzt fliehen die noch übrigen. Nun aber wie über den Fluß kommen?

Ich sehe in einiger Entfernung eine schwanke Bockbrücke unter der Last der drängenden Franzosen zusammenbrechen. Die Kanonen der Russen krachten in die Trümmer. Da kam mir ein höchst seltenes Naturereignis zu Hilfe. Es schneite, durch die Hitze der Kanonade verwandelte sich der Schnee in Eiskörner und diese bildeten, vom Strahl der untergehenden Sonne beschienen, einen so festgefrorenen Regenbogen, daß ich ihn sicher betreten und hinübergelangen konnte. Meine weiteren Abenteuer will ich euch aber im Marketenderzelt erzählen, sonst frieren wir am Ende auch hier noch an. Kommt! (Alle ab. General York kommt mit seinem Adjutanten, Major von Seydlitz.)

York. Ich bin ohne Nachrichten von Marschall Macdonald, dem ich leider noch untergeordnet bin. Aber die Franzosen scheinen auf ihrer Flucht unser ganz vergessen zu haben. Die Armee ist bis auf wenige Flüchtlinge ganz aufgelöst. Napoleon ist nach Paris geeilt, weil er für die Regierung fürchtet und ein neues Heer vorbereiten will. Aber ich hoffe, daß nun bald die Zeit da ist, die Schmach von Jena abzuwaschen.

Seydlitz. Doch was soll jetzt mit uns geschehen, General York?

York. Wir Preußen sind allerdings in einer peinlichen Lage. Der russische General Diebitsch bietet mir einen Vergleich an und sucht mich ganz hinüberzuziehen. Ich sandte seine Vorschläge nach Berlin an den König, bin aber ohne Antwort geblieben. Ich glaube, der König zögert, weil er doch selber seine Rolle nicht so plötzlich wechseln kann, wie gern er auch wollte. Er befindet sich zwischen zwei Klippen, zwischen denen schwer hindurchzusteuern ist. Ihm kann es die Krone, mir den Kopf kosten. Aber ich will etwas wagen. Ich habe den General Diebitsch hieherbestellt zu einer

Besprechung. Ah, da kommt er schon selber. (General Diebitsch kommt mit Gefolge.)

Diebitsch. Ich bin glücklich, General York, daß Sie sich entschlossen haben, durch einen Vergleich unnützes Blutvergießen zu vermeiden zwischen Völkern, die doch dasselbe Interesse haben, obwohl die Politik des Krieges sie vorübergehend getrennt hat. Wir werden uns leicht verständigen. Ihrem Ehrgeiz ist die Gelegenheit gegeben, sich höchsten Ruhm zu erwerben durch eine Entscheidung, die über das Schicksal Europas bestimmen wird.

York. Diese Entscheidung kommt wohl meinem Herrn, dem König von Preußen zu.

Diebitsch. Nein, er ist nicht frei, er erwartet sie von Ihnen. Wir russischen Generale sind angewiesen worden, die Preußen und Österreicher nicht als Feinde zu behandeln, sondern in Rücksicht auf die früheren freundschaftlichen Verhältnisse uns mit ihnen zu vergleichen.

York. Nun dann will ich die Sache nicht halb tun und ich bin entschlossen, mich ganz von den Franzosen zu trennen. Was sagen meine Offiziere dazu?

Seydlitz. Jeder von uns ist mit Begeisterung dabei.

York. Ihr habt freilich gut reden, ihr jungen Leute, aber mir Altem wackelt der Kopf auf den Schultern. Aber sei es! Es wäre eine doppelte Schmach für uns, wenn wir, nun der Schmach entbunden, gehorsam und willig hinter unseren Treibern herliefen, um unsern Hals dem Joch von selbst wieder anzubieten. Wagen wir den kühnen Schritt ohne Befehl des obersten Kriegsherrn! Hab ich gefehlt, so leg ich dem König willig meinen Kopf zu Füßen. Ich werde die Kugel ebenso ruhig auf dem Sandhaufen erwarten wie im Schlachtfeld.

Ich werde mit dem Bewußtsein sterben, die Ehre meines Vaterlandes gewollt zu haben.

Diebitsch. Seien Sie überzeugt, Ihr König wird Ihnen danken, daß Sie ihm die Entscheidung vorwegnehmen. Bald werden wir uns als Freunde und Verbündete die Hand zu einem dauernden heiligen Bund reichen können. Denn auch Österreich wird alle Rücksichten zerreißen müssen und unserm Bunde beitreten, um so die Freiheit Europas zu sichern. Nur so werden wir von diesem äußersten Punkt des Ostens an den Rhein gelangen und über den Rhein, nach Frankreich, nach Paris hinein.

York. Das kann nur durch die unerhörteste Entfesselung des nationalen Geistes geschehen. Alles muß dazu helfen, der Krieger, der Landmann, der Gelehrte, der Dichter. Ich will in Königsberg mit Stein und Arndt an dieser allgemeinen Erhebung arbeiten. Nur die höchste Begeisterung für Ehre, Freiheit und Ruhm kann uns die Kraft geben zum Kampf der Befreiung von entnervender Tyrannei. Das sei unsere Aufgabe, dies unsere Losung.

Ins Feld, ins Feld zur Freiheitsschlacht,
Entgegen den Franzosen!
Dem Feind entgegen mit aller Macht,
Das Joch von uns zu stoßen!
Sturm überfährt die weite Welt,
Von Grund auf alles schüttelnd,
Die Schläfer selbst auf dem Totenfeld
Zum Rachekampfe ruttelnd.
Durch Nacht und Tod brecht freie Bahn,
Bis wir gestürzt den Bösen!
Der hohe Schwur, er sei getan,
Die Freiheit einzulösen!

Diebitsch. So sei's. Auf Wiedersehen im Schlachtfeld!

Chor.

Juchheirassassa!
Die Kosaken, die sind da,
Sie haben lange Bärte,
Wie die Teufel sind sie da.

6.

Saal in Leipzig.

16. Oktober 1813.

(Ein sächsischer Soldat und eine Magd.)

Soldat.

O Nannchen, mein Nannchen, so find ich dich hier
Zu Leipzig im wildesten Kriegsquartier?

Mädchen.

O du, mein Geliebter im Kleid des Soldaten?
Wo kommst du her? Wie ist dirs geraten?
Ich bin hier im Gasthof Stubenmaid,
Wo gar große Gäste herbergen zur Zeit:
Der König und unsre Königin.
Doch mein' ich, die haben viel trüberen Sinn
Als unser einer. Es geht ihnen schlecht.
Zu lang schon währt das wilde Gefecht
Um die Mauern von Leipzig. Mit herrischem Ton
Kommt auch alleweile Napoleon
Und tröstet sie mit großem Maul.
Doch mein' ich, es steht seine Sache faul.

Soldat.

Das mein' ich auch und es ärgert mich sehr,
Daß ich im sächsischen Militär
Muß wieder dienen an dieser Stell.

Mädchen.

Wie kam das nur? Erzahl doch schnell!

Soldat.

Gar bald, nachdem du mir hattest befohlen,
Ich sollt' im Feld mir die Freiheit holen,
Ward ich mit einem Jüngling bekannt,
In deutschen Landen weit genannt:
Theodor Körner nannte man ihn,
Er war Theaterdichter in Wien,
Ist aber ein gutes Dresdner Kind.
Bei seinem Vater, gut deutsch gesinnt,
Trat ich in Dienst und sah auch dort
Den großen Goethe. Mit beredtem Wort
Meinte der freilich, aus den Ketten
Napoleons gäb es kein Erretten
Für uns arme Deutsche, er sei uns zu groß.
Den braven Theodor aber verdroß
Gewaltig die Rede und auch mich.
Wir gingen beide mutiglich
Nach Preußen und wurden Freiwillige gar
In Lützows wilder verwegener Schar.
Das war ein Leben, ein Sturmeswehen!
Die Toten schienen aufzustehen.
Die guten Bürger gaben her
Ihr Gold und Silber, Deutschland zur Ehr.
Der Ärmste gab seinen Ehering,
Und manches arme junge Ding
Ließ sich abschneiden das schöne Haar,
Verkauft es und steuert den Kaufpreis bar.
Alles drängte, die Ketten zu brechen,
Die Schmach der Niederlagen zu rächen.
Das war ein Jubel, als Feuersignale
Die Botschaft brachten vom Berg zum Tale,
Auch Österreich hab sich zum Bunde gestellt
Und rücke mit aller Macht ins Feld.
Wir freien Jäger aber drängen
Zum Kampf mit begeisterten Kriegesgesängen,
Die jeder Deutsche mit Inbrunst sang.
Hei, wie das so mächtig im Chor erklang:

O Vaterland, du seist befreit,
Dir sei mein Herz und Blut geweiht!
Denn Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der gab dem Manne Schwert und Spieß.
Drum stehe fest, o Vaterland,
O deutsches Herz und deutsche Hand!
Komm, Freiheit, die mein Herz erfüllt,
O komm, du süßes Engelsbild!
Nun aber, wenn unser Körner gar
Den Sang erhob, da jauchzte die Schar,
Da flogen wir auf, der Sturm brach los.
Wer legte die Hände da feig in den Schoß!
Man spie auf den Buben hinter dem Ofen
Unter den Schranzen und unter den Zofen,
Auf jeden ehrlos erbärmlichen Wicht.
Ein deutsches Mädchen küss' ihn nicht!
Und jeder stieß an Mann für Mann,
Wer den Flammberg schwingen kann.
Wenn ahnungsgrauend, todesmutig
Der Morgen anbrach kalt und blutig,
Und die Sonne strahlte der kommenden Schlacht,
Da wurde jauchzend des Bundes gedacht,
Und dem allmächtigen Führer der Schlachten
Dankten wir, daß wir zur Freiheit erwachten.
Bald glänzt es im Walde vom Sonnenschein,
Es zieht herunter in düsteren Reihn
Und gellende Hörner schallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen,
Hörts näher und näher brausen: —
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd!
Es fallen die Toten, da wird nicht geklagt.
Sprühend umzucken uns rasselnde Blitze,
Brüllend umwölkt uns der Dampf der Geschütze.
Auch Körner, der Held und Sänger, er fiel.
Nie ward einem Dichter ein schöneres Ziel.
Ich aber ward in späterer Schlacht
Gefangen und wieder nach Sachsen gebracht.

449

Da steckt man mich in die sächsischen Reih'n.
Doch wenn du willst verschwiegen sein,
So verrat' ich dir, daß heute noch
Wir Sachsen alle das Frankenjoch
Brechen und zum deutschen Bund
Übergehn aus Herzensgrund.

Mädchen.

Heil dir, du Held so mutiglich!
Ein deutsches Mädchen küsset dich. —
Doch still, da kommen — lauf du dahin! —
Der König und die Königin.

(Beide ab. Es kommt König Friedrich August von Sachsen und die Königin.)

König. Der Hochmut Napoleons verdarb alles. Er wollte Preußen und Österreich demütigen und hat so beide Mächte zum Abfall getrieben. Mein Land ist dadurch der Schauplatz des Krieges geworden. Ich war gezwungen, mich ihm zu vereinigen.

Königin. Laß uns immerhin auf sein Genie vertrauen, das sich in den größten Gefahr so herrlich bewährte. Wie berauscht von der Zuversicht auf sich selber, macht er alles um sich voll Hoffnung, Bewegung und Selbstvertrauen.

König. Warum nahm er nicht den Frieden an, den ihm Österreich anbot? Es hätte nur ein kleines Opfer seiner Eigenliebe gekostet.

Königin. Er will sich nichts abtrotzen lassen. Und warum sollte er auch? Er hat schon Größeres vollbracht. Hat er doch eben erst bei Dresden den Verbündeten eine ernste Niederlage bereitet!

König. Es war das letzte Lächeln seines und unseres Glückes. Dann begannen die Niederlagen. Traurig und abgemattet mußte er sich hieher nach Leipzig zurückziehen. Fünfmal ist er von hier ausgezogen, stets ohne Erfolg.

Königin. Ja, aber er hat hieher ganz Europa zur Volkerschlacht gebannt und gezwungen, um die große Frage der Zukunft zu ringen. Er kommt. Wie steht es, Sire?

Napoleon (kommt). Vortrefflich. Seien Sie beruhigt! Ihre Stadt wird unberührt bleiben. Aber ich kann nicht hindern, daß es rings herum scharf zugeht. Erschrecken Sie nicht über den furchtbaren Kanonendonner! Ich muß so die Angreifer zerschmettern. Aber ich selber habe wahrlich noch kein so gewaltiges Donnergebrüll erlebt. Der eiserne Hagel mäht alles nieder. Keine Stelle der Luft ist frei von Kugeln, die sie durchpfeifen. Tausendfacher Tod saust durch die erschütterte Luft. Pulverwagen fliegen auf. Zerstörung, Blut, Tod ringsum, als sei die rasende Wut der Hölle los. Die Scharen der Tapferen schmelzen zusammen, aber nicht nur bei uns, noch mehr bei den Gegnern. Sie wollten mir im Angriff zuvorkommen und müssen jetzt weichen. Wir sind im Siegen. Die Mitte der feindlichen Linie ist schwach. Ich will jetzt meinen Hauptschlag führen. Unter dem Schutz der donnernden Kanonen sollen sich große Infanteriemassen zu Vierecken bilden und hinter ihnen soll die ganze Reiterei zum unwiderstehlichen Angriff hervorbrechen.

Königin. So hoffen Sie auf Sieg?

Napoleon. Ich habe schon schwerere Geschicke überwunden. Ich will jetzt nur wieder ganz General sein wie in meiner Jugend. Ich habe bei Lützen die preußische Armee vernichtet, die Russen bei Bautzen geschlagen, nun wollen auch die Österreicher an die Reihe kommen. Die Menschen sind unverbesserlich; die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt, ich habe seine Tochter geheiratet. Es war eine Torheit, ich bereue sie

heute. Aber lassen Sie uns heiter sein! Ich verließ Dresden, um auf die Jagd zu gehn. Wohlan, es soll eine Jagd werden. Je mehr ihrer sind, umso vorteilhafter für mich. Ich bin der Eine Herr; ihr Bundnis widerspricht sich selbst. Ah, Prinz Emil von Hessen!

Prinz von Hessen (kommt). Sire, man erwartet Sie; es ist höchste Zeit.

Napoleon. Ja, Sie rufen mich zu einer Entscheidung, an deren Ende unser der Ruhm, für die Gegner die Demütigung harrt.

Prinz. Aber die Gegner haben unsern Plan gemerkt und versammeln Reserven aus allen Teilen.

Napoleon. Sie ahnen den Schlag, der sie unwiderstehlich treffen wird, den alles überwältigenden Sturmlauf der Reiterei. Ich bin des Sieges so gewiß, daß ich Sie auffordere, das Siegesgeläute mit allen Glocken Leipzigs anzubefehlen. Vorwärts, Freunde! Vorwarts, Prinz von Hessen, nein, von heut an König von Preußen! (Er geht ab mit seinem Gefolge.)

Königin. Fürwahr, nie hat Napoleon sein Genie höher gespannt als jetzt.

König. Ich fürchte, es ist nur Schein. Seine erzwungene Heiterkeit ist auffallend. Seine Haltung verrät jene Qual von tausend zusammengehauften Schmerzen. Er ist erschöpft von den Arbeiten, zu denen ihn sein Ehrgeiz zwang. Mit schärferem Blick als jeder andere kann er seine Zukunft, seinen Fall voraussehen.

Königin. Seinen Adlern folgen Italiener, Spanier, Portugiesen, Belgier, Niederländer, Schweizer, Polen und der edelste Kern der Deutschen. Wider ihn haben sich mit unsern Stammesbrüdern die Slawen, die Ungarn, Dänen, Schweden, Angelsachsen, Kosaken, Baschkiren und Kalmüken

vereint. Wie das donnert! Es ist ein einziges ununterbrochenes Donnergebrüll. Die Erde bebt, die Fenster klirren. Alles wankt wie vor dem Weltgericht der Weltgeschichte.

König. Es wird gegen uns ausfallen. Die Schwierigkeiten sind zu groß. Er ist verloren, und wir mit ihm. (Der Adjutant des Königs, General Bose, kommt.)

Bose. Was ist es, daß die Siegesglocken in der ganzen Stadt geläutet werden, während unser Heer vernichtet wird?

Königin. Wie, ist der Angriff der Reiterei nicht gelungen?

Bose. Er ist zur größten Niederlage umgeschlagen. Man schien nur noch hundert Sätze bis zu jenem Hügel zu haben, wo die verbündeten Monarchen hielten. Ihr Fang schien gewiß zu sein. Aber Hindernisse des Bodens, auf die man nicht geachtet hatte, hemmten plötzlich den Weg, als der Zug der Reiter in Regimentsbreite über die Ebene sauste. Die Reitermassen stürzten, eine Linie über die andere. Die Kraft des Anlaufs war zerschmettert. In das Gewimmel fallen die österreichischen Küraſſiere, donnern die russischen Kanonen. Aber hier kommt der Kaiser Napoleon selber.

Napoleon (kommt). Alle gefallen! Der Tod geht über die Welt. Sie haben den Handschuh, den ich ihnen hinwarf, doch aufgenommen. Ich habe keine Generale mehr. Sie wollten nicht die Schlacht, sie wollten alle den Frieden. Meine Soldaten waren zu jung; sie sanken hin wie die Frühlingsblüten.

Marschall. Sire, es ist nun Zeit, frei zu reden, da die höchste Gefahr für Sie und Ihre Dynastie besteht. Es gärt in Paris. Wie man einst aus Ekel an der Anarchie Zuflucht bei General Bonaparte gesucht hat, so wird man gegen den

unaufhörlichen Krieg Zuflucht bei den Bourbonen suchen. Senden Sie zum Kaiser von Österreich! Die Verwandtschaft mit ihm wird Ihnen zugute kommen.

Napoleon. Ich darf mich nicht entehren. Noch stehe ich mitten in Deutschland. Noch hat man mich nicht über den Rhein gedrängt.

Marschall. Aber die Rheinbundstaaten sind bereits zum Teil erobert. Bayern ist eben übergegangen. Es ist höchste Zeit, an den Rückzug zu denken. Bedenken Sie die Lage Leipzigs; die Wege sind nicht frei. Es ist nichts vorgesorgt. Die Verbündeten werden Leipzig einzunehmen trachten, die Stadt kann sich unmöglich länger halten.

Napoleon. Nein, ich bin nicht gewohnt, mich als Besiegten anzusehn.

Marschall. Eilen Sie, Sire! Die Feinde stürmen schon. Es heißt, daß die Sachsen und Württemberger zu den Feinden übergehen und ihre Waffen gegen uns kehren.

Napoleon. Das entscheidet freilich. Jene hatten das Recht, uns zu verlassen, aber nicht uns auf dem Schlachtfeld zu verraten. Möge ihnen der Zorn des Schicksals lohnen! Fort von hier! (Zum König von Sachsen) Sire, ich bedaure, daß ich Sie solchergestalt ohne Verteidigung dem Zorn der Verbündeten preisgeben muß. Ich stelle es Ihnen frei, sich von mir zu trennen. Ich werde mich darüber niemals beklagen. Aber ich hoffe, hinter dem Rheine bald wieder furchtbar zu werden und ich werde keinen Frieden eingehen, der Sachsen opfern soll. (Ab mit seinem Gefolge.)

Bose. Er hat hohe Zeit, sich davon zu machen. An allen Toren wird schon gekämpft, die Stadtmauern sind schon an einigen Stellen überstiegen. Alles drängt sich auf den Straßen. Da jagen schon feindliche Soldaten durch die Gassen den Fliehenden

nach. Alles wogt durcheinander. Welches Geschrei, Jubel und Jammer, Geknall und Getöse! Regimenter aller Nationen kommen nun in festeren Scharen. Jubelgesänge, Siegesmärsche begleiten diesen für uns so traurigen Einzug. Dort reiten auch schon die drei verbündeten Monarchen an der Spitze ihres glänzenden Gefolges heran.

König. Sollen wir ans Fenster treten?

Königin. Sie sehen gar nicht herauf. Keiner wendet den Unglücklichen einen Blick zu. Die halbverhungerten Einwohner, die aus den Kellern auf die Straße hervorkommen, sind glücklicher als wir. Für sie ist alles vorbei. Für uns beginnt die Demütigung.

Bose. Der österreichische Minister Graf Metternich; er kommt vonseite seines Herrn.

Metternich (kommt). Die verbündeten Majestäten haben mich beauftragt, hieherzukommen, um den König von Sachsen über seine Stellung aufzuklären und ihm sein Schicksal anzukündigen.

König. Ich wollte die Monarchen ersuchen —

Metternich. Sie sind mit den Waffen in der Hand gefangen worden; die Verbündeten haben beschlossen, Sie nicht zu sehen.

König. Und was wäre mein Schicksal?

Metternich. Sie werden es in Berlin abwarten, wohin Sie sich sogleich begeben werden.

König. Ich muß mich in alles ergeben, was meine Demütigung noch erschwert. Preußen ist unser Rival von jeher gewesen. Aber ich bin Ihr Gefangener. Überbringen Sie meinen Degen den Verbündeten. Ich werde mich ihren Verfügungen und denen der Vorsehung beugen.

7.

An den Ufern des Rheins.

21. Dezember 1813.

(Der Fahrmann schlummert. Drei Gestalten kommen in zerlumpten französischen Uniformen.)

Gestalt.

Hol über, mein Fährmann! Hol über, hoiho!

Fährmann.

Wer schreit denn, wer weckt mich, wer lärmt denn also?

Gestalt.

Ha, kennst du uns nimmer? Vor schier zwanzig Jahren
Hast du uns herüber aus Frankreich gefahren.
Jetzt aber — jetzt wollen wir wieder zurück.

Fährmann.

Mir scheint, in der Fremde da blüht euch kein Glück.

Gestalt.

O dennoch. Wir haben in all diesen Zeiten
Entzündet die Erde in all ihren Breiten.
Wir stürzten die Länder in Revolution
Und brachten zum Wackeln fast jeglichen Thron.
Wir haben Millionen von Menschen getötet,
Geschändet, geknechtet, verführt und genötet.
Wir haben die Schätze der Erde geraubt,
Wir taten, was nie sich ein andrer erlaubt.
Wir haben verbrannt und verwüstet die Länder
Und Städte fast bis an des Erdkreises Ränder.
Wir haben den Glauben der Menschen verkehrt,
Verzweiflung gesät und Verachtung gelehrt.
Wir haben die große, die Neuzeit gegründet,
Das Alte begraben, nachdem wir's entzündet.

Fährmann.

Und sind nun die Menschen auf Erden geweiht
Der Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit?

Gestalt.

Sie sind noch zu unreif; da war nichts zu machen.
Wir müssen sie lassen und über sie lachen.
Sie wollen's nicht ändern; so sollen sie bleiben,
Wie seit Adams Tagen es elendig treiben.
Wir ziehen uns wieder nach Frankreich zurück.
Wozu auch in Fernen versuchen das Glück?
Die Hauptmacht der Freunde ist längst schon voraus;
Wir ziehn als die Letzten auch endlich nach Haus.

Fährmann.

Doch will es mir scheinen, als ob euch das Heil
Auch selber geflohen für eueren Teil.
Ihr geht ja noch lumpiger her, als ihr ginget.
Wo sind denn die Schätze, wo ist, was ihr finget?
Auch scheint es mir, daß es euch eiliger sei
Als stolzen Erobrern. Ihr tut ja, ei, ei,
Als wären Verfolger euch schon auf der Spur.

Gestalt.

So frag nicht und forsch nicht! Gehorch uns nur!

Fährmann.

Ihr braucht nicht so herrisch mir dies zu befehlen.
Nie tat ich es lieber, das will ich nicht hehlen.
Seid sicher, ich will mich aufs schnellste bestreben,
So lästigen Schelmen den Abschied zu geben.
So springt in den Kahn! Im Hui sind wir drüben.
Auf Nimmermehrwiedersehn, o ihr drei Lieben!

(Sie fahren über den Rhein und verschwinden. Es kommen deutsche Soldaten.)

Soldat.

Wohlan, liebe Brüder, nun sind wir am Rhein.
Nun endlich geht es nach Frankreich hinein.
Wir jagten den Feind von Ort zu Ort,
Wir jagen ihn noch nach Paris so fort.

Ein anderer.

Was haben wir nicht in diesem Jahr
Bestanden für schreckliche Gefahr!

O Lützen, du altberühmte Stadt,
Vor dir liegt begraben manch braver Kamerad!
Und dort bei Groß-Görschen, wie ging der Tod so schwer
Hinüber und herüber durch Freund- und Feindesheer!

Ein dritter.

Das waren auch schlimme Tage
Bei Bautzen und Wurschen im Mai.
Es wollte uns nicht glücken
Und standen so mutig und treu.
Doch endlich bei Groß-Beeren
Tat Bülow in der Schlacht
Die Franzen Mores lehren,
Hat sie zu Fall gebracht.

Erster Soldat.

Und die Katzbach ist auch ein grausamer Fluß,
Der machte dem Napoleon bittern Verdruß.
Das Wort war gegeben, hieß Sieg oder Tod,
Und ein Regen goß vom Himmel wie die Schock-schwerenot.
Da schrie der Vater Blücher: Der Tag ist erwacht!
Frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht!
Der Trompeter blies und der Teufel ging los,
Und bis Nachmittag war besiegt der Franzos.
Das war eine Lust, das war eine Hatz,
Wie wir an der Katzbach packten die Katz!

Zweiter.

Immer schöner ging das Spiel,
Es kam Sieg auf Siege,
Bis Vandamme bei Kulm auch fiel
Von der Glückesstiege.

Dritter.

Bei Dennewitz haben wir's Maul ihm gestopft,
Dem Franzosen die Hosen tüchtig geklopft.

Erſter.

Und als wir vor Leipzig ſind kommen,
Geſchah die große Schlacht,
Darinnen iſt zergangen
Napoleons ſtolze Macht.
Bei Leipzig da iſt es geſchehen,
Bei Leipzig, der edlen Stadt,
Wo Gott uns tät beiſtehen
Und ihn gezüchtigt hat.
Mit Zinſen bezahlte der rächende Blitz
Die Schulden von Jena und Auſterlitz.
Und die Herrſcher fielen auf ihre Knie
Und dankten Gott auf dem Schlachtfeld hie.

Zweiter.

Solche Schlacht, wie da geſchehn
In den dreien Tagen,
Hat die Welt noch nicht geſehn,
Ward auch nie geſchlagen.
Weil wir aber ſind beim Schlagen,
Wollen wir noch weitergehn
Und ſie bis Paris hinjagen,
Um ihr Raubneſt zu beſehn.
Raus mit allem, was geſtohlen
Ihr uns habt ſeit manchem Jahr!
Jetzt wollen wir es wieder holen,
Alles, was einſt unſer war.

Dritter.

Wir wurden frei in Sturm und Drang.
Hör's, Vater Rhein im Liederklang!

Chor.

Brauſe, du Freiheitsſang,
Brauſe wie Wogendrang
Aus Felſenbruſt!
Feig bebt der Knechte Schwarm,
Uns ſchlägt das Herz ſo warm,

Uns zuckt der Heldenarm
Voll Tatenlust.

(Die Soldaten lagern sich. Es kommen General Radetzky, Bernadotte, Kronprinz von Schweden und andere Offiziere)

Radetzky. Und wir schlafen hier, statt den Feind kräftig zu verfolgen! So konnte sich Napoleon retten; er hat sich auf dem Rückzug noch immer als großer Feldherr bewährt.

Bernadotte. Glauben Sie das nicht, General Radetzky! Ich als alter Waffengefährte kenne ihn zu gut. Er ist kein Kriegstalent, nur ein ungestümer feuriger Draufgänger.

Radetzky. Aber in der Schlacht bei Hanau gegen die Bayern gab er immerhin seinem ehemaligen Schüler, dem tapferen General Wrede eine so nachdrückliche Lehre, daß dieser sie mit seinem Heldentod bezahlen mußte.

Bernadotte. Um so größere Eile hat Napoleon jetzt, weiter zu kommen. Er hofft, in Paris ein neues Heer aufzubringen, nachdem wir ihm zwei Heere vernichtet haben. Er rechnet auf einen Zwiespalt unter den Verbündeten. Aber die sind alle einig. Blücher schwärmt wie alle seine Soldaten für den Einzug in Paris. Zar Alexander will sich für seine Demütigung rächen durch Demütigung des Nebenbuhlers. Nur Kaiser Franz hat noch aus manchen Rücksichten dem Schwiegersohn den Frieden angeboten, wenn er sich mit der Rheingrenze bis an die Alpen begnügen wolle.

(Ein Adjutant kommt mit einem Schreiben.)

Radetzky. Meine Herren, Triumph! Eben kommt aus dem Hauptquartier die Nachricht, daß Napoleon törichterweise die Bedingungen verworfen habe; und dazu der Befehl, sofort über den Rhein zu gehen. Gut, er soll gar nichts haben. Vorwärts! Wenn auch schon die Nacht hereinbricht, ich will noch heute hinüber. Dort unten

sind Fahrzeuge. Hurra! Alldeutschland in Frankreich hinein! (Zurufe, die Soldaten springen auf und ziehen ab unter Gesang.)

Chor.

Kaiser Franz läßt abermal
In das Feld marschieren,
Mit dem ganzen Heeresschwall
Frankreich attackieren.
Rußland, Preußen im Verein
Sind bereit zu schlagen,
Wollen übern deutschen Rhein
Den Napoleon jagen.
Schwarzenberg, der edle Held,
Alles kommandieret,
Und so hat ers angestellt,
Daß Frankreich verlieret.
Darum fleht aus Herzensgrund,
Daß der Steg gelinge
Und der große heil'ge Bund
Unsern Feind bezwinge!

(Alle ab. Es ist Nacht geworden. Die Lorelei kommt vom mondbeglänzten Felsen herab.)

Lorelei.

Erwach aus langem Schlafe, du guter Vater Rhein!
Klingt nicht ein frohes Brausen in deinen Traum hinein?
Hörst du nicht wieder singen urdeutschen Liedersang
Und drein gewaltig klingen des deutschen Schwertes Klang?

(Der Vater Rhein taucht empor.)

Rhein.

O Lorelei, nein, laß mich! Du hast nicht recht gehört.
Dich hat ein Widerhallen verschollenen Sangs verstört.
Die Deutschen kommen nimmer; zu lang hab' ich geharrt.

Ich will nicht länger harren, von eitlem Wunsch genarrt.
Weh, ich erringe nimmer den alten hohen Ruhm.
Er ist dahingestorben mit deutschem Sängertum.

Lorelei.

Nein, Vater, es ist Wahrheit. Ich sah die Franzen fliehn,
Ich sah die deutschen Heere bis an den Rhein herziehn.

Rhein.

Soll ihnen wohl zur Grenze dienen der göttliche Rhein?
Das freute mich gar wenig. Ich will nicht Schranke sein.
Ich will nicht zwischen den Völkern mich zwängen, wenig froh,
Nicht deutsch, nicht wälsch, nicht Sklave, nicht frei, nicht so noch so.

Lorelei.

Nein, Vater, nimmer fürchte so böses Schicksal mehr!
Du bist nicht Deutschlands Grenze, bist Deutschlands Strom so hehr.
Die Heere der Befreier machen nicht Halt am Rhein.
Es stürmt mit Siegesjubel Alldeutschland in Frankreich hinein.

Rhein.

Ist wahr, was du gesprochen? So heb ich gern mein Haupt
Wieder empor aus dem Schilfe. Die Krone, mir einst geraubt,
Die setz ich mir nun wieder als echter König auf.
Und ihr, all meine Töchter, kommt allzusammen herauf!
Ihr mußtet euch verbergen; das ist nun nimmer not.
Von eines Schurken Frechheit seid ihr nicht mehr bedroht.

Das Rheingold strahle wieder! Umspielt es, nimmer bang,
Und laßt aufs neu ertönen den Wagalaweiagesang!

Chor der Rheintöchter
(die mit dem strahlenden Rheingold aus der Tiefe steigen).

Umtanzen wir wieder im wonnigen Spiel
Das Rheingold, der streitenden Helden Ziel,
Entrissen von Zwergen, verflucht und gebannt,
Und endlich versenkt in der Rheinwogen Sand.
Wallalaheia! Wagalaweia!

Lorelei.

Was hebt sich dort vom Norden für neues Lustgeschrei?
Sieh, Vater, sehet, Schwestern! Wellgunde schwimmt herbei,
Sie hält in ihren Händen einen goldenen Becher fein.
Wo hat sie das Spielzeug gefunden? Was soll es damit sein?

Wellgunde.

Freut euch, ihr trauten Schwestern! Freu dich, o Vater Rhein!
Vom fernen Nordmeer komm' ich zurück zum frohen Verein.
An Thules Küsten fand ich den goldenen Becher da.
Mich dünkt, daß einen schönern ich nimmermehr ersah.

Rhein.

Laß sehn! Mit köstlichen Runen ist dieses Werk geschmückt,
Manch wundersames Zeichen ist in das Gold gedrückt.
Das ist der goldne Becher, nun erst erkenn' ich ihn,
Den einst ein alter Zecher warf in die Fluten hin.
Der war dort König in Thule. Den Becher gab ihm fürwahr
Einst seine sterbende Buhle, die auch mein Töchterlein war.

Sie verließ den Reigen der Schwestern, sie gab dem Geliebten ihm
Geheimnisse der Tiefe. Mein Fluch ward ihr zum Gewinn.
Heil mir, daß ich nun wieder das alte Kleinod gewann;
Das will ich fürder besser wahren vor Weib und Mann.
Daß uns der teure Becher nun wieder kommt zurück,
Das ist ein Zeichen von neuem Ruhm und neuem Glück.

Wellgunde.

Ach Vater, lieber Vater, wenn dieser Becher enthält
So tief geheime Runen, Geheimnisse der Welt,
Vergönne, daß ihn wieder ein Sterblicher gewinnt,
Dem eine von uns Schwestern ist minniglich gesinnt!
Was nützt uns alle Kunde, was gilt uns Ruhm und Ehr,
Wenn nicht der Mund der Menschen es kündet der Welt umher?
Wir Geister, die das Leben allem Leben verleihn,
Leben doch nur im Gesange der Dichter sinnig und rein.

Rhein.

Wohlan, mein Kind, wenn etwa ein Sänger uns ersteht,
Dem tiefer als andern die Sehnsucht nach uns die Brust durchweht,
Dem mögt ihr wieder den Becher, den runenmächtigen, leihn,
Ihm unser Wesen enthüllen und ihn vor Irrtum fei'n.
Dem mögt ihr offenbaren die tiefsten Rätsel der Welt,
Die letzten Zauberworte des Alls, wie's euch gefällt.
Dem mögt ihr auch vergönnen, daß er zum guten Ziel
All diese Geschicke besinge in siebentönigem Spiel.

8.

Paris. Saal in den Tuilerien

24. Januar 1814.

(Napoleon, Marie Louise, Marmont, Offiziere.)

Napoleon. Nein, weine nicht, Geliebte! Du zitterst! Fürchte nicht, daß ich ein böses Wort über deinen Vater, jetzt meinen ärgsten Feind, sage! Glaube nicht, daß meine Lage verzweifelt sei, daß ich dich an den Rand des Abgrunds gebracht! Sei überzeugt, wie ich es bin: ich werde siegen. Die Gegner werden keinen Winterfeldzug wagen; und indessen wird sie der Zwiespalt zerklüften.

Marmont. O nein, Sire, sie ziehen schon auf Paris los. Ihre Hauptstadt ist wehrlos. Ihr Schwager Murat unterhandelt schon mit den Österreichern. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie den Frieden an mit den Grenzen, die man Ihnen bietet! Sie haben nach der Schlacht bei Leipzig den Frieden verschmäht, weil Sie den Titel eines Protektors des Rheinbundes nicht ablegen wollten. Nach dem Rückzug über den Rhein bot man Ihnen vergebens das volle Gebiet innerhalb des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen. Sie haben wieder abgelehnt. Der Senat hat beschlossen —

Napoleon. Der Senat? Wer kennt ihn? Frankreich kennt aber mich. Es hat mich mit Millionen von Stimmen zum Oberhaupt erwählt. Ich weiß wohl, der Thron ist nichts anderes als eine Verbindung etlicher mit Samt überzogener Holzstücke. Der wahre Thron ist ein Mann, und der bin ich. Ich mag keine Volkstribunen. Ich selbst bin der große Tribun.

M. Louise. O teurer Mann, Friede, Friede! Mein Vater meint es gut mit dir. Er bietet dir wieder die Hand.

Napoleon. Ich kann nicht ein anderer werden. Ich kann nur siegen oder fallen. Besiegt wird nur der, der besiegt sein will. Ich will mich nicht in Paris verkriechen. Sind wir auch wie einer gegen zehn, ich kann sie durch Schnelligkeit schlagen. Das habe ich in meiner Jugend getan und ich werde es nicht vergessen haben.

Marmont. Wohl, aber Sie haben Ihre Gegner in langer Schule siegen gelehrt.

Napoleon. Nun, dann will ich sie unter meinem Sturze zermalmen. Nach mir breche das Chaos über Europa herein!

M. Louise. O Teurer, sieh meine Tränen, meine Angst, meine Verzweiflung! Sieh hier deinen Sohn? Was soll aus ihm werden?

Napoleon. Mein Sohn? Ja, das zermalmt meinen Mut. Wohl, ich muß für ihn sorgen. Nun gut, Caulaincourt, eilen Sie sogleich zu Kaiser Franz! Ich nehme seine Bedingungen an. Ich begnüge mich mit der Rheingrenze. (Fouché kommt.) Was gibt's? Ein Brief? An die Kaiserin? Von ihrem Vater. Laß mich selber sehen! (Er liest) „Da Dein Gemahl die Bedingungen ausgeschlagen, ist im Rat der Verbündeten beschlossen worden, auf Paris vorzurücken. Nur auf meine dringenden Vorstellungen hat man mir zugestanden, dem Kaiser die Grenzen des alten Frankreichs vor der Revolution zu lassen, wenn er sogleich den Frieden annimmt. Willst du, meine Tochter, nicht seinen und deinen Untergang, so bewege ihn dazu, ehe alles zu spät ist." — Ich sehe, man will nicht mehr unterhandeln, man will mich nur beschimpfen und entehren. Man weiß, es ist unmöglich, daß ich in meine Schmach willige. Die Bourbonen können diese Bedingungen annehmen; aber ich, der ich mit der Republik den Rhein und die Alpen empfangen

habe, ſoll ich mir die Donnerworte entgegenſchleudern laſſen: Was haſt du aus dem Frankreich der Revolution gemacht?

M. Louiſe. Ach die Eroberungen der Republik und die Deinen ſind das Blut nicht wert, das ſie gekoſtet haben. Sie zerrinnen wie Schnee.

Napoleon. Wie, Louiſe, ſo verzagt? Nein, ich will dich Weinende noch lachen machen! Dieſe böſen Tage ſollen einſt die Würze der guten ſein. Jene vergeſſen, daß ich ihnen ſo nahe bin, wie ſie mir. Sie ſind ihrem Untergange nicht ferner als ich dem meinigen. Wohlan, in den Kampf! Wer weiß heute die Antwort auf die Frage, die uns die Sphinx des Schickſals aufgibt? Glanz, Leben, Ruhm? Oder Elend, Schmach und Tod? — Ihnen, meine Herren Offiziere der Nationalgarde, vertraue ich meine Gattin und meinen Sohn an. Ihre Ehre wird über das Teuerſte wachen, was mir nächſt Frankreich am Herzen liegt. Sei ſtark, mein Weib, weine nicht! Wir ſehen uns fröhlich wieder. (Ab.)

Alle. Es lebe der Kaiſer, die Kaiſerin, der König von Rom!

M. Louiſe. Ach, mir ahnt, daß ich ihn nie mehr wiederſehe.

Fouché. Dieſer Menſch iſt toll. Er will uns alle umbringen.

9.

Vor den Toren von Paris.

31. März 1814.

(Talleyrand, Lebrun.)

Talleyrand. Er iſt verloren. Rette ſich, wer kann! Als er nach Chalons kam, fragten die Marſchälle nach den Regimentern, die er mitbringe. Er fragte nach den Regimentern, die ſie bei ſich

hätten. Sie hatten wenig, er brachte nur seine Person mit.

Lebrun. Ein Glück, daß die Verbündeten nicht mehr den gefangenen Papst in Fontainebleau fanden und vor ganz Europa befreien mußten. Er ist triumphierend über ein Pflaster, das aus zerbrochenen Marmorbüsten seines gestürzten Gegners bestand, nach Rom gezogen.

Talleyrand. Die Engländer haben sich nun auch den Verbündeten als vierte Macht angeschlossen. Jetzt haben sie Geld. Trotzdem fürchten sie den fallenden Riesen. Sie wissen nicht, wie morsch er ist. Sie halten die Franzosen für Helden, aber sie sind nur Schlafmützen. Sie wissen nicht, wie verhaßt Napoleon ist. Man berühre Paris bloß mit dem Finger, und der Koloß wird fallen. Er gilt jetzt als Dämon des Dunkels gegenüber den Engeln des Lichts. Und diese Engel sind die Fremden, sind die Bourbonen.

Lebrun. Nun, kommt die Kaiserin nicht bald? Wir sollten sie hier erwarten, um mit ihr zu fliehen. Napoleon wollte sie und seinen Sohn schließlich nicht der Gefahr aussetzen, in die Hände der Verbündeten zu fallen; so hat er ihre Abreise anbefohlen. Es sind viele Tränen darüber geflossen.

Talleyrand. Durch diese Torheit hat er die ganze Verteidigung gelähmt. Er macht Fehler auf Fehler. So also soll diese glorreiche Regierung enden! Welches Ende! Seine Laufbahn wie ein Abenteurer zu beschließen! Napoleon wäre zu beklagen, wenn er nicht selber sein Los verdient hätte. Aber sehen Sie, dort kommen die Wagen der Kaiserin. Sie mag noch immer einige Millionen aus den Kellern der Tuilerien mitgenommen haben. Gehen Sie, Lebrun! Es ist Ihre Pflicht, sie nach Blois zu begleiten.

Lebrun. Ich eile. Kommen Sie nach, Talleyrand? (Er geht.)

Talleyrand. Das will ich mir noch überlegen. Es greift meine Nerven an, Zeuge dieser peinlichen Tragödie einer geopferten Kaisertochter zu sein. Zudem ist es nicht jedermanns Sache, sich unter stürzenden Ruinen zermalmen zu lassen. Es ist Zeit, auch an sich selber zu denken. Auch ist es gut, wenn ein einzig Nüchterner unter dieser Menge von Toren zurückbleibt. Ich gehe nach Paris zurück. Ich muß eilen, wenn ich nicht streifenden Kosaken in die Hände fallen will. Kanonendonner von allen Seiten kündet die letzten Verzweiflungsversuche unserer Verteidiger an. (Er geht. Es kommen Marschall Marmont und General Belliard mit Truppen.)

Marmont. Es ist vergebens, gegen die zehnfache Übermacht der Verbündeten die riesige Hauptstadt zu verteidigen. Und Napoleon bleibt fern, um ein neues Heer zu vereinigen. Er unterschätzt die Bedeutung von Paris. Ich habe zweimal dem Fürsten Schwarzenberg Waffenstillstand anbieten lassen, bin aber ohne Antwort geblieben.

Belliard. Ha, da kommt ein deutscher Abgesandter; es ist Graf Nesselrode. (Graf Nesselrode kommt.)

Nesselrode. Der Generalissimus ist geneigt, im Interesse der Humanität das blutige Gemetzel abzubrechen, wenn man ihm auf der Stelle Paris übergibt. Ihre Truppen mögen abziehen, wohin es Ihnen beliebt.

Marmont. Ich bin gezwungen zu dieser traurigen Kapitulation, da Napoleon der Hauptstadt nicht zu Hilfe kommt. Ich erwarte aber von Ihnen, daß Paris von den Eroberern nicht gegen das Recht der Zivilisation behandelt werde.

Nesselrode. Wir sind nicht als Eroberer, sondern als Befreier Frankreichs vom Despotismus

hiehergekommen. Darnach werden wir handeln. Lassen Sie uns alle beiderseits unsere Truppen aus dem Gefecht ziehen. (Beide gehen ab. Es kommen zwei deutsche Soldaten.)

Soldat.

Dort sitzt er! Jetzt steht er! Jetzt lauft er davon!
Ihm nach, deutsche Brüder! Bald winkt uns der Lohn.

(Ein französischer Mautner tritt ihnen entgegen.)

Mautner.

Halt da! Im Namen der Zivilisation!
Brechen Sie nicht die Kapitulation!
Höhnen Sie nicht den geschlagenen Feind!

Soldat.

Herr Mautner, so bös ist es gar nicht gemeint.
Froh sind wir des Stillstands, tun euch nichts zuleide.
Wir jagen den Hasen, der dort auf der Heide
Davon springt. Beliebt es, so seid ihr geladen
Mit uns zu der Jagd. Es wird euch nicht schaden.
Vergessen wir alt überkommener Fehden
Und seien wir Freunde!

Mautner.

Mit euch läßt sich reden.
Wir sind den Napoleon samt den Bourbonen
Schon satt, die Verfassungen, Revolutionen.
Die Kaiser und Könige mögen noch kriegen!
Den Hasen zu jagen, sei unser Vergnügen.

(Alle ab. Es dämmert. Napoleon kommt mit Caulaincourt und Marschall Berthier.)

Napoleon. Ha, endlich vor Paris! Man lasse die Pferde verschnaufen. Dreißig Meilen an einem Tag zu Wagen, dreißig Meilen zu Pferd. Caulaincourt, Sie sind erschöpft.

Caulaincourt. O nein, Sire! Aber es war höchste Zeit zu kommen. Nicht wahr, Marschall Berthier?

Berthier. Es ist zu spät. Der Kanonendonner verstummt.

Napoleon. Aber zum Unterhandeln ist noch Zeit. Gut, ich bin zu Opfern bereit. Ich habe doch noch ein Heer, mit dem ich drohen kann. Rekognoszieren wir!

Berthier. Dort nahen Truppen. Die Dämmerung läßt sie schwer erkennen. Es ist General Belliard.

Belliard (kommt). Wie, Sire, Sie sind hier?

Napoleon. Ja, General. Wo ist die Armee?

Belliard. Sire, sie folgt mir.

Napoleon. Und wo ist der Feind?

Belliard. An den Toren von Paris.

Napoleon. Wer hält Paris besetzt?

Belliard. Niemand. Es ist geräumt.

Napoleon. Wie, geräumt? Und mein Sohn, meine Frau, meine Regierung, wo sind sie?

Belliard. An der Loire.

Napoleon. Wer hat einen solchen Beschluß fassen können?

Belliard. Sire, man sagt, es sei auf Ihren Befehl geschehen. Die Generale haben sich als brave Männer benommen, die Truppen sind bewundernswert gewesen. Wir haben aber den ganzen Tag kein Mitglied der Regierung gesehen. O Sire, wenn Sie dagewesen wären, wir hätten mit einer kleinen Reserve Paris gerettet.

Napoleon. Ohne Zweifel, wenn ich dagewesen wäre. Aber ich kann nicht überall sein. Ach, ich hätte das nicht anders erwarten sollen. Aber genug der Klagen! Man muß den Schaden wieder gut machen. Es ist noch Zeit dazu. Auf, nach Paris! Folgen Sie mir alle!

Belliard. Wohin, Sire? Es ist zu spät. Die Armee hat Paris verlassen müssen. Der Feind wird bald darin sein, wenn er nicht schon darin ist.

Napoleon. Wir werden den Feind hinauswerfen. Meine braven Pariser werden meine Stimme hören.

Belliard. Wir haben eine Kapitulation unterzeichnet, die uns nicht mehr gestattet zurückzukehren.

Napoleon. Wer ist so niederträchtig gewesen, eine Kapitulation zu unterzeichnen?

Belliard. Brave Leute, Sire, die nicht anders konnten.

Napoleon. O, es ist wahr. Ach, ich kann nicht einmal versuchen, die Nation zum Aufstand zu rufen. Das konnte Tirol und Spanien. Aber in Frankreich hat die Revolution den Adel und die Priester, und ich habe die Revolution vernichtet. Die Nation existiert nicht mehr. Nur mein Heer. — Meine Karten! Hier auf diesen Brunnen! Es ist schon finster. Bringen Sie Licht! Fackeln! Ich muß einen neuen Plan entwerfen. Morgen wird Revue der Verbündeten sein. Ich könnte über die ungerüsteten Soldaten herfallen, wenn ich eine Armee hätte. Aber ich werde sie erst in drei, vier Tagen haben.

Caulaincourt. Trösten Sie sich, Sire! Die Armee wird kommen, und Sie können dann tun, was Sie heute tun wollten.

Napoleon. Ach, Caulaincourt, Sie kennen die Menschen nicht. Sie ahnen nicht, was man in drei Tagen gegen mich tun wird. Sie ahnen nicht, wie viele es gibt, die mich verlassen werden. Aber halt — eine Eingebung! Ich habe unsere Feinde! Gott gibt sie in meine Hand. Ich werde sie in Paris vernichten. Aber man muß Zeit gewinnen. Caulaincourt, Sie begeben sich sogleich nach Paris und

sprechen den Zaren Alexander. Sie suchen in ihm wieder die Gefühle der jugendlichen Freundschaft zu erwecken. Machen Sie aber auch seiner Einbildungskraft zu schaffen, daß ich mit einem mächtigen Heere vor Paris sei, um die Bedingungen der Rheingrenze durchzusetzen. Er wird Sie zu mir nach Fontainebleau senden, und ich werde Sie wieder nach Paris schicken und so fort, bis ich meine Armee beisammen habe. Und dann muß das Schwert alles entscheiden. Ja, heute vermag ich noch die Größe Frankreichs zu retten. Der Erfolg ist gewiß, wenn man mir drei Tage gewährt. Gehen Sie!

Caulaincourt. Allein? Marschall Berthier möge mich begleiten und mich unterstützen.

Napoleon. Unmöglich; ich brauche ihn selber nötig. Er allein weiß, wo alle Bataillone stehen. Und dann ist Berthier zu sehr Soldat. Wer weiß, was man aus ihm machen würde!

Berthier. Sie haben Recht, Sire. Ich tauge nicht dazu, jemanden zu hintergehen, auch nicht die Feinde meines Vaterlandes.

Caulaincourt. Ich werde zu retten suchen, was mit Ehren möglich ist.

10.

Paris. Elysäische Felder.

Anfang April 1814.

(Lagernde deutsche Truppen.)

Chor.

Freuet euch, ihr deutschen Brüder!
Jauchzt vergnügt!
Denn wir haben endlich wieder
Stolz gesiegt.

Ja, Paris iſt unſer worden.
Seht, wie es nach Raub und Morden
Unterliegt!

Rummelpuff.

Gerächt iſt nun der Zug nach Wien,
Nach Moskau und der nach Berlin.
Hin ſind die ſieggewohnten Krieger.
Am Ende war der Deutſche klüger.
Das war mein herrlichſter Tag gewiß,
Der Einzug der Deutſchen in dies Paris.
Die Spielleute haben nie beſſer geklungen,
Siegslieder wurden nie froher geſungen.
Wir zogen durch alle Teile der Stadt,
Die uns als Retter empfangen hat.
Die Königsmörder und Kopfabſchneider
Sind nun gar ſanfte Weheleider.
Napoleon, einſt voll von Hohn,
Er lief zuletzt vor uns davon.
Er hielt ſich ſtets für klug und weiſe,
Am End fangt man die klügſten Mäuſe.
In Rußland ſchoß er den erſten Bock;
Nun klopft man ihm dafür den Rock.
Ja, dieſer vergiftende Feuerdrache
Wollte, daß man zum Papſt ihn mache.
Er flog als Adler aus Frankreich hinaus,
Er flog dem römiſchen Reich ins Haus.
Er war nicht zufrieden mit Geld und Gut,
Er nahm dem römiſchen Kaiſer ſein Blut.
Nun iſt er von aller Welt verlacht,
Und iſt aus dem Adler ein Kuckuck gemacht.
Doch ſtill, dort kommt der Zar aller Reußen
Mit dem tapferen König von Preußen.

(Zar Alexander und der König von Preußen kommen mit Talleyrand.)

Zar. Ja, Herr von Talleyrand, wir ſind nur nach Paris gekommen, den Frieden zu ſuchen, den uns Napoleon verweigert hat. Mit Napoleon iſt

kein Friede möglich. Mit welcher Regierung sollen wir also verhandeln?

Talleyrand. Es wäre vielleicht nur Rücksicht auf Kaiser Franz, den Vater der Regentin, zu nehmen.

König. Der erlauchte Fürst ist entschlossen, Europa ein großmütiges Opfer zu bringen. Er ist darum nicht nach Paris gekommen, um uns, seinen Verbündeten, alles zu überlassen.

Talleyrand. Dann möge man dies Opfer annehmen und dem Kaiser von Österreich dafür danken.

Zar. Wollen Sie vielleicht die Republik wiederherstellen? Ich für meine Person habe keine Vorurteile.

Talleyrand. Nein, die Republik wäre der Dilettantismus. Die Republiken des Altertums waren nur möglich durch die festesten religiösen und ständischen Einrichtungen, durch konservative Tugenden. Alles das haben wir nicht mehr und sind anderseits nicht so unfertig wie Nordamerika.

König. So blieben also nur die Bourbonen übrig?

Talleyrand. Ja, wenn sie die Vorurteile ablegen, die sie ins Verderben gestürzt und jenes Königsgericht über sie beschworen haben.

Zar. Wenn Sie dieser Meinung sind, so ist es nicht an uns, Ihnen zu widersprechen. Die Vertreter der alten europäischen Monarchien werden keine Einwendungen gegen die Wiedereinsetzung eines alten Geschlechts vorbringen.

Talleyrand. Wohlan, ich eile in den Senat, dies zu veranlassen. (Er geht ab.)

Zar. Wie wandlungsfähig doch diese Franzosen sind! Aber sehen Sie, mein lieber Bruder von Preußen, kommt da nicht Caulaincourt? Er

bringt uns gewiß wieder neue Angebote von Napoleon.

Caulaincourt (kommt). Mit Befremden vernehme ich die Entschließungen Ihrer Majestäten. Wollen die Vertreter der Ordnung einen Fürsten entthronen, der von ihnen anerkannt, geschmeichelt, als Bundesgenosse, als Schwiegersohn angenommen wurde? Täuschen Sie sich nicht über die wahren Gesinnungen Frankreichs, das seinem Kaiser die innere Ruhe und den Ruhm verdankt! Treiben Sie nicht den gefürchtetsten Feldherrn zur Verzweiflung! Hier kommt Fürst Schwarzenberg. Er wird mir gewiß helfen, aus Rücksicht auf die Familienbande, die seinen Herrn mit dem meinen verbinden. Hat Kaiser Franz seine Soldaten so weit geführt, um seine eigene Tochter zu entthronen? Kann man dem französischen Volk noch die Ermordung einer Erzherzogin vorwerfen, wenn man selber kommt, eine andere zu vernichten?

Schwarzenberg. Kaiser Franz ist kein schlechter Vater, aber er achtet den Vorteil seiner Völker für höher als den seiner Tochter. Das Vergnügen, eine Erzherzogin als Regentin von Frankreich zu erblicken, wiegt die Gefahr nicht auf, den schrecklichen Schwiegersohn das Szepter wieder ergreifen zu sehen. Napoleon hat, statt den väterlichen Absichten meines Herrn zu entsprechen, seinem Schwiegervater in einem Briefe zugemutet, seine Bundesgenossen zu hintergehen. Dies war eine Beleidigung, die dem tiefverletzten Kaiser verbietet, weiter mit Napoleon zu unterhandeln.

Caulaincourt. Es ist doch seltsam, daß Sie, mein Fürst, vor kurzem noch der demütige Vermittler der Heirat Marie Louisens, heute der hochmütigste Verächter dieser Heirat sind.

Schwarzenberg. Ich habe in dieser Heirat ein wertvolles Band gesehen, aber keine

Digitized by Google

Kette. Aus Rücksicht auf dieses Band hat Österreich alles getan, um Napoleon zu verhindern, in seinen eigenen Untergang zu rennen. Es war vergebens. Noch zuletzt hat Napoleon selber alles verdorben durch die Aufgabe von Paris. Für ihn und die Seinen ist alles vorbei.

Talleyrand (kommt). Es ist geschehn. Der Senat hat Napoleon abgesetzt, weil er alle Gesetze verletzt, die Freiheit unterdrückt, willkürliche Regierungshandlungen vorgenommen, das Blut Frankreichs vergeudet, Europa mit Leichen bedeckt hat.

Caulaincourt. Warum hat dieser erbärmliche Senat uns nicht alle diese Leiden erspart, indem er früher dem Kaiser Widerstand leistete? Er hat geschwiegen, als er sprechen sollte, und erlaubt sich zu sprechen, da er schweigen müßte. Stellen Sie ihm Napoleon gegenüber, und ihm wird in seiner Niederträchtigkeit die Stimme versagen. Der Senat hat getan, wozu er weder das Recht noch die Macht hatte. Die Regierung ist in Blois, die Macht in Fontainebleau. Es wird nicht leicht werden, diese Absetzung durchzuführen. Der Kaiser hat mit den Truppen aus Italien und Spanien ein Heer beisammen und ist zum Angriff entschlossen. Dies Heer hängt begeistert an seinem Feldherrn, der es seit zwanzig Jahren von Sieg zu Sieg geführt hat; es wird ihm ein leichtes sein, den Thron zu retten, den ihm kein Beschluß abstreiten kann.

11.

Blois. Saal im Schloß.

Anfang April 1814.

(Der Palastpräfekt Bausset und der Schatzmeister Baron de la Bouillerie.)

Bausset. Also die gute alte Stadt Blois ist jetzt zur Ehre gekommen, die letzte Zufluchtsstätte des französischen Kaisertums zu sein.

Bouillerie. Ja, die Regentschaft ist da, aber die Trübseligkeit sitzt auf dem Thron. Das Gefühl, daß es zu Ende geht, liegt wie ein drückender Alp auf allen Gemütern. Das Antlitz der unglücklichen Kaiserin ist ohne Unterlaß in Tränen gebadet.

Bausset. Da kommt sie selbst mit dem kleinen König von Rom. (Marie Louise kommt mit dem K. v. Rom.)

K. v. Rom (schreiend und weinend) Nicht in Blois bleiben! Das ist ein elendes Schloß. Fort nach den Tuilerien! Ich will in mein Haus.

M. Louise. Aber Kind, Papa will es, daß wir hier bleiben.

K. v. Rom. Wo ist Papa? Da Papa nicht hier ist, so hab ich zu befehlen.

M. Louise (zu ihrem Gefolge) Bringen Sie den Knaben hinein! Ist keine Nachricht vom Kaiser da? Die Verbündeten wollen ihm gewiß einen sehr ungünstigen Frieden aufdrängen?

Bouillerie. Ach, Majestät, die Verbündeten denken leider nicht mehr an ihn noch an Ihre Regentschaft. Man hat, wie wir eben vernehmen, die Wiedereinsetzung der Bourbonen in feste Aussicht genommen.

M. Louise. Unmöglich! Nein, noch kann nicht alles verloren sein. Ich muß ohne Verzug nach Paris zurückeilen, um den Bourbonen zuvorzukommen und die Rechte meines Hauses zur Geltung

zu bringen. Wenn wir zur Stelle sind, kann man doch nicht die Unverschämtheit haben, uns ohne weiteres beiseite zu schieben.

Bausset. Die Straße ist nicht mehr frei. Man wird Sie nicht durchlassen.

M. Louise. Nun, dann nach Fontainebleau zu meinem Gatten! Mein Platz ist an seiner Seite, jetzt, wo er so unglücklich sein muß. Ich will zu ihm. Mir wird nur dort wohl sein, wo ich ihm zur Seite bin.

Bausset. Auch das ist nicht möglich. Alles ist voll Truppen und Kampf.

M. Louise. O wie konnte mich das Schicksal an diese Stelle bannen! Wer sagt mir, was ich tun soll? Die beiden, die meinen Willen allein leiten können, mein Vater und mein Gemahl, sind in der Ferne. Mein Gemahl hat mich nach Blois gehen heißen und diesen Wunsch noch durch keinen anderen ersetzt. Mein Vater läßt mich auf alle Briefe und Botschaften ohne Antwort.

Bausset. Die Kommissäre der neuen Regierung und der Verbündeten, Baron von Saint-Aignan und Graf Schuwaloff, erbitten sich dringend Audienz. (Die beiden kommen.)

Schuwaloff. Madame, wir sind an Sie abgesandt worden, Ihnen anzukündigen, daß die vereinigten Monarchen dem ehemaligen Kaiser Napoleon die Insel Elba anzuweisen beschlossen haben. Zugleich tragen wir den Wunsch der Verbündeten vor, Sie selbst mögen die nun hinfällige Regentschaft aufgeben und Blois verlassen.

M. Louise. Sie hätten diesen Wunsch nicht erst vorzubringen gebraucht. Meine Regentschaft ist von selbst in der Auflösung begriffen. Gestatten Sie mir nur, daß ich, bevor ich abtrete, meinen Schatzmeister beauftrage, dem Militär und

meinem Hofstaat das zukommende zu reichen und alles zu verabschieden.

Dudon (tritt vor) Halt, mein Herr! Ich bin als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung hier erschienen, Ihnen die weitere Sorge für den Schatz abzunehmen. Hier mein Dekret. Ich habe bereits Auftrag gegeben, die noch unausgepackten Reisewagen nach Paris schaffen zu lassen. Es fehlt nur noch einiges: so die kostbare Perlenschnur —

M. Louise. Die Perlenschnur, ein Geschenk meines Gemahls nach meiner Entbindung, trage ich am Halse. Aber machen Sie das Maß der Unverschämtheit voll und nehmen Sie auch dies hin! Hier, Gräfin, übergeben Sie das dem Herrn! Ich habe seit meinem Abgang von Paris so viel des Leids erfahren, daß ich diesen letzten Unglimpf kaum mehr in seiner ganzen Stärke fühlen kann. Ich bin nahe daran, stumpf gegen jeden Schmerz zu werden. Ich fühle, daß sich mein Gemüt verbittert und dem Menschenhaß allein noch erschließt. Ich, der alle huldigten, deren Wink für meine ganze Umgebung ein Gegenstand des Kultes bildete, ich werde nun als das Unglück des Landes angesehen. Sind das dieselben Franzosen, deren Ritterlichkeit, deren Anhänglichkeit und makellose Treue ich gegen meinen Vater noch eben so hoch gepriesen? Einer nach dem andern fällt von der verlornen Sache ab und macht sich zum dienstwilligen Diener meiner Feinde. Die Reihen um mich beginnen sich zu lichten. Ich habe keine Geräte mehr für meinen Tisch, keinen Ort, wo ich mein Haupt niederlegen könnte. Wahrlich, man ist noch grausamer gegen mich, als gegen meine unglückliche Vorgängerin Marie Antonette. Ihr erwies man doch wenigstens die Ehre des Schafotts, mir nur die Schmach der Mißachtung.

Schuwaloff. Sie gestatten, Madame, daß wir unsern Urlaub nehmen. Die Geschäfte rufen uns ab von hier. (Sie gehen.)

M. Louise. Alle gehen sie. Meine gute Herzogin von Montebello, Sie sind noch da? Dank Ihnen, daß Sie bei mir ausharren! Aber wie bleich und müde Sie aussehen!

Herzogin. Ach, wie sehne ich mich darnach, daß all das ende. Ich wollte, ich wäre bei meinen Kindern still und ruhig in meiner kleinen Häuslichkeit.

M. Louise. Ich verstehe Ihre Gefühle. Aber dennoch ist es recht hart, was Sie mir da sagen.

Herzogin. Kann ich Ihnen auch noch etwas anderes raten, als dem ein Ende zu machen? Es ist nicht mehr möglich, die Sache zu retten. Kaiser Napoleon hat große Fehler gemacht. Ich kann mirs nicht anders denken, als daß auch über ihn die große Müdigkeit gekommen ist. Ich glaube, Sie handeln in seinem eignen Sinne, wenn Sie sich nun ganz Ihrem Vater in die Arme werfen.

M. Louise. Meinem Vater? Wie grausam hab' ich mich in seinem Schutze getäuscht, den ich von ihm erwartete. Darf ich mich noch an ihn wenden? Ich schreibe ihm, ich flehe ihn um eine Unterredung an und er antwortet mir nicht. Ich verstehe es wohl. Was könnte er mir auch sagen nach der Behandlung, die er mir hat geschehen lassen? (Gräfin Montesquiou kommt mit dem kleinen König von Rom.)

Grafin. Majestät, ein Wagen fährt vor. Ich glaube, es ist Ihr Vater, der Kaiser von Österreich.

M. Louise. Geben Sie mir meinen Sohn, daß ich mich mit ihm meinem Vater zu Füßen werfe!

K. v. Rom. Mama, wie sieht der Großpapa aus? Ist er auch so schön wie mein Papa?

Gräfin. O still; er kommt. (Kaiser Franz kommt mit Begleitung.)

Kaiser Franz. O meine Tochter!

M. Louise. Vater, wie soll ich dich nach so schmählichem Leid empfangen? Darf ich dir Vorwürfe machen über das, was geschehen ist? Darf ich dich noch bitten, unser Schicksal, das in deiner Hand liegt, zu mildern? Sieh da meinen Sohn, deinen Enkel! Du wirst ihn doch nicht verlassen?

K. Franz. Er soll in mir einen Vater finden.

M. Louise. Nicht wahr, was in Paris vorging, geschah ohne deine Mitwirkung? Du warst wohl durch die Bewegungen der Armee aufgehalten, für uns einzutreten? Du wirst noch alles gut machen können, mein Vater? Du wirst das Glück deiner Tochter und deines Enkels nicht der Habsucht Englands und Rußlands aufopfern? Du wirst mir wohl vorwerfen, daß wir Paris zu schnell aufgegeben haben. Ja, wir haben gefehlt. Aber man hätte Paris besser verteidigt, wenn man nicht gedacht hätte, daß es doch nur in die Hände meines Vaters fiele, der uns schützen würde.

K. Franz. Meine Tochter, ich liebe dich über alles, ich liebe auch deinen Gatten. Ich trage euch alle in meinem Herzen. Ich könnte mein Lebensblut für euch lassen. Aber ich kann dir keine Hoffnungen mehr machen. Ich habe meinen Verbündeten das Wort gegeben, nicht ohne sie zu verhandeln und alles gut zu heißen, was sie beschließen würden.

M. Louise. So muß ich also ohne Trost von dir zu meinem Gatten gehn?

K. Franz. Zu Napoleon? Das ist unmöglich. Für dich und für deinen Sohn wird alles geschehen, was die Umstände gestatten. Fürs erste

aber ist es am entsprechendsten, wenn du dich nach Österreich begibst.

M. Louise. Ach, kann ich denn noch einen anderen Willen haben als den deinen Vater? Wir sind vernichtet. Ich muß zufrieden sein, wenn du uns eine Zuflucht in deinen Staaten gibst, um da ruhig zu leben und meinen Sohn zu erziehen. Gott weiß, daß ich ihn lehren werde, nie Ehrgeiz zu hegen. Er ist ja unschuldig an den Fehlern seines Vaters und verdient nicht, seine traurige Lage zu teilen. Für mich hoffe ich kein Glück mehr auf dieser Erde.

K. Franz. Liebe Tochter, dein Schmerz, deine Tränen müßten ein Herz von Stein erweichen. Was soll dem Vater dabei fühlen, der sich bewußt ist, daß du all dies Unglück für ihn, für sein Reich erleidest! Aber gib mir noch einmal den Knaben! Wie schön er ist! Ich kann mich nicht satt an ihm sehen.

M. Louise. Kind, sei nicht scheu! Es ist dein Großpapa. Er wird von nun an auch dein Vater sein.

K. v. Rom. Seine weiße Uniform gefällt mir recht gut, aber sonst war mein Papa hübscher.

M. Louise. Vater, verzeih ihm; er ist noch zu jung, um unsern Kummer, unsere Sorgen zu kennen. Aber ich hoffe, ihm einst sagen zu können, daß er deinem Dazwischenkommen sein ganzes Glück verdankt.

K. Franz. O, der Kleine hat recht; sein Vater ist viel glanzender und ruhmvoller als ich. Ich habe wenig Siege, viel Unglück, viele Niederlagen und Demütigungen erlebt. Doch nun ist sein Glanz und der Glanz Frankreichs verblichen; Österreich und Deutschland aber steigt aus allen Erniedrigungen größer und stolzer hervor als je. Die Wage der Weltgeschichte hat sich umgeschwungen.

Die Schicksale Europas werden nicht mehr von Paris aus, sondern von einem Kongreß zu Wien gerichtet werden.

M. Louise. So nahm der große Kampf um die Revolution für dich ein rühmliches Ende. Aber war es nötig, daß ich das Opfer dafür sein mußte?

K. Franz. Wir meinten es ernst und gut. Wir wollten durch deine Ehe den Frieden und die Freundschaft. Ich wollte dich und deinen Gatten nicht verraten, ich tat das äußerste, ihn noch zu halten. Aber er selber hat sich selber gestürzt gegen unsere Absicht. Die Gottheit hat es anders gefügt, als wir alle dachten. Wir müssen uns beugen. Komm nun fort von hier! Bald werden wir wieder in der Heimat sein.

M. Louise. Und mein Gatte?

K. Franz. Unsere Bevollmächtigten sind eben auf dem Wege nach Fontainebleau, ihn von dort nach Elba zu geleiten.

12.

Fontainebleau.

10. April 1814.

(Napoleon steht auf der erhöhten Schloßterrasse. Auf der einen Seite die düster schweigenden Generale. Den übrigen Raum nehmen jubelnde Soldaten aller Waffengattungen ein.)

Soldaten. Es lebe der Kaiser!

Napoleon. Soldaten! Die Feinde Frankreichs sind uns um einen Tagmarsch zuvorgekommen und in Paris eingezogen. Sie wollen alle Ergebnisse der Revolution vergeblich machen und die unfähigen Bourbonen wieder einsetzen. Sie wollen jenen adeligen Emigranten, denen ich das Leben schenkte, wieder das Land ausliefern. Aber wir werden aufbrechen und ihnen beweisen, daß die

französische Nation Herrin zu sein weiß in ihrem Haus, wenn wir auch lange Zeit bei fremden Völkern waren. Dabei rechne ich auf euch.

Soldaten. Auf nach Paris! Es lebe der Kaiser!

Napoleon. Ich danke euch, Soldaten, für die Anhänglichkeit, die ihr dem Kaiser bezeugt. Ihr anerkennt, daß Frankreich in ihm ist und nicht in dem Volke der Hauptstadt. Der Soldat folgt dem Glück und dem Unglück seines Generals, seiner Ehre und seinem Glauben. Ich habe meine Würde von Gott und von der Nation und ich habe sie übernommen, da ich allein imstande war, diese Bürde zu tragen. Die Ehre der Armee wird nie in Widerspruch mit dem Glücke Frankreichs stehen. Schwören wir, den Schimpf zu rächen, der dem Vaterland und unseren Waffen angetan ist!

Soldaten. Wir schwören es! Auf nach Paris! Es lebe der Kaiser! (Die Soldaten gehen tumultuarisch ab.)

Caulaincourt (kommt). Sire!

Napoleon. Caulaincourt, ich weiß, was Sie bringen. Und ich weiß mehr, treuer Freund, als Sie mir in Ihrer Zartheit andeuten mögen. Man will mich absetzen. Man will meine Statue herunterstürzen. Aber nichts überrascht mich. Talleyrand rächt sich an mir, und Fouché; das ist ganz einfach. Indes ist noch nicht alles zu Ende. Ich hänge wahrlich nicht am Thron. Ich bin von Haus aus Soldat. Was bedarf ich? Ein wenig Brot, wenn ich lebe, sechs Fuß Erde, wenn ich sterbe. Ja, ich habe den Ruhm geliebt und liebe ihn; aber mein Ruhm ist in Sicherheit vor der Hand der Menschen. Nur deshalb möchte ich noch einige Tage kommandieren, um unsere Waffen wieder zur Geltung zu bringen und Frankreich seinen unversöhnlichen Feinden zu entreißen. Ich muß siegen,

wie nun die Lage ist; ich brauche mich nur auf die Truppen Schwarzenbergs zu stürzen, sie in den Vorstädten von Paris zurückzudrängen und die Pariser zum Kampf aufzurufen. Sie werden die Niederlage der Feinde bis zu deren Vernichtung vollenden. Meine alten Schnurbärte von der Garde werden das Beispiel geben. Niemand wird zaudern, ihnen zu folgen. Welche Genugtuung! Welcher Ruhm! — Nun, meine Herren Marschälle, Sie schweigen? Lassen Sie uns den Plan in allen Einzelheiten ausarbeiten! Kommen Sie!

Marschall Oudinot. Sire, wir können nicht leugnen, daß wir über Ihren kühnen Plan ganz bestürzt sind. Alles in uns lehnt sich gegen den Gedanken auf, eine Schlacht im Innern von Paris zu liefern.

Napoleon. Ha, ich weiß den Grund, warum die Truppen begeistert sind, nur die Offiziere nicht. Geheime Sendlinge aus Paris haben versucht, Sie zu überreden. Ei, Macdonald, Sie bringen neue Nachrichten aus Paris?

Marschall Macdonald (kommt). Ja, sehr schlimme, Sire.

Napoleon. Was tut's! Wir werden Frankreich wieder retten. Eine letzte Anstrengung ist erforderlich, die Ihnen allen gestatten wird, sich nach fünfundzwanzigjähriger Revolutionsarbeit der Ruhe zu erfreuen. Sie verbergen einen Brief?

Macdonald. Ich habe kein Geheimnis.

Napoleon. Und ich auch keines. Lesen Sie laut vor!

Macdonald. Es ist ein Angstschrei vor dem Bürgerkrieg. Man beschwört mich, mich von dem Tyrannen zu trennen und mich der legitimen Regierung der Bourbonen zu widmen, die im Begriff stehen, den Frieden und die Freiheit an ihrer Hand nach Frankreich zu bringen.

Napoleon. Das ist stark. Wollen Sie sich etwa meiner Person entledigen? Sie sind verlegen und wagen kein Wort? Reden Sie, meine Herren! Weigern Sie sich, mir zu folgen?

Macdonald. Wir sind des Gehorsams der Soldaten nicht mehr sicher. Sie alle haben das niederdrückende Gefühl der Rebellion.

Napoleon. Ha, wenn die Soldaten Ihnen nicht gehorchen, mir gehorchen sie! Ich brauche nur ein Wort zu sagen, um sie zu führen, wohin ich will. Sie schweigen? Was ist es, was Sie wollen? Meine Abdankung? Sie glauben, nach meiner Beiseiteschaffung die Reichtümer genießen zu können, mit denen ich Sie überschüttet habe? — Nun in der Tat, der Gedanke ist nicht übel: ich kann mit diesen Unterhandlungen einige Tage gewinnen, um meine Armee zu verstärken. Ja, Caulaincourt, reisen Sie sogleich zurück! Sagen Sie, ich sei bereit, mich zu opfern, unter der Bedingung, den Thron meinem Sohne zu übergeben, der während seiner Minderjährigkeit unter der Regentschaft der Kaiserin stehen soll. Nehmen Sie auch Marmont mit, der an der Spitze unserer Vorhut steht.

Caulaincourt. Sire, ich fürchte, die Verbündeten haben sich schon zu tief mit den Bourbonen eingelassen. Und Marmont —

Napoleon. Was ist's mit Marmont?

Caulaincourt. Er hat sich leider überreden lassen —

Napoleon. Abzufallen? Überzugehen? O, er war vielleicht der einzige, dessen Abfall ich nie geargwohnt hätte. Aber wir haben sein Korps; es soll sich sogleich mit mir vereinigen.

Caulaincourt Auch sein ganzes Korps ist übergegangen. Marmont schwankte noch und bereute. Aber seine Offiziere haben die Sache entschieden.

Napoleon. Das ganze Korps? Nun gut. So ist es abgetan. Ich denke nicht mehr an mich. Das Ende meiner Laufbahn ist beinahe erreicht. Wollte ich über Herzen herrschen, die meiner müde sind? O was wäre es für eine Freude gewesen, Frankreich in wenigen Stunden wieder emporzubringen! Aber nun müßte ich mich zurückziehn und das Land neuen Verheerungen aussetzen. Der Kampf würde lange währen; dazu fühle ich die Kraft nicht mehr in mir. Mögen denn die Bourbonen kommen, und Gott weiß, was in ihrem Gefolge kommt! Ich muß mich ergeben. Arm trete ich ab, wie ich arm kam. Ich habe alles der Armee gegeben und bereue es nicht. Mein Sohn — er wird Erzherzog sein. Das ist für ihn vielleicht besser als der Thron Frankreichs. Was mich betrifft, ich bedarf nichts. Man gebe mir die Pension eines Invaliden. — So bleibt mir nur übrig, von Ihnen, meine Herren, Abschied zu nehmen. Ich verstehe mich dazu, unbedingt abzudanken. Bringen Sie diese Botschaft den Verbündeten in Paris; Sie werden sich dadurch bei ihnen empfehlen. (Die Marschalle gehen ab.) Und Sie, Caulaincourt?

Caulaincourt. Ich will Sie nicht verlassen, Sire.

Napoleon. Wohin wollen Sie mir folgen?

Caulaincourt. Die Verbündeten bieten Ihnen durch mich als Asyl die Insel Elba an, mit allen Ehren eines Souveräns.

Napoleon. Ich danke Ihnen, mein Freund. Ja, Sie sehen, ich habe mich getäuscht. Ich gestehe, ich habe nicht verstanden, an den von der Natur vorgezeichneten Grenzen der Dinge Halt zu machen. Meine Feldherrn und Minister haben sich schwach erwiesen. Gut, ich werde nicht aufhören, sie zu schätzen. Ohne Nachsicht ist es unmöglich, mit den Menschen auszukommen. Talley-

rand und Fouché haſſen und fürchten mich. Ein Leiden iſt, das alle überſteigt: Frankreich ſo klein zu laſſen, nachdem ich es ſo groß gemacht. Und nun, dieſe Demütigungen ſind noch nicht die letzten! — Wohlan! Dieſe Schriften hier ſind für meine Frau und meinen Sohn. Gehen Sie zu ihnen. Beide bedürfen Ihrer Klugheit und Rechtſchaffenheit. Cäſar kann wieder Bürger werden, aber ſeine Frau wird nicht ſo leicht vergeſſen, die Frau Cäſars geweſen zu ſein. Ach, und was wird Joſephine denken!

Caulaincourt. Der Umſchwung hat ſie ſo ergriffen, daß ſie in eine ſchwere Erkrankung fiel und mit dem Tode ringt.

Napoleon. Gehen Sie zu ihr und ſagen Sie, daß ich ihrer noch gedacht habe. Sie ſind ein braver Mann, Caulaincourt. Ich kann Ihnen nur in Worten danken. Ich verfüge nicht mehr über Ehren, noch über Geld. Wer kommt? Ein Bote mit Briefen? Von der Kaiſerin! — Sie gibt mir befriedigende Nachrichten von meinem Sohn. Sie wünſcht, ſich ſo bald wie möglich bei mir einzufinden. Ach, die Politik wird es ihr verbieten. Aber nein, das iſt nicht möglich. Gehen Sie zu den Mächten! Verlangen Sie, was mir das Recht und die Religion gewähren muß! Ich werde ſie haben. Meine Frau und mein Sohn genügen mir für mein Leben. Und dann will ich unſre Geſchichte ſchreiben. Was haben wir alles getan! Ich werde eure Namen unſterblich machen. Ja, ich vertraue noch in das Schickſal, das alles regelt. Nie ſoll mich die Verzweiflung überwältigen. Es wäre zu kläglich durch Selbſtmord zu endigen wie einer, der ſein Vermögen im Spiel verloren hat, oder wie einer, dem ſeine Geliebte untreu geworden iſt. Was gilt aller Mut, wenn er dem Schickſal gegenüber verſagt! Auch das iſt Heldengröße, ſich über das Unglück zu er-

heben, ihm zu trotzen. Ich hätte sterben können. Als ich einst in Gefahr war, in die Hände der Barbaren zu fallen, hab ich von meinem Arzt ein tödliches Gift verlangt. Ich bewahre es seitdem in diesem hohlen Ring. Es war mir im Glück ein erhebender Gedanke, immer Herr meines Lebens zu sein. Damals fürchtete ich das Unglück. Nun fürchte ich nichts mehr. So werfe ich das Gift von mir. — Und nun will ich von meinen Soldaten Abschied nehmen und zum letztenmal den Adler der Garde küssen, der mir zu so vielen unerhörten Siegen voranflog. Ha, mir ahnt, daß er noch einmal aufsteigen wird aus der Schmach, in der ich ihn heute verlassen muß.

Soldaten (hinter der Szene). Es lebe der Kaiser!

Napoleon. Ha, die Treuen rufen mir! Auch diese Tapferen halten meine Laufbahn noch nicht für abgeschlossen. — Wer kommt? (Es kommen vier Kommissare der verbündeten Mächte.)

Kommissar. Die Vertreter der Monarchen von Österreich, Rußland, Preußen und England kommen, Sie nach Elba zu geleiten.

Napoleon. Seien Sie mir willkommen, so wie ich Ihnen einst in Wien, in Berlin, in Moskau und in Ägypten willkommen war! Sie scheinen heute allerdings das letzte Wort zu haben. Aber, meine Herren —! Doch gestatten Sie mir noch, von meinen Soldaten Abschied zu nehmen. Er wird kurz sein. (Napoleon geht mit Caulaincourt ab.)

Soldaten (hinter der Szene). Es lebe der Kaiser!

Kommissár. Ein Triumphgeschrei, das wie Hohn von den Wänden dieses Schlosses widerhallt.

VII.

Der heilige Bund.

Personen:

Der Vater. Das Wort. Der Geist. Die Himmelskönigin. Michael. Raphael. Gabriel. Luzifer. Muse. Urania. Klio. Drei Irrlichter. Astraa. Wahrheit. Güte. Schönheit. Zeit. Aon der Vergangenheit und der Zukunft. Puck. Eckart.

Kaiser Franz. Kaiserin Ludovica. Marie Louise. Herzog von Reichstadt. Erzherzog Karl. Zar Alexander. Wellington. Blücher. Schwarzenberg. Metternich. Esterhazy. Beethoven. Grillparzer. Adam Müller. Brentano. Friedrich Schlegel. Schubert. Fagottist. Therese. Marie. Wilhelm. Hermann. Kapitän Maitland. Marketenderin. Engländer. Kammerfrau. Bürger. Soldaten.

Napoleon. Pauline. Karoline. Laetizia. Hortense. Kardinal Fesch. Bertrand. Drouot. Ney. Vitrolles. Berthier. Fleury. Dunois. Prinzessin. Fouché. Garat. Sekretär. Talleyrand. Caulaincourt. Carnot. Lafayette. Adjutanten. Pachter. Pächterin. Fischer. Soldaten.

Ort: Himmel. Elba. Paris. Wien. Waterloo. Malmaison. Rochefort. Schönbrunn. Rom.

Zeit: Februar bis November 1815.

1.

Vorspiel im Himmel.

Michael.

Die Himmelssphären tönen klingend
In Harmonien glockenrein.
Die Engel Gottes lenken singend
Der Sterne Tanz im Strahlenschein,

Da tausend Sonnen selig schwimmen
In einem Meer des ew'gen Lichts
Und tausend Feuer neu entglimmen
Zum Trotz dem Dunkel und dem Nichts.

Raphael.

Und voll des Geistes Gottes dringen
Der Erde Blüten, reich an Pracht,
Zum Licht empor. Ein rastlos Ringen
Wetteifernd ist allorts entfacht.
So schafft zum Paradiesesgarten
Ein ew'ger Lenz die Erdenflur
Und läßt in Sehnsuchtswonnen warten
Der Liebe jede Kreatur.

Gabriel.

Und Sonne, Sterne, Blüten neigen
Dem Menschen sich, dem Herrn der Welt;
Ihm ward das ganze All zum Eigen
Und was das All in sich enthält.
Gott wird zum Menschen auf der Erde,
Auf daß der Mensch erstehe zu Gott.
Ein Schauplatz hehrer Geister werde
Die Welt trotz Teufels Neid und Spott.

Die drei.

So reizest du die Wesen alle,
O Herr, zu unerhörter Tat.
Zum Ziele lenkt aus wirrem Schwalle
Dein unergründlich tiefer Rat.

Luzifer.

Ha, wieder nach dreihundert Jahren
Berufst, du, Herr, der Deinen Scharen.
So komm auch ich herangesaust.
Lang ist es her, daß wir um Faust
Und Doktor Luther uns zerstritten —
Du hast es hohen Sinns gelitten —,
Wie früher schon um Vater Job

Und andre Menſchen viel, in Lob
Und Tadel ſtark herumgeſchüttelt,
Von Gott und Teufel durchgerüttelt.
Doch an dich ſelber geht es jetzt.
Man hat dich gar ſchon abgeſetzt
Und deinen Statthalter gefangen.
Die Prieſter und die Mönche ſprangen
Aus ihren Kutten. Die tolle Schar
Iſt nun ganz mein mit Haut und Haar.

Der Vater.

Und haſt du, arger Teufel, nicht vernommen,
Daß meine treuen Diener einen frommen
Heiligen Bund geſchloſſen, dir zum Hohn
Und deiner Revolution?

Luzifer.

Heiliger Bund? Ha, ich muß lachen!
Das heißt fürwahr, die Teufelſachen
Mit ärgerm Teufelswerk vertreiben.
Davon wird dir kein Ruhm verbleiben.
Ein Römling, ein Grieche, ein Proteſtant,
Ein Anglikaner Hand in Hand!
Daß keiner vom eigenen Glauben viel
Noch hält, das zeigt ihr ganzes Ziel.
Du kennſt die Geſchichte von den drei Ringen?
Ich könnte von hundert Ringen ſingen.
Wer da Recht hat, will ich nicht fragen.
Du wärſt verlegen, mir's zu ſagen.
Mit ſolchem Tand will man bedrohn
Die glorreiche Revolution?

Der Vater.

O arger Sohn, vom erſten Anfang an
Mißkannteſt du in deinem irren Wahn
Der Schöpfung hohe Mannigfaltigkeit,
Das Spiel der Kräfte, den friedvollen Streit
Um Tugend, Ehre, Tat und Heldentum,
Vollendung, Seligkeit und ewigen Ruhm,

Mißkanntest du, daß alles Erdenleben
Muß nach dem Gipfel dieses Alls hinstreben.
Und du verdarbst mir solches schöne Ziel,
Der reinen Geister göttlich freies Spiel.
Ich gönnte allen gleiche hohe Würde;
Du warfst auf alle gleiche schwere Bürde
Des Hochmuts, Hasses und des Neids,
Der Mißgunst und des bittern Streits.
Wohl kampfe drunten auf der Welt
Allzeit der tüchtige Mensch als rechter Held,
Doch brüderlich wetteifernd ohne Haß
Nach gleichem schönen Ziel ohn Unterlaß.

Luzifer.

Ganz recht; doch warum tust du dann
Die Sache der Freiheit in den Bann?

Der Vater.

Des Willens Freiheit nicht, nur die Verneinung
Der Harmonie, die eng beschränkte Meinung
Mißfällt dem göttlich unbeschränkten Sinn
Und bringt der Erde nichtigen Gewinn.
Zum Gipfel kam dies tolle Treiben jetzt
Und hat sich selber nun zu Grab gehetzt.

Luzifer.

O Herr, die Deinen werden immer
Gar schwächlich bleiben und den Schimmer
Des Lichtes nicht vertragen. Traun,
Das wirst du bald in Wahrheit schaun.
Der heil'ge Bund macht dir mehr Schande,
Als je die Jakobinerbande.
Zerging auch die Revolution,
Der Deinen heuchlerischer Thron
Zergeht noch eh. Laß mich nur machen
Und stör' mich nicht in diesen Sachen.
Die Wette biet' ich dir; schlag ein!

Der Vater.

Versuch es nur! Ich mische mich nicht drein.

Fürwahr, das Gute und das Schlechte mag
Sich selber endlich bringen an den Tag.

Luzifer.

Topp! Holla, dann hab ich gewonnen
Und deine Pläne sind zerronnen,
Bald sollst du deine Wunder sehn,
Bald soll die Welt auf dem Kopfe gehn!

Der Vater.

Du irrst dich; deiner schalen Rechnung fehlt
Des Volkes tiefe Sehnsucht; diese wählt
Sich nimmermehr des Teufels kalten Spott,
Die will nur Schönheit, Ordnung, will nur Gott,
Will hellen Himmelsglanz, nicht Irrlichts Flimmer,
Die will das All, nicht eitler Selbstsucht Schimmer;
Die will den festen Glauben, nicht den Zweifel.
Nur überkluge Narren narrt der Teufel.
Auf voller Freiheit ruht mein Reich allein;
Du bietest nur der Freiheit leeren Schein.
Gleichheit mit Gott geb ich den Meinen,
Der Tiere Gleichheit du den Deinen.
In brüderlicher Liebe holder Schöne
Heg' ich als Vater meine trauten Söhne.
Und wenn du auch zu siegen scheinst
Und neuen Kampf zu wecken meinst,
Wenn, die sich nun die Meinen nennen,
Nur heucheln und mich schlecht erkennen,
So wird doch das, was wahr und wirklich ist,
Den Schein besiegen in gar kurzer Frist.
Und lügt auch nun der Heuchler Mund,
Einst wird ein wahrer, heiligerer Bund
Im Geist und in der Wahrheit einen
Die rechten Gotteskinder, all die meinen,
Sei es nach hundert oder tausend Jahren.
Doch wie die Welt auch geht, die Himmel wahren
Doch allezeit in ungetrübter Klarheit
Mein Wort in ewger Güte, Schönheit, Wahrheit

(Der Himmel schließt sich.)

Luzifer.

Der Himmel schließt sich donnernd zu.
Ich fliege hin zur Welt im Nu.
Ich gebe meinen Part nicht auf;
Nein, meinen Kopf wett' ich darauf,
Das Nein sei besser als das Ja,
Das Böse besser als das Gute da,
Das Häßliche sei schöner als das Schöne,
Das Wahre sei nicht wahr, nur leer Getöne,
Das Nichtsein mächtiger als alles Sein.
Sagt der dort ja, ich sage nein.
Was gilt's, trotz Gottes und jüngsten Gerichts
Sieg' ich noch einst, mit mir das — Nichts!

2.

Elba.

25. Februar 1815.

(Hochgelegener Garten mit Aussicht auf das Meer. Napoleon blickt, über die Mauer gelehnt, in die Ferne. In der Ferne singt ein)

Fischer.

In Stürmen des Meeres,
Im sicheren Port,
Dein denk ich, Maria,
Des Seemannes Hort.
Als Stern in der Höhe,
Als Bild in der Brust,
Geleitest du sicher
Durch Wogen und Duft.

Pauline (kommt) Napoleon, mein Brüderchen!

Napoleon. Was ist? — Du, mein Schwesterlein Pauline?

Pauline. Hab ich dich gestört, Bruder? Du lauschtest dem Gesang des Fischers, der da drunten seine Netze ausbessert?

Napoleon. Nein, ich habe nichts gehört.

Pauline. Dann sahst du wohl dem Spiel der Wellen zu?

Napoleon. Nein, ich habe nichts gesehen.

Pauline. So war dein Blick in die Ferne gerichtet, in Vergangenheit oder Zukunft?

Napoleon. Mich beschäftigt nur der Augenblick.

Pauline. Um so besser. Dann wirst du nicht vergessen haben, daß wir heute den Biedersleuten deines souveränen Inselreiches Elba ein Fest geben. Mutter Lätizia wirtschaftet schon mit ihrer alten Dienerin Saveria herum, bereit, die strumpfstrickenden Honoratioren deiner Hauptstadt würdig zu empfangen und mit den obersten Würdenträgern von Brot und Fleisch, von Zucker und Mandeln zu reden. Ich hab es auf mich genommen, die Vertreter unserer bewaffneten Macht, die Marschälle ohne Heer zu unterhalten. Aber der Hausherr fehlt.

Napoleon. Ich habe diese Rolle des kleinen Landedelmanns nun schon neun Monate gespielt und bin ihrer satt.

Pauline. Es ist doch recht hübsch hier und ganz geeignet, von den Aufregungen des letzten Jahres auszuruhen. Also komm nur hinein zum Fest! Übrigens sind soeben auch zwei Engländer angekommen, die dir vielleicht gute Unterhaltung gewähren können. Sie bringen gewiß neue Nachrichten.

Napoleon. Wohlan, ich folge dir. (Sie gehen.)

Fischer (aus der Ferne).
Wie fern ich auch bliebe,
O schütze mir nur,

Madonna, die Liebe
Auf heimischer Flur!
O daß sie die Treue
Allzeiten bewahr'!
Fern bleibe die Reue,
Wohin ich auch fahr.

(Napoleon kommt mit zwei Engländern.)

Napoleon. Die Herren sind Engländer und kommen, durch Ihre Freundlichkeit das gut zu machen, was Ihre Regierung an mir übles verschuldet hat. Sie waren also in Wien, beim Kongreß? Das ist auch eine Idee, die man mir entwunden hat. Hätte ich dem Zaren den Frieden diktiert, so war das europäische Staatensystem gegründet. Ich hätte meinen Kongreß und meine heilige Allianz aller Völker gehabt. Man würde die gemeinsamen Interessen wie im Familienkreise erortert haben. Die Sache des Jahrhunderts war dann gewonnen, die Revolution dem Bleibenden angepaßt. Dies Werk gebührte nur mir. Ich wäre die Brücke zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge geworden. Alles, was meine Macht zugestanden hätte, wäre groß erschienen und hätte uns den Dank der Völker erworben; während jetzt alles unzureichend sein wird und die Völker unzufrieden und mißtrauisch machen muß. Ich hätte überall die gleichen Grundsätze vorgeschlagen, Ein Gesetzbuch, Einen Gerichtshof, Eine Münze, gleiches Gewicht und Maß. Europa hätte nur Ein Volk gebildet, ein gemeinschaftliches Vaterland. Religion, Kunst und Wissenschaft wären dann erst an die ihnen gebührende erste Stelle gerückt. Meine Diktatur wäre beendet gewesen. Ich wäre mit der Kaiserin wie ein Paar einfacher Landleute durch alle Lande gezogen, Klagen anzuhören, Unrecht gutzutun, Denkmäler und Wohltaten auszustreuen. Dies waren meine Träume.

Engländer. Herrlich! Sie öffnen mir die Augen! Wir haben Sie alle zu wenig verstanden.

Napoleon. Ach, sprechen wir von etwas anderem! Was macht also der Kongreß in Wien?

Engländer. Er schreitet wohl nicht vorwärts, aber er tanzt. Talleyrand arbeitet nebenbei daran, Sie aus dieser bedenklichen Nähe zu entfernen, Sie auf ein englisches Schiff zu locken und weithin in den Ozean zu verschicken. Bisher hat die Rechtlichkeit des Kaisers Franz dies verhindert. Aber wir wollten Sie doch warnen, um als gute Engländer unserm Land die Schande eines solchen Verrats zu ersparen.

Napoleon. Seien Sie gewiß, daß ich nicht in eine solche Falle stürzen werde. Aber ich danke Ihnen.

Engländer. Wir wollten Ihnen zu Ihrer Sicherheit unser Schiff anbieten, das Sie hinführen könnte, wohin Sie wollten, etwa nach Amerika.

Napoleon. Nein, meine Herren, ich habe meine eigenen Pläne. Ich will mein Leben nicht als Pflastertreter in Washington beenden. Ich denke, Sie und die Welt werden noch einmal von mir hören. Leben Sie wohl! Dort kommt meine alte Mutter, der ich mich widmen muß. (Die beiden Engländer gehen. Latizia kommt mit Fleury.) Was bringst du mir, Mutter?

Lätizia. Ein junger Franzose, Fleury, bittet durch mich um Gehör. Er hat dir wichtige Nachrichten aus Frankreich zu bringen. Ich lasse euch allein.

Napoleon. Nein, bleib, Mutter. Du sollst alles hören. Ich ahne, was er bringt. Wer schickt Sie?

Fleury. Der Herzog von Bassano. Ich soll Ihnen, Sire, die unerträgliche Lage in Frankreich schildern. Die Stellung der neuen Dynastie

ist unhaltbar. Alles jubelte ihr wohl entgegen, da man sich noch vor Ihnen fürchtete, Sie könnten von Fontainebleau aus langwierige Kriege entfesseln. Nun ist man ernüchtert. Man berechnet die großen und schmählichen Kosten dieses elenden Friedens. Alles ist unzufrieden, alles ist verschworen, alles gegen die Bourbonen, gegen den Kongreß.

Napoleon. Und für mich?

Fleury. Noch nicht. Aber es ist kein Zweifel, daß Ihnen alles zufallen muß, wenn Sie erscheinen.

Napoleon. So rät man mir, mich einzuschiffen und in Frankreich zu landen?

Fleury. Der Herzog gibt keinen Rat. Er könnte die Last der Verantwortlichkeit nicht tragen für das, was nur Ihnen allein anheimzustellen ist.

Napoleon. Gut. Dann brauchen Sie ihm auch nichts von mir zu melden. Ich werde das selbst besorgen, um Ihnen keine Verantwortung aufzubürden. Ich danke Ihnen. (Fleury ab.) Mutter, du hast gehört. Was rätst du mir? Ich habe dich sonst wohl nie um Rat gefragt. Aber wir stehen uns jetzt näher als je. Ich sehe in dir den waltenden Geist unseres Hauses.

Lätizia. Du weißt, daß ich mich hier glücklicher fühle als in den Zeremonien der Tuilerien. Ich habe hier die Heimat, ich habe dich, deinen Ruhm. Du warst nie größer. Nie hat Europa vor dir mehr gezittert.

Napoleon. Ich fühle, Mutter, du sagst nicht alles, wenn du mir unsere Ruhe rühmst, die wir doch kaum werden bewahren können.

Lätizia. Ja, mein Sohn, das weiß ich, und ich, deine Mutter, kenne dich auch zu gut, mein Napoleone! Ich weiß, daß es dir unmöglich ist,

hier zu bleiben, selbst wenn das, was du planst, dir den Tod oder schimpflichste Gefangenschaft bringen sollte. Aber ich bin nicht nur Mutter, ich bin Korsin und weiß, daß du dich an Europa zu rächen hast. So geh denn, folge deinem Schicksal, übe Rache an jenem gichtischen König, der sich auf deinem Thron niederlassen will, Rache an deinen Kreaturen, die dich verraten haben, Rache an Frankreich, das seinen Retter verstoßen hat, Rache an Rußland, das deine Freundschaft verriet, Rache an Preußen, das sich gegen seinen schonenden Besieger empörte, Rache an England, das deinen Sturz bezahlt hat und vor allem Rache an diesem Österreich, das dir Gattin und Kind entreißt!

Napoleon. Du bist eine große Mutter! Komm an mein Herz! Du hast mir Feuer in die Adern gegossen. Es ist entschieden. Ich rufe meine Generale. Aber da kommen sie, Bertrand, Cambronne, Drouot! Ja, meine Freunde, ich warte auf euch, wie alles auf uns wartet. Ihr wißt längst, was das bedeuten soll. Alles ist bereit, alles wohl vorbereitet. Wir werden uns noch heute Nacht einschiffen. Wir wissen freilich, daß es gefährlich ist, auf solche Weise unsere Existenz zu wagen, daß es verbrecherisch scheinen kann, die Nation aufs Spiel zu setzen. Aber wir wissen auch, daß vielleicht schon morgen die Gewalt, der Verrat an unsere Tore pochen mag, uns gegen alle Verträge festzunehmen, lebend zu begraben oder langsam zu töten. Man hat uns bereits diese Verträge gebrochen. Meine Abdankung geschah unter Bedingungen. Sie wurden nicht erfüllt, und somit ist Vertrag wie Abdankung nichtig. Ich bin wieder Kaiser und Herr von Frankreich. Mich ruft die Notwendigkeit. Wer mir nicht folgen will, der lasse uns andern allein den Ruhm, der alles übertrifft, was wir bisher getan haben!

Drouot. Sire, wir folgen getreu. Wir kennen Ihren Plan. Wir ersehnten Ihre Entscheidung. Aber der Wind ist ungünstig und die Engländer kreuzen vor der Insel. Es ist nicht möglich, ihnen zu entgehn.

Napoleon. Das sagte man mir auch, als ich von Ägypten kam; aber ich kenne mein Glück.

Drouot. Und wenn nach der Landung eine Musketenkugel Ihnen ein ruhmloses Ende bereitet, ehe Sie nur die geringste Tat vollbracht haben?

Napoleon. Die Weltgeschichte dichtet nicht so erbärmlich. Nein, folgen Sie mir! Nehmen wir wieder den Kampf auf! Ja, meine Waffengefährten, ergreifen wir wieder die Adler von Austerlitz und Jena, um die Eindringlinge dorthin zu verweisen, woher sie kamen! Sollen jene Bourbonen unsern Adlern befehlen und das Andenken an alles Unsterbliche auslöschen? Nein, der Sieg wird, sobald wir an Frankreichs Küsten Fuß gefaßt haben, seinen rechten Herrn wieder erkennen. Der Adler wird uns voraus fliegen von Turmspitze zu Turmspitze bis an die Zinnen von Notredame! (Er geht ab mit den Generalen. Latizia bleibt allein.)

Fischer (aus der Ferne).

Die Nacht ist so helle,
Der Mond blinkt so klar,
Es glitzert die Welle,
Es schläft nur der Aar.
Es ruhet die Weite,
Es schlummert der Wind.
So ruhn wir auch heute.
Gut Nacht, holdes Kind!

Pauline (kommt). Mutter, Napoleon, so kommt doch! Alle warten auf euch. Es ist heute sehr lustig. Diese Leute sind gar zu drollig in ihrer gezwungenen Feierlichkeit. Laß dir nur sagen —

Digitized by Google

Lätizia. Still, Kind, höre!

Pauline. Was ists? Ach diese langweiligen Fischerlieder! Wo ist Napoleon?

Lätizia. Dort, dort! Wir haben ihn soeben für immer verloren.

3.

Paris. Saal in den Tuilerien.

20. März 1815.

(Der Königliche Hof ist versammelt.)

König.

Wir Ludewig von Gottes Gnaden Fürst und Herr
Von Frankreich, durch die Liebe unsres Volks nunmehr
Zurückgerufen auf der hohen Väter Thron,
Ergriffen von den Leiden unsrer Nation,
Die zu regieren uns von Recht beschieden ist,
Wir grüßen euch, ihr Treuen, nun nach langer Frist.
Vergeben und vergessen sei, was alles da,
Seit wir euch ferne waren, Schreckliches geschah.
Es soll sich nichts verändern, was ich fand bisher;
Es steht auf Frankreichs Grund nur ein Franzose mehr.

Vitrolles.

Groß, teurer König, sind der Lage Schwierigkeiten.
Der fordert altes Recht, der das der neuen Zeiten,
Der sichre Ordnung, doch die andern Freiheit bloß,
Die einen Frömmigkeit, die Willkür schrankenlos.
Der Emigranten Gut und das der Kirche ward
Verkauft. Was wir auch tun, ein Teil erträgt es hart.
Wir erbten hohen Ruhm, doch auch des Kaisers Schulden.
Des Staates Gläubiger, wie schwer sie sich gedulden!

Wir haben Frieden nun; doch aller Landgewinn,
Das Blut, das er gekostet, ist umsonst, dahin.

Berthier.

Das laßt uns nicht bereun! Die Treue, die das Heer
Dem Kaiser hielt, die weihn dem König wir nunmehr.

König.

O braver Maréschall, ihr Helden voll von Ruhm,
Kommt, scharet euch um mich! Mein ganzes Königtum
Sei euch vertraut! Auf euch stützt sich all meine Macht.
Gram und Verbannung hat gebrechlich mich gemacht.
Weiß man nichts neues mehr von Elba, Bonaparte?

Berthier.

Es ist vorbei, daß man von dem etwas erwarte.
Er ist ein Märchen nur aus längst vergangner Zeit.
Es war einmal! Doch heut sind wir von all dem weit.
Was hat er auch getan? Was ist sein Ruhm und Glück?
Er übernahm das Reich groß von der Republik
Und übergab es dann viel kleiner, als es war.
Er ein Eroberer? Das Gegenteil fürwahr!
Sagt, welcher König hat, seit Jeanne d'Arc geboren,
Dem Feind das ganze Land, die Hauptstadt selbst verloren?

Ney.

Fürwahr ein bessrer Herr lenkt uns nun nach Gebühren;
Der wird uns nicht so toll von hier nach Rußland führen.

König.

Was Bonaparte mir auch tat seit manchen Tagen,
Ein guter Mietsmann, traun, war er, das muß ich sagen.

Er hinterließ mir schöner meine Schlösser hier,
Wenn ihm Geschmack auch fehlte und des Adels Zier.
Auch hat er mein Paris mit Werken hoher Kunst
Erfüllt; drob heg ich selbst ihm als dem Feinde Gunst.
Auch beim Kongreß in Wien erhebt sich unser Glück.
So schreibt mir Talleyrand. Es ist sein Meisterstück.
Der wetterwendsche Fuchs hat seine Freude dran,
Den Mächten mitzuspielen, wie er stets getan.
Nein, Deutschland überflügl' uns nicht; Frankreich allein
Soll allezeit Europas erste Vormacht sein!
(Alle ab, außer Dunois und die Prinzessin)

Dunois.

So ist es mir vergönnt, nach fünfundzwanzig Jahren,
Nach Stürmen unerhört, nach grimmigen Gefahren,
Prinzessin, Euch zu sehn? Bin ich Euch noch bewußt,
Ein junger Knappe einst, voll Glut in kühner Brust?

Prinzessin.

Ich denke wohl daran, doch wurde mir gesagt,
Mit Bonaparte habt Ihr schnöden Bund gewagt.

Dunois.

Gewiß, ich folgte ihm dahin zum heilgen Lande,
Für mich, den Enkeln von Kreuzfahrern keine Schande.
Ihr aber habt indes zu falschem Eheband,
Vergessend Eures Schwurs, geboten Eure Hand!

Prinzessin.

Ich stand allein, je nun. Doch stellte sich heraus,
Ungültig sei die Eh'; wer kannt' sich damals aus!
Doch Ihr bliebt immer fest beim falschen Bonaparte.

Dunois.

Gewiß, weil er allein der Religion Standarte
Entfaltete. Mit mir ward Chateaubriand sein Freund. —
Dem zweiten Gatten aber habt Ihr Euch geeint.

Prinzessin.

Es war so nötig, mich von falscher Ehe Schande
Zu reinigen. Jedoch im fernen Rußenlande
Erfror mein zweiter Gatte, der für Rußland focht.
Ihr habt beim Teufelsohn zu bleiben noch vermocht?

Dunois.

Ja, denn mich schmerzte das, was ich von Euch vernommen,
Es hab' ein reicher Lord sich Euer angenommen.

Prinzessin.

Schmach dem, der Übles denkt! Es war in allen Ehren.

Dunois.

Nun, Euer Wort genügt. Ich will dem Unmut wehren.
Wer von uns allen ist in dieser Zeit entflohn
Der schrecklichen Umwälzung der Revolution?
Wir fehlten alle gleich. Doch blieb nicht immer jung
Die Liebe, die heut führt zur späten Einigung?

Prinzessin.

So fühl' ich, Teurer, auch. Hier meine Hand zum Bunde.
Nun kommt und bringen wir dem ganzen Hof die Kunde.

Dunois.

Doch sieh, der ganze Hof kommt aufgeregt zurück.
Was ist geschehn? O hör! Wankt neuerdings das Glück?

(Der König kommt mit dem Hof.)

König. Was Ihr da sagt, Fouché, ist ganz und gar unglaublich.

Fouché. Und doch unbezweifelt wahr. Napoleon landete an Frankreichs Ufer mit wenig über tausend Mann.

König. Man hat ihn doch sogleich verhaftet?

Fouché. Nein, denn kaum gelandet, rief er alle Krieger auf, sich seinem Häuflein anzuschließen, und trat sogleich den Weg durchs Gebirg an, auf Grenoble zu. Die Besatzung wagte nicht, auf ihren altbekannten Feldherrn zu schießen. Die Soldaten stürzten jubelnd auf ihn zu, umringten ihn, küßten ihm die Hände. Das Land ist voll von seinen Proklamationen an Heer und Bürgerschaft. Und alles glaubt seinen unmöglichen Versprechungen. Er sprengt aus, sein Schwiegervater, der Kaiser Franz, werde mit ihm einverstanden sein. Die Städte öffnen ihm die Tore. Unaufhaltsam dringt er gegen Paris vor, unwiderstehlich jagt er die Besatzungen und Truppen vor sich her, die endlich alle auf seine Seite treten. O Sire, wenn Ihr Euch nicht bald vorseht, so fürcht ich, daß er Euch noch hier gefangen nimmt.

Ney. O König, sendet mich dem Empörer entgegen. Ich schwöre, ihn alsbald gefesselt in einem Käfig, einem Wilde gleich, Euch zu Füßen zu werfen. Denn das geziemt dem Tollen für seinen Narrenstreich. Der feige Räuber ist unwürdig, in der Schlacht den Heldentod zu sterben.

Vitrolles. Mein König, sehen Sie die Ihren mit weißen Fahnen Paris durchziehn, entschlossen, die Stadt und Ihr Schloß bis zum letzten Mann zu verteidigen!

König. Soll ich meine gute Stadt Paris zum Schauplatz des Blutvergießens machen? Nimmermehr!

Fouché. Nun, dann bleibt nur die Flucht.

König. Wohin? Nach der Vendée? Nach dem Norden? Soll der Brite ein zweitesmal mein Retter sein? Nun wohlan, es sei. Schloß meiner Väter, ich muß dich wieder verlassen. Kommt, ihr,

meine Treuen, kommt! (Alle ab. Es bleiben Fouché und Garat.)

Fouché. Ich bleibe hier. Und mag sich niemand wundern, wenn man in einer Weile wieder davon sprechen hört, ich sei aufs neue Napoleons Minister geworden. Ich tue es nur, um ihn auf diese Weise umso früher zu stürzen. Haha, da laufen sie alle und befreien uns von dieser dumpfen Hofluft, wo mir sogar, dem alten Königsmörder, jedes Wort zum Menuett zu werden drohte. Ich glaubte übrigens die Bourbonen schon in der Hand zu haben, da kommt dieser fürchterliche Mensch wieder, um uns seinen Despotismus und den Krieg zu bringen. Aber lassen wir ihn nur kommen und durch seinen allzuleichten Triumph sich selber in Verlegenheit setzen!

Garat (am Fenster). Sehen Sie, Fouché, da schwebt schon die weiße Fahne des Königtums von der Haupikuppel der Tuilerien herab. Nun wird man wieder für einige Zeit die Trikolore der Revolution aufziehen. Und hören Sie die tosenden Jubelrufe auf den Straßen! Sie brausen näher wie eine rauschende Meeresbrandung.

Fouché. Ein Wagen donnert in den Hof. Da ist er ja schon. Ja, er läßt niemals lange auf sich warten. Er steigt aus. Man umdrängt ihn, küßt ihm die Hände, hebt ihn auf die Schultern und trägt ihn die Treppen herauf. Er ist ergriffen und scheint gar zu weinen. Nun, in der Tat, dergleichen hat auch die Weltgeschichte noch nicht erlebt. Es ist begreiflich, daß sogar unsereiner davon in Bewegung kommt, die wir doch alle die furchtbaren Peripetien der Revolution durchgemacht haben. Diese letzte ist wohl die kurioseste von allen. (Napoleon kommt mit einer Menge von Soldaten und Volk.)

Alle. Es lebe der Kaiser!

Napoleon. Willkommen, meine Freunde! So sehen wir uns denn wieder! Aber ich bin ein anderer geworden. Ich bin nicht wie jene Bourbonen, die nichts lernen und nichts vergessen konnten. Ich kehre nur zurück, um unsern Ruhm wiederherzustellen, die Grundsätze der Revolution zu retten und euch eine Freiheit zu sichern, die ich nur durch den Kampf sichern konnte. Wir haben alle die Größe und die Eroberung geliebt; ich war nicht der einzige Schuldige. Aber nun ist alles gut. Wir brauchen uns gegenseitig keine Vorwürfe zu machen. Ein neues Regiment soll beginnen. Ich zähle auf die baldige Ankunft der Kaiserin und des Königs von Rom zu ihrer feierlichen Krönung. — Ei, Freund Ney! Sie wollten mich ja in einem Käfig nach Paris bringen? Seien Sie nicht bange! Nur keine Entschuldigungen! Umarmen wir uns, mein lieber Marschall! Wir haben beide Fehler begangen, aber wir dürfen sie nicht wiederholen. Die Ereignisse sind stärker als die Menschen. Aber denken wir nicht mehr der Vergangenheit, nur noch der schöneren Zukunft. — Ah, Fouché! Ich weiß, Sie haben drav konspiriert, das ist Ihre Natur, und ich will gerne glauben, daß es für mich geschah. Ich freilich habe mit niemandem konspiriert. Ich habe nur den richtigen Augenblick gewählt. Die wahren Verschwörer sind jene Bourbonen selbst gewesen. Sie haben mir alle Herzen hier gewinnen helfen, kaum daß ich dem Meer entschlüpft war und den Boden Frankreichs betrat. Ja, Freunde, ich komme zu euch als Abgesandter des Schicksals. Ich habe in Elba wie in einem Grabe dessen Stimme vernommen und bin ihr gefolgt. Zweimal hat mich die Vorsehung erweckt, zuerst, um Frankreich aus der Anarchie, jetzt, um es vor der Reaktion zu retten. Unterstützen Sie mich alle bei der Vollendung dieses Werks, das uns den höchsten Ruhm

eintragen wird. An die Arbeit, meine Freunde! (Zurufe.)

Fouché. O schöne Worte! Aber wird morgen noch Einer daran glauben?

4.

Wien. Tanzsaal.

Ende März 1815.

(Masken, Kostüme, Uniformen aller europäischen Nationen. Im Hintergrund Musik und Tanzrunde.)

Ein Bürger.

Was Petersburg, London, Paris und Berlin!
Es gibt nur a Kaiserstadt, gibt nur a Wien.
Ich sag' euch, das war was im vorigen Jahr,
Als man die Nachricht brachte fürwahr,
Paris sei erobert, und hundert und sieben
Postillione die Rosse antrieben
Und bliesen, daß ihnen die Backen fast platzten.
Wie alle da auf die Straße hatzten!
Ich hab den Erzherzog Karl gesehn
Aus seinem Palast auf die Straße gehn
Und den Boten umarmen. Hei, das war ein Tanz!
Und erst als der gute Kaiser Franz
Einritt und der kaiserlichen Standarte
Die deutsche, die ungrische, böhmische Garde
Zusamt aller Bürgerreiterei
Nachfolgte, das war ein Jubelgeschrei,
Daß es die Glocken all überklang
Und den Kanonendonner verschlang.
Nun aber begann der große Kongreß.
Das war alle Tage ein mächtig Gepreß:
Heut kam der König von Württemberg,
Dann der von Dänemark zum Werk.
Dann ritten festlich miteinander
Beim Tabor ein Zar Alexander

Und der König von Preußen, in der Mitte
Unſer Kaiſer in feſtlichem Schritte.
Das war ein Anblick, will ich meinen,
Die Weltgeſchichte kennt ſonſt keinen.
Dann kamen die von Bayern und Heſſen,
Von Baden und Braunſchweig nicht zu vergeſſen,
Von Weimar und Koburg, von Naſſau dazu.
Da gab es Tag und Nacht keine Ruh.
Wien liegt halt am Kreuzweg der Nationen,
Wo Treue und Standhaftigkeit wohnen;
Drum haben wir auch guten Grund,
Hier zu erneuern den heiligen Bund
Der chriſtlichen Völker, der deutſchen Brüder.
Zum einigen Reiche werden wir wieder
Durch Tanzen und Singen, durch Jagden und Feſte,
Beleuchtungen, Feuerwerk, Speiſung der Gäſte.

Zweiter Bürger.

Ja, Wien iſt, wie man geſtehen muß
Und das Sprichwort ſagt, eine Welt in der Nuß.
Faſt zweitauſend Jahre ſeit Marbods Zeiten
Hält Öſterreich Wacht nach allen Seiten
Für deutſche Herrſchaft immerdar.
Es iſt der Nibelungen Stadt fürwahr,
Die Stadt der Kreuzzüge allezeit,
Die Vormauer der Chriſtenheit,
Die Stadt der guten Treue auch
Für altes Weſen, biedern Brauch.
Drum ward ſie jetzt auch neu geboren,
Schien ſie auch jüngſt noch ganz verloren.
Wenn Menſchenkraft am Ende war,
Kam Himmelsrettung immerdar.

Erſter Bürger.

Dagegen iſt wie Schnee zerronnen,
Was dieſe Franzen haben erſonnen.
Sie ſind anjetzt der Welt zur Lehre,

Daß Strafe folgt der bösen Tat;
Drum singen sie das Miserere,
Wir das Tedeum früh und spat.

Zweiter Bürger.

Auf Elba siehts nun friedlich aus,
Soldaten sind da nicht zu Haus,
Da gibts kein Trommelrühren,
Ist nichts zu kommandieren.
Ja, ja, so ist der Siegeslauf,
Bald hört der große Rummel auf.

Erster Bürger.

Heut feiert man den glücklichen Schluß
Des ganzen Kongresses. Ich denke, da muß
Der Kaiser kommen mit seinen Gästen;
Der Bürgermeister wird ihm vom besten
Ostreicher Wein zutrinken. Kommt her;
Dort drüben sehen wir noch mehr!

Zweiter Bürger.

Da kommt mit fröhlichem Becherklang
Manch neue Schar mit Chorgesang.
(Sie gehen, es kommen singend andere Gäste.)

Chor.

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu,
Wie du dich nun empfinden wirst
Nach eignem Sinne frei!

Grillparzer.

Ich sags, was ich allzeit gedacht.
Ist wirklich denn das Volk erwacht?
Was halfs da, einen Tyrann zu bannen?
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,

Wenn man uns reformierte
Und alles anders führte,
Das wär schon recht;
Jedoch es bleibt beim Alten,
Die Schurken läßt man walten.
Ei wahrlich, das ist schlecht!

Adam Müller.

Napoleon hat auf das Schlimmste verkannt,
Wozu er berufen durch Gottes Hand.
Er hat das Testament der Revolution
Gefälscht, gefrevelt am Volk mit Hohn,
Nur seine Persönlichkeit entfaltet,
In schrankenlosem Wahn gewaltet,
Indes doch aller Staatenbund
Ruht auf göttlich notwendigem Grund.
Gott, Schönheit, Liebe, Poesie
Bewegt das Leben. Nur durch sie
Belebt ein Geisterstrom
Den hohen Weltendom.
Dies Leben, Freunde, laßt uns neu entzünden
Und einen Bund der Geister gründen!

Brentano.

Ja, einen Bund zum Trotze tristen
Pedanten, Zöpfe und Philister.
Zum Heile der Völker wirken wir still,
Ob irrer Wahn uns wehren will!

Friedrich Schlegel.

Laßt einen Bund uns gründen,
Den Gottesmut entzünden!
Ihr, die Gott ausersehen,
Die Wahrheit zu erspähen,
Begeistert hohen Muts,
Ihr Denker, Lehrer, Dichter,
Wie wart ihr selbst Vernichter
Des anvertrauten Guts!
Frei ist von Schuld nicht einer,

Ja, von uns allen keiner.
Wo sind die alten Klänge,
Helden- und Klaggesänge
Aus ferner, großer Zeit?
Dem Liede muß gelingen,
Sie wieder uns zu bringen:
Der Retter ist nicht weit.

(Sie gehen. Es kommen Franz Schubert und ein Fagottist.)

Fagottist. Ja Herr Schubert, ich gratuliere Ihnen wirklich zu diesen wunderhübschen Deutschen, die Sie uns für den heutigen Ball geschrieben haben. Nur ein bissel lustiger sollten sie halt sein.

Schubert. Lustiger? Ich kenne keine lustige Musik. Die Welt ist ein öder Garten, der mich ekeln müßte, wenn nicht darin das Grab der frommen Jungfrau Kunst wäre, die, wie man sagt, einst gelebt hat, und aus deren Grabmal himmlische Gedanken wie leichte Funken zu sprühen scheinen, um uns einen Hauch ewiger Seligkeit, in einen Augenblick zusammengedrängt, ahnen zu lassen. Was wäre sonst das Los eines verständigen Menschen in dieser elenden Welt, in welcher das Unglück noch der einzige Reiz ist, der uns sonst übrig blieb? Lassen Sie mich mit meiner Musik aus! Mir kommt manchmal vor, als gehörte ich gar nicht in diese Welt, wo durch eine wohltätige Einrichtung dafür gesorgt ist, daß der Künstler ewig der Sklave jedes elenden Krämers bleibt.

Fagottist. Ja, Herr Schubert, Sie sprechen uns Künstlern ganz aus der Seele heraus.

Schubert. Ihr Künstler? Musikanten seid ihr, weiter nichts. Der eine beißt in das Messingmundstück eines hölzernen Prügels, der andere bläst sich die Backen auf an seinem Blechhorn. Nennt ihr das Kunst? Ein Handwerk ists, das Geld einbringt, und damit holla! Wenn das Wort Kunst ausgesprochen wird, ist von mir die Rede.

Schubert heiß' ich, Schubert bin ich,
Und als solchen geb' ich mich.
Was die Besten je geleistet,
Ich erkenn' es, ich verehr' es.
Immer noch bleibts außer mir.
Lobt ihr mich, es soll mich freuen,
Schmäht ihr mich, ich muß es dulden;
Mag nicht hindern, kann nicht laden;
Geht ihr gern auf meinen Pfaden,
Nun wohlan, so folget mir!

(Der Fagottist geht. Therese, ein sechzehnjähriges Mädchen, kommt.)

Therese. Sie sind auch da, Herr Schubert?

Schubert. O Therese, daß ich Sie hier sehen darf, das macht mir den erbärmlichen Ball zum Elysium. Ich habe nur Sie im Herzen, seit Sie neulich in der Liechtentaler Kirche den Sopran meiner Messe so wunderschön gesungen haben, daß ich geglaubt habe, einen Engel zu hören.

Therese. O hören Sie auf! Da kommt meine Mutter.

Anna (kommt). Ah, mein lieber Schubert, kommen Sie, begleiten Sie mich und mein Töchterl in den Saal! Die hohen Herrschaften müssen gleich kommen.

Sekretär (kommt). Was ist das? Seh ich meine Anna hier nach so langer Zeit doppelt wieder?

Anna. Was wollen Sie, Mosjö?

Sekretär. Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? Es sind wohl schon siebzehn Jahre her, daß ich das letztemal in Wien war und und wir uns sahen. Sie sahen damals allerdings noch mehr dieser jungen Dame gleich.

Anna. Sie ist meine Tochter Therese.

Sekretär. So sind Sie mir also untreu geworden?

Anna. Ja, sind Sie vielleicht gar der Herr Sekretär beim General Bernadotte, der damals so schnell von Wien verreisen mußte? Sie haben sich auch ziemlich verändert. Nicht nur die Uniform ist anders geworden. Jedenfalls haben Sie sich weiter nicht viel um mich bekümmert und —

Sekretär. Und Ihre Tanten haben Sie gezwungen zu heiraten?

Anna. Sie haben da nicht viel zu zwingen gehabt, da mein Mann der reiche Seidenhändler Grob von Liechtental ist.

Sekretär. Ich gratuliere, Madame. Ich bin indessen auch avanziert zugleich mit meinem Herrn; er ist königlicher Thronfolger von Schweden geworden.

Anna. Nun dann ist ja alles gut ausgegangen und wir wollen uns gegenseitig nichts vorwerfen. Geben Sie mir den Arm, Monsieur, und der Herr Schubert da wird meine Tochter führen. Oder wollen Sie lieber umgekehrt?

Sekretär (ihr den Arm bietend) Madame!

Anna. Ah, da kommt schon der Hof. O weh, nun haben wir die Rede des Bürgermeisters versäumt. Aber jetzt kommt erst das Schönste. Schau, Therese, der Kaiser wird von einem maskierten Zug empfangen. Was stellt denn das vor?

Schubert. Das sind Allegorien von überirdischen Ideen, die man in dieser Welt nicht zu Gesicht bekommt. Das dort ist die Muse. Sie begrüßt den Kaiser mit einem Gedicht von Goethe.

(Der Kaiser kommt mit dem Hof und den fremden Gästen unter Musik, von Masken empfangen.)

Muse.

In tiefe Sklaverei lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden;
Die Fesseln selbst, die schienen mir Gewinn.

Da nahte sich in holden Frühlingsstunden
Ein Glanzbild allerhöchsten Glücks hienieden:
Nach hartem äußern Kampf bringt es den Frieden.
Des Krieges und der List Dämonen kamen;
Der Unterdrückung Dämon nahm den Thron.
Doch siehe, Glaube, Liebe, Hoffnung nahmen
Ihm jede Kraft durch holden Zauberton.
So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.
Das schöne Wort der Freiheit hat nun wieder
Den alten trauten gottentstammten Klang;
Der Geist des Volks, der lange lag darnieder,
Erwacht aus Träumen, schreckhaft wirr und bang.
Zum Himmel steigen helle Siegeslieder,
Den Kriegslärm übertönt des Volks Gesang.
Wir sehn nun endlich unser frohes Hoffen
Nach Wundertaten herrlich eingetroffen.

Chor.

Nun töne laut: der Herr ist da!
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan!
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm hinan!

(Der Kaiser geht mit dem Hof weiter. Es bleiben unter anderen Gästen der Herzog von Wellington, Fürst Esterhazy und Beethoven.)

Esterhazy. Hier, Mylord von Wellington, ist Herr van Beethoven, der, wie Sie eben im Konzertsaal gehört haben, Ihren glorreichen Sieg bei Vittoria und den glorreichen Augenblick dieses Kongresses so schön in Musik gesetzt hat.

Wellington. Von Beethoven? Also von Adel? Wohl auch Gutsbesitzer?

Beethoven. Nein, Mylord, aber Hirnbesitzer.

Wellington. Ei, also mehr Demokrat?

Beethoven. Ich kenne keine anderen Vorzüge des Menschen als diejenigen, die ihn zu den besseren Menschen zählen machen; wo ich diese finde, da ist meine Heimat.

Wellington. So sind Sie ein Gegner der Größe und der Großen?

Beethoven. Nein, denn auch ich bin ein König. Aber das Schöne, Gute und Wahre sind eines; ich kann nicht gescheiter und größer werden, ohne besser zu werden.

Wellington. Sehr richtig, mein Herr. Wir sind Ihnen dankbar für Ihre Verherrlichung unserer Siege.

Beethoven. Auch unsere Kunst hat hier gesiegt. Sie hat sich als die überlegenere erwiesen und zur Entscheidung dieses ungeheuren Rechtshandels der Revolution wesentlich beigetragen. Ja, ich bin stolz, durch meine Kunst die Verherrlichung dieser Epoche bewirkt zu haben, die in der ganzen Weltgeschichte nicht ihres gleichen hat.

Esterhazy. Kommen Sie, Beethoven; Erzherzog Rudolf will Sie sprechen und Ihnen eine große Festmesse auftragen, in der sich der Kriegslärm dieser Zeiten zu himmlischen Friedensklängen verklären soll. Mylord, ich überlasse Sie indessen hier der Gesellschaft eines anderen Siegers, des Fürsten Schwarzenberg.

Wellington. Ah, Fürst! Warum ziehen Sie sich so zurück, da alles den berühmten Sieger von Leipzig, den Eroberer von Paris sucht? Es ist Ihnen über Erwarten gelungen, so viele Völker in Einigkeit zu erhalten und durch Ihre Bescheidenheit keinen Neid zu erwecken.

Schwarzenberg. Wer Großes bewirken will, muß sein eigenes Ich zum Schweigen bringen. Als ich in der Nacht vor der Entscheidungsschlacht bei Leipzig meine ungeheure Verantwortlichkeit übersah, da gelobte ich dem Herrn, wenn er uns seinen Arm leihen wolle, auf jede eigene Ehre zu verzichten. Ich blickte zu den Sternen und dachte, daß, der sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, so wird seine Weisheit mich erleuchten, seine Kraft mich stärken. Ihm, nicht mir sollte der Ruhm gehören. Das ist der Grund, warum ich mich allen Ehren entziehe.

Wellington. Nun verstehe ich Sie, mein Fürst, und ich bewundere Ihre Entsagung; aber in der Tat, nur so haben Sie über den größten Feldherrn aller Zeiten siegen können.

(Beide gehen weiter. Es kommt der Zar und Talleyrand.)

Zar. Sie vergessen ganz, Herr von Talleyrand, daß Frankreich besiegt ist, und daß die Bourbonen von mir, von Rußland, den Thron erhielten. Sie haben also gar keine legitimen Ansprüche zu machen.

Talleyrand. Sie leugnen, Majestät, das heilige Recht, dem wir allein es danken, daß wir nicht Barbaren sind? O unglückliches Europa! Dieser Kongreß bietet der Welt ein Schauspiel der Eigensucht, das geeignet ist, Napoleon zurückzuwünschen.

Zar. Ei, Talleyrand, Ihre Anschauungen darüber haben sich im Lauf der Revolution sehr geändert.

Talleyrand. Gewiß, aber zum besseren; und das ist kein Fehler, sondern ein Fortschritt. Ja, ich war einst Revolutionar und vertrete nun das Prinzip der Legitimität. Sie, Sire, scheinen sich in entgegengesetzter Richtung ändern zu wollen. Die Lage ist trostloser als je seit fünfundzwanzig

Jahren, und ich sehe keine Rettung auf friedlichem Wege. Wahrlich, erst dieser Kongreß ist die Revolution; das andere waren bloße Vorspiele.

Zar. Da kommt Metternich. Was hat er, daß er so erregt ist?

Metternich (kommt). Meine Herren, ich empfange soeben eine Depesche, daß Napoleon aus Elba entkommen ist. Er ist in Frankreich gelandet und rückt auf Paris los. Der König ist geflohen.

Talleyrand. Was soll nun geschehen? Ach, ich fürchte, Napoleon wird durch unsern Zwist groß werden.

Zar. Nein, das soll er nicht. Ich habe geirrt, das sehe ich nun. Es gilt, einig zu sein. Möge der Schrecken, den er uns einjagt, wenigstens diese gute Wirkung haben. Wir werden uns schnell verständigen. In einer Stunde wollen wir einig sein und dann die Befehle an unsere Heere senden, gemeinschaftlich vorzurücken.

Wellington. Napoleon wird uns gewiß zuvorkommen wollen und die englischen Truppen in Belgien überfallen.

Schwarzenberg. So wird ihnen Preußen fürs erste beistehen, Österreich und Rußland werden alsbald folgen.

Metternich. Der Kaiser Franz läßt Sie einladen, sich zu ihm zu einer Besprechung zu begeben. Gehen wir. In einer Stunde ist Europa wieder einig. Das verdanken wir Napoleon. Die Aufgabe des Kongresses ist erfüllt.

5.

Vor dem Meierhof La belle Alliance in Belgien.

18. Juni 1815.

(Nacht. Aussicht auf Ebene, Hügel und Wald. Die Muse der Dichtung tritt auf mit ihren Schwestern Urania und Klio.)

Muse.

Das Feld von Waterloo, bestimmt zur Schlacht,
Ruht friedlich noch in dunkler Mitternacht.
Doch schon versammeln sich die Geister all.
Die Muse, ich, führ' an den ganzen Schwall
Und weihe so mit meiner Fackel Schein
Verklärend dieses graufe Schlachtfeld ein.
Das große Werk, das sich zum Schlusse wendet,
Sei also groß und herrlich heut vollendet.

Urania.

So weih' auch ich, Urania, die Flur
Zum Schauspiel allen Geistern der Natur.
Den Zufall und die Not, den Zwang, das Zanken
Mach' ich zum Gleichnis ewiger Gedanken.

Klio.

Und ich, die dritte, Klio, halte schon
Den Griffel der Geschichte, der den Lohn
Und Tadel zuschreibt allen, die da kriegen,
Sie mögen fallen oder mögen siegen.
So heb' ich die Posaune denn zum Munde
Und wecke auf die ganze Weltenrunde.

(Sie gehen ab. Es kommen Scharen von Irrlichtern.)

Irrlicht.

So woge denn wieder der Krieg in den Landen!
Da werden wir Irrlichter frei von Banden
Und huschen und tanzen und gaukeln nunmehr
Um Mitternacht hier auf dem Schlachtfeld umher.
Die Köpfe der Kämpfenden ganz zu verwirren,

Das ist unser Amt, eh die Kugeln schwirren,
Daß keiner mehr wisse, was es bedeute,
Ob er für Freiheit, für Knechtschaft streite.
Drum schlingt unsern Reigen zum Sturmesgedröhne:
Schön sei das Häßliche, häßlich das Schöne.

Zweites Irrlicht.

So schlingt nun den Reigen von rechts nach links
Und von links nach rechts hin, gewärtig des Winks!
Gleich dünke beides, das Große, das Kleine,
Das Böse, das Gute, das Viele, das Eine.

Drittes.

Wir werden heut abends mit zehntausend Brüdern
Den Tanz wiederholen, den Singsang erwidern,
Vom Blute berauscht und vom Morde toll —
Und stets, wenn der Kampftag sich jähren soll.

(Sie verschwinden. Es kommt Asträa mit den Genien der Wahrheit, Güte und Schönheit.)

Asträa.

Genien der Wahrheit, Schönheit, Güte,
Segenvoll im heiligen Gemüte,
Laßt uns nun zum Staube niederschweben
Und dem Leben spenden neues Leben!
Segnet, holde Genien, dieses Feld,
Segnet weiterschreitend alle Welt,
Daß erwache mancher Geistesheld!

Wahrheit.

Wahrheit sieg' an diesem Tag in Klarheit!
Auf der ganzen Erde siege Wahrheit!

Güte.

Güte sieg' als stärkste aller Mächte
Heut' und immer, und vergeh das Schlechte!

Schönheit.

Schönheit lasse auf des Lebens Fluten
Leuchten hoher Liebe treue Gluten.

Aſträa

Weiter, weiter ſchlinget euren Reigen;
Alle Welt macht zu des Geiſtes Eigen!
(Sie ſchweben weiter. Die Zeit kommt mit den Aonen und Horen)

Zeit.

Ihr Horen und Aonen, folget mir,
Der Zeit, zum höchſten Augenblick allhier!
Das Heil, für das der Heiland einſt gelitten,
Wird erſt in dieſen Zeiten voll erſtritten.
Aon der Zukunft, weihe drum dies Feld
Der neuen Zeit, von neuem Geiſt erhellt!

Aon der Zukunft.

So weih ich dieſes Feld der neuen Zeit
Zum Siegesfeld, und mit ihm ſei geweiht
Die Schar der Geiſter, die nach hundert Jahren
Die Frucht des Sieges treuevoll bewahren.

Aon der Vergangenheit.

Halt da! Genug des überfrechen Brüſtens,
Des tollen, falſch romantiſchen Gelüſtens!
Ihr meint, die Zukunft ſolle euer ſein?
Nein, ſie iſt unſer, mögt ihr auch noch ſchrein,
Daß wir rückſtändig ſeien, alte Mode
Der Aufklärung, vermodert, reif zum Tode!
Doch ſieh, ſie ſchweben ohne Wort von dannen,
Als wollten ſie mich mit Verachtung bannen.
O nein, ich will euch folgen ohne Weilen
Und allezeit euch meinen Fluch nachheulen!

Puck (kommt als Anführer der Naturgeiſter).

Herbei nun, ihr Heere der luftigen Geiſter,
Der Berge, der Ströme, der Weltkräfte Meiſter!
Ihr Zwerge und Rieſen, Waldgötter, Baumwohner,
Ihr Nixen und Nöcke, ihr Gleiſcherumthroner,
Herbei, denn da gibt es ein Schauſpiel zu ſchauen,
Das ſaht ihr ſelbſt dort nicht auf Ilions Auen.

Begleitet die Handlung mit Blitzen und Dröhnen!
Ihr Nixen, laßt strömen mitleidige Tränen!
Und du, Lorelei, umklinge mit Sang
Der Sterbenden Röcheln, des Waffenspiels Klang!
Herbei denn, herbei! Doch sieh da, noch mehr
Der Geister? Da brüllt ja das wütende Heer.
Der Eckart, der treue, läuft ihnen voran
Und schreit wie besessen und schafft ihnen Bahn.

Eckart (an der Spitze der wilden Jagd).

Aus den Wegen! Aus der Bahn!
Geisterheere ziehn heran.
Flieht, o Menschen, seid gewarnt,
Daß euch Wahnsinn nicht umgarnt!
Denn es kommt die wilde Jagd,
Die mit König Nimrod jagt
Her von Babels wüstem Turm
Um die Welt im Wettersturm.
Hier sind Griechen und Trojaner,
Cäsarianer, Pompejaner,
Hier sind Hunnen, hier sind Goten,
Attila befiehlt den Toten.
Artus mit der Tafelrunde
Und dem ganzen Gralesbunde!
Kaiser Karl der Große gar
Mit der Untersberger Schar,
Barbarossa hoch zu Rosse
Von Kiffhäusers Felsenschlosse!
Aber nun gleich wildem Meere
Sarazenen, Kreuzzugsheere,
Und vom dreißigjährgen Kampf
Pulverdampf und Hufgestampf.
Immer wilder wogt die Horde,
Roß und Reiter trieft vom Morde.
Aber weh, welch grause Schar!
Körper sinds, der Köpfe bar,
Häupter drob mit grasser Miene,

Opfer all der Guillotine;
Und da viele Millionen,
Halb verweſt, aus fernen Zonen,
In Ägyptens Sand verloren,
Und in Rußlands Eis erfroren.
In den Wolken wogt und kracht
Hundertfache Rieſenſchlacht.
Aber halt, der Hahn, er kräht —
Und der Spuk verweht, vergeht.

(Alles verſchwindet. Luzifer ſteigt mit den Teufeln aus der Erde.)

Luzifer.

Nun, Höllenſöhne, wie ſeit erſter Zeit
Laßt uns Vorkämpfer ſein im Weltenſtreit!
Laßt endlich uns das Weltenſpiel gewinnen,
Aus Nichts geworden, wert, ins Nichts zu rinnen.
So fallt denn, tapfre Freunde der Vernichtung,
Her über dieſe ſchlechte Weltendichtung,
In der ein Gott ſich ſelber träumt,
Ein Wahn, der ſich zu lang verſäumt!
Zerreißt den Wahn von Ehre, Ruhm und Größe,
Öffnet die Augen aller nackten Blöße!
Auf beide Lager gießt das Grauen aus!
Das ſei das Ziel von allem Höllengraus. —
Doch halt, was flammt durch Regenwolkengrauen
Für morgenrötlich Blinken, grell zu ſchauen?

(Die Engel ſenken ſich vom Himmel herab.)

Michael.

Wir ſind es, Luzifer, einſt deine Brüder,
Die mit dir ſangen hehre Schöpfungslieder,
Die mit dir tanzten holden Weltenreihen,
Das Spiel der Welt voll Wonnen einzuweihen,
Das deine Bosheit jämmerlich verdorben.
Doch drum ſei unſer Hoffen nicht erſtorben.
Wir wollen ſelbſt das Böſe noch erheben
Zum Heil, um ihm Erhabenheit zu geben.

So laßt uns, Engel, all der Krieger Seelen,
Unſterblichkeitsgewiß, zu Taten ſtählen!

Raphael.

Wir andern wollen Wunden Heil bereiten,
Die Sterbenden voll Troſt zum Himmel leiten.

Gabriel.

Und ich will mit den andern mich erheben,
Unſchuldige zu ſchützen mich beſtreben.

Luzifer.

Ihr dort, wir hier, ihr rechts, wir links zum Kampfe!
Wir ſehn uns heute noch im Pulverdampfe.
(Alle ab außer Gabriel, der an das Tor des Meierhofes pocht. Es iſt indes Tag geworden)

Gabriel.

Gute Leute, kommt heraus!
Hört den Wandrer vor dem Haus,
Der um Labung bei euch fleht,
Eh er durch die Lande geht,
Und euch Botſchaft bringt gar gerne
Von den Lieben aus der Ferne.
(Der alte Pächter und die Pächterin kommen heraus.)

Pächter.

Guten Morgen, fremder Waller!
Grüß dich Gott, der Vater aller!
Gerne, gerne biet ich dir,
Was ich hab im Hauſe hier.

Pächterin.

Ach, erzähl uns, iſt es wahr,
Hebt ſich neue Kriegsgefahr?

Gabriel.

Wißt ihr nicht, daß Heer auf Heer
Näher zieht wie Sand am Meer?
Unabſehbar wogt und rennt
Regiment an Regiment,

So zu Fuße wie zu Roß
Und das donnernde Geschoß.
Euch zur Linken und zur Rechten
Stehn Franzosen in Gefechten
Gegen Engländer und Preußen,
Die erwarten, daß die Reußen
Und die Österreicher kommen,
Um zu helfen, um zu frommen.
Seht die Dörfer dort in Flammen!
Dort schlug Feind auf Feind zusammen.

Pächterin.

Weh, dort drüben wohnt mir doch
Meine Mutter. Lebt sie noch?

Pächter.

Und dort, wo's nun wütet, sind
Sohn und Tochter mit dem Kind.
Hat denn Gott nicht mehr Erbarmen
Mit den Frommen, mit den Armen?

Gabriel.

Fürchtet nichts! Die Euren leben,
Die durch mich euch Botschaft geben,
Daß ihr schleunig fliehen sollt.
Folgt mir! Ob euch jetzt auch grollt
Das Geschick, Gott hat erhört
Eu'r Gebet. Glaubt unbetört
An mein Wort, das euch verkündet
Neues Heil, von Gott begründet!
Denn die Niedern wird er heben,
Stürzen, die zu hoch aufstreben.
Wie er sprach vor alter Zeit,
Bleibt sein Wort in Ewigkeit.

Pächter.

Ach, muß ich den Hof nun meiden,
Der einst einte unsre beiden

Häuſer, drum zum Unterpfand
Stets „zum ſchönen Bund“ genannt!
Gebe Gott, daß alle Erde
Auch zum ſchönſten Bunde werde!

Gabriel.

Fort! Von dort ſprengt ſchon herbei
Der Franzoſen Reiterei.
Und die ganze Flur wird voll
Von Getümmel wirr und toll.

(Alle drei gehen ab. Kriegeriſche Muſik. Franzöſiſche Truppen. Napoleon mit ſeinem Gefolge.)

Napoleon. Eilen Sie ſchnell zu Marſchall Grouchy und wiederholen Sie ihm die Wichtigkeit meines Befehls. Er ſoll den Fehler von geſtern gut machen und die Preußen hindern, ſich mit Wellingtons Armee zu vereinigen, indem er den geſchlagenen Blücher verfolgt und vernichtet. Ich habe ihm die Entſcheidung in die Hand gegeben. Er ſoll ſeinen neuen Marſchallſtab bewähren. Wir müſſen heut abends über den Trümmern der engliſchen und preußiſchen Armeen in Brüſſel einziehen. — Ich zweifle nicht an Grouchy's Erfolg. Die einzige Furcht, die mich noch bedrückt, iſt, daß Wellington etwa die Schlacht auf der Ebene von Waterloo nicht annehmen wollte. Aber ſieh da, die Sonne von Auſterlitz zerreißt die Wolken, die uns während der grauſen Nacht mit ihrem Grimm überſchüttet haben, und zeigt uns das ganze Schlachtfeld. Ha, in der Tat, dort ſteht die ganze engliſche Armee vor dem Wald aufgeſtellt. Wie unvorſichtig! Wir werden ihr Zentrum durchbrechen, ſie nach rechts und links von der Straße jagen, ihr den Rückzug nach dem Wald abſchneiden, ſie von der preußiſchen Armee trennen und dieſen Herzog es büßen laſſen, daß er es wagt, mir nach der Niederlage ſeines Freundes Blücher hier entgegenzutreten.

Adjutant. Man sagt, daß ihn die Botschaft von der Niederlage Blüchers auf dem Ball in Brüssel traf.

Napoleon. Wir werden ihn auch heute wieder tanzen lassen.

Adjutant. Die Truppen kommen auf dem vom Regen durchweichten Boden nur langsam vorwärts.

Napoleon. Wir haben Zeit bis zum Abend; die Tage sind lang. Wir sind einmal da und wir werden siegen.

Adjutant. Sire, da ziehn die Bataillone mit der Marseillaise auf. Soll ich ihnen das verbieten?

Napoleon. Nein. Ich kann zwar diesen wirren Sang nicht leiden; aber ich muß die neue Revolution walten lassen, die sich seit dem bourbonischen Interregnum wieder entfesselt hat.

(Truppen ziehen singend vorbei.)

Chor.

Wohlauf, des Vaterlandes Mannen!
Der Tag des Ruhmes hat getagt,
Ob wider uns auch der Tyrannen
Blutbanner schreckendrohend ragt.

Die Soldaten (durcheinander zurufend). Es lebe der Kaiser! — Es lebe der General Bonaparte! — Es lebe der kleine Korporal! — Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! — Es lebe die Konstitution! — Bürger General, sei gegrüßt! Wir haben dir schon vor Toulon geholfen und bei Marengo. Wir helfen dir auch heut! — Wir haben dich als guten Jakobiner zum Vertreter der Nation gemacht. Betrüg uns nicht! — Wir haben dich von Elba als Retter der Freiheit geholt! —

Napoleon. Dort bei den Feinden holt euch die Freiheit, Soldaten! Gedenkt der Namen

eurer Regimenter, die ich ihnen gab als Belohnung für Wunder der Tapferkeit! Heut sollt ihr alles übertreffen. Vorwärts, ihr „Unbesieglichen“! Vorwärts, ihr „Schrecklichen“! Vorwärts, ihr „Unvergleichlichen“! Vorwärts, ihr „Einer gegen zehn“!

Chor.

Zum Sieg, zum Siege, auf!
Schließt euren Schlachtenhauf!
Voran, voran! Und euer Blut
Vergießt der Welt zu gut! (Sie ziehen vorbei.)

Napoleon. Diesen Leuten stecken noch immer die Phrasen der Pariser Hohlköpfe im Kopf. Wenn nur die Hauptstadt darüber nicht schwindelig wird! Da kommen gar die alten Föderierten und Nationalgarden aus den Vorstädten von Paris mit ihrem wilden „Ça ira“.

Chor.

Ha, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn!
Die Aristokraten an die Laterne!
Ja, es wird gehn, es wird gehn, es wird gehn;
Die Aristokraten wollen wir hängen sehn.

Soldaten (durcheinander zurufend). Es lebe die Freiheit! — General, führ uns gegen die Tyrannen! — Die ganze Nation ist mit dir, wenn du mit der Nation bist. — Die Nation ist der Kaiser! Sie ist in Insurrektion gegen Europa und unbesiegbar, wenn du's ehrlich meinst. — Sei kein Verräter, wie sie alle waren; Mirabeau, die Girondisten, Danton, Robespierre!

Napoleon. Ich schwöre euch Treue, Bürger. Ihr allein seid meine Familie. Als Soldat und Führer hab' ich alles von euch, vom Volk. Für euch hab ich mich vor einem Jahr geopfert. Für euch kam ich aus Elba. Die Feinde eurer Freiheit sind aber dort bei den Feinden, bei

den Königen, die die Völker unter sich verhandeln wollen. Rächt den Schimpf, den sie euch angetan, im Donnerton der Kanone! Vorwärts!

Chor.

Zerbrecht die Kerker im Saus!
Die Fackel ins Königshaus!
Singen wir die Carmagnole!
Es lebe der Ton, der Donnerton,
Es lebe der Ton der Kanon'!

Napoleon. Vorüber, Gespenster der Revolution! Aber nun erst höre ich den Trompetenruf, der die Freude meiner Seele ist. Die Garde kommt!

Soldaten. Es lebe der Kaiser!

Napoleon. O meine Kinder, seid gegrüßt! Schweigsam und ernst zieht ihr heran. Ihr macht euch nicht durch leere Phrasen lächerlich. Aber eure Heldengröße wird die Bewunderung der Nachwelt sein. Helft mir das Vaterland retten und die Völker Europas von ihren Bedrückern befreien! Reißt dieser heiligen Allianz die Heuchlermaske vom Gesicht! Sie pochen auf die Gewalt; so werfen wir auch das Schwert in die Wagschale des Schicksals! Die Geschichte keines Volks läßt sich vergleichen mit der Heldenzeit, deren Zeugen wir waren. Bei zwanzig verzweifelteren Unternehmungen hat uns das Glück gelächelt. Vertraut meinem Genius, der sich über alle Schwierigkeiten emporschwingt! Wir sind nicht zahlreich genug, all unsere Feinde auf einmal zu schlagen, die unser Frankreich wie eine Kette umfassen wollen. Doch gut, wir schlagen sie einzeln, die Preußen gestern, heute die Engländer, morgen und übermorgen die Österreicher und die Russen. Wir waren bisher nach unseren Siegen zu großmütig. Wir glaubten den Schwüren der verschonten Gegner. Aber sie sollen nun endlich ihr Grab finden! (Die Garde zieht vorüber.)

Chor.

Der Sieg mit frohem Sang eröffnet uns die Tore,
Die Freiheit leitet unsern Gang.
Vom Norden bis zum Süd im Kriegstrompetenchore
Erschallt der Kampfesstunde Klang.
Erzittert, Frankreichs Feinde, bebet,
Berauscht von Hochmut und von Blut!
Seht, wie das Volk sich kühn erhebet!
Sinkt hin ins Grab, Tyrannenbrut!

Napoleon. Wellington hat die Höhen vor uns besetzt; aber wir werden ihn durch drei Angriffe zu gleicher Zeit verjagen. Kellermann wird da links das Schloß Hougomont erobern. Zur Rechten wird Graf d'Erlon das Dorf Mont-Saint-Jean den Feinden entreißen. Sie, Marschall Ney, werden gerade vor uns das Zentrum angreifen. Ich bleibe hier bei diesem Meierhof, von wo ich das ganze Schlachtfeld übersehe und meine Reserven an die bedrohten Punkte führen kann.

Zwei Adjutanten. Unsere Braven besetzen das Wäldchen von Hougomont. — Aber die Engländer entreißen es ihnen wieder. — Sie begreifen den Wert der Stellung. — Wieder rücken die Unseren vor. — Die Engländer wehren das stark befestigte Schloß.

Napoleon. Man soll es durch eine Haubitzenbatterie in Brand schießen.

Die Adjutanten. Zur Rechten fegt unsere Artillerie die Höhen von Mont-Saint-Jean. — Unsere Truppen steigen unter dem Donner der Kanonen in den Talgrund hinab und erklimmen den jenseitigen Höhenrand. — Aber die Briten werfen sie zurück und verfolgen sie. — Ha, unsere Reiterei fällt auf sie ein und zerstreut die Angreifer.

Napoleon. Ney soll nun endlich von der Mitte den Massenangriff der Kürassiere an-

ordnen! Grouchy muß jeden Augenblick zurückkommen.

Adjutanten. Was sind das für neue Truppen auf der Rechten? — Das ist gewiß Grouchy. Er muß den Kanonendonner gehört haben. — Hier wird ein gefangener feindlicher Bote gebracht, mit einem Brief.

Napoleon. Laßt sehn! Ha, von Blücher an Wellington! Er meldet, daß er mit dreißigtausend frischen Mannen zu Hilfe kommt. Gut. Aber wo bleibt Grouchy? Er muß ihm doch auf den Fersen sein. Er wird die Preußen so lange beschäftigen, bis ich hier mit den Engländern fertig bin. Indessen soll ein Teil der Reserven ihnen entgegentreten. Wir werden ja bald entlastet werden. Kuriere an Grouchy! Er soll eilen! Es gilt! Ney soll vorrücken! Vorrücken! Alle Feuer auf die englische Mitte.

Adjutanten. Seht, Wellington zieht seine arg verbrannten Truppen hinter die Hügel zurück. — Die Unseren gehen vor. Achtzig Feuerschlünde sekundieren ihnen. — Hei, die britischen Reiter wagen sich doch noch vor; sie bringen unsre Infanterie im Hohlweg zum Purzeln.

Napoleon. Milhaud mit seinen Kürassieren vor!

Die Adjutanten. Die werden die Ordnung bald wieder herstellen. — Der Feind flieht in Unordnung, niedergeworfen von unsern Reitern.

Napoleon. Meine Herren, die Schlacht ist gewonnen, wenn Grouchy, wie es zweifellos ist, sich einstellt.

Adjutant. Aber sind das nicht die Preußen, die sich dort auf der Rechten vor dem Wald zeigen? Und von Grouchy ist nichts zu sehen und zu hören.

Napoleon. Umso rascher müssen wir das Zentrum der Engländer eindrücken. Seht, Ney

krönt schon die Hohen mit den Seinen. Dies entscheidet. Der Graf von Valmy soll die Bewegung mit seinen Kürassieren unterstützen.

Die Adjutanten. Alles rückt vor, von unwiderstehlichem Drang erfaßt. — Auch die Division Guyots! Ist das gut?

Napoleon. Ohne Befehl? Man rufe sie zurück! Es ist die Reserve der Garde.

Die Adjutanten. Sie hören nicht und sind schon zu weit. Der Ansturm der schweren Kavallerie ist furchtbar. — Auch Milhaud sammelt aufs neue seine Reiter. Alles stürzt sich auf das Plateau, dessen Besetzung den Sieg entscheiden soll. — Vergebens formt die englische Infanterie Vierecke; sie werden gesprengt und zerstreut. — Wellington ist geschlagen! Die Straße nach Brüssel ist schon voll von Flüchtlingen und Kriegszeug. Sie suchen Schutz im Wald. Umgestürzte Wagen, Unordnung allerseits!

Napoleon. Was ist das für ein Lärm zu unserer Rechten?

Adjutanten. Es ist fast in unserm Rücken, Sire. — Das wird Grouchy sein. — Ein Bote, Sire!

Napoleon. Mit einem Brief von Grouchy. Er sei meinem Befehl gemäß auf den Spuren Blüchers marschiert, habe sie aber verloren und wolle nun Brüssel bedrohen. Der Tor, er wird dort nur die Kinder schrecken.

Adjutanten. Das ist Verrat! — Oder Feigheit!

Napoleon. Nein, bloße Dummheit. Der Mensch kann sich nicht vorstellen, was hier vorgeht. Blücher ist ihm entschlüpft. Er kommt. Das dort ist in der Tat seine Armee, die uns in der Flanke packt. Lassen Sie uns kaltes Blut bewahren, meine Herren, und eine doppelte Schlachtreihe dem ver-

doppelten Feind entgegenstellen. Die Garden vor! Was ist das für eine Bewegung?

Adjutant. Die Unsern müssen auch schon den neuen Feind gesehen haben; sie ziehen sich erschreckt zurück. Die Engländer gewinnen neuen Mut und rücken vor.

Napoleon. Nun, meine Herren, geht uns die Sache nah. Die Degen heraus! Vorwärts mit den letzten Reserven! Der Heldenmut entscheide! Noch ist nichts verloren.

Flüchtige Soldaten. Alles verloren! Rette sich, wer kann! Wir sind verraten!

Napoleon. Zurück in den Kampf, Verräter!

Soldaten. Wir haben kein Pulver mehr. — Hier ist nichts zu tun. Nach Paris, die Freiheit zu retten, und den General anzuklagen, der uns verraten hat!

Napoleon. Die Schurken und Tröpfe! So bleibt mir nichts übrig, als hier zu sterben?

Adjutant. Nein, Sire, Sie müssen sich und Frankreich retten! Nicht Sie haben die Schlacht verloren, sondern die Torheit Ihrer Diener und das Ungeschick des Zufalls. Aber Ihr Genius kann noch den Verlust ersetzen.

Napoleon. Wohlauf, nach Paris, um Frankreich zu retten, die Wirkung dieser Niederlage abzulenken und die Meuterer einzuschüchtern! Dann komm ich mit neuen Kräften zu neuer Entscheidung.

Adjutant. Fort! Die Schlachtmusik der Briten kommt immer näher. Sie wollen uns umzingeln. Fort, Sire!

(Napoleon mit den Seinen ab. Von der anderen Seite stürmen die Engländer heran.)

Chor.

Die Duncans kommen, die Donalds kommen,
Die Collins kommen, die Ronalds kommen,
Es kommen die Douglas und Mac Gregore
Mit kurzem Schwert und langem Rohre.
Die Camerons kommen, die Gordons kommen,
Die stolzen Söhne des Nordens kommen,
Es kommen die Enkel der alten Thane,
Die Crabies und die Mac-Farlane.
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Wellington. Hieher, tapfere Engländer und Schotten! Hier laßt uns den deutschen Brüdern die Hand reichen! Dort kommt schon Blücher. Ich eile ihm entgegen. Hört seine Trompeten schmettern! (Er geht ab. Man hört die Preußen sich nahern.)

Chor.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus.
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwingt so schneidig sein blitzendes Schwert.
Juchheirassassa! Und die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig, sie rufen Hurra!

(Blücher kommt mit Wellington.)

Blücher. Hurra! Nun, Herr Herzog, hab ich Wort gehalten? Bin ich nicht zur rechten Zeit gekommen?

Wellington. Es war die höchste Zeit, Graf Blücher! Ihrem Eingreifen danken wir den Sieg. Nun gilt es, ihn auszunützen.

Blücher. Das überlassen Sie uns Preußen! Sie haben eine lange Tagesarbeit hinter sich. Wir, die wir nur den Abend begannen, können noch die Verfolgung weiter fortsetzen.

Wellington. Dann auf Wiedersehen in Paris! Dieser Ort hier heißt „Zum schönen Bunde".

Möge es ein heiliger Bund werden, den wir hier mit Blut eingeweiht haben.

Blücher. Und mögen andere nicht verderben, was wir hier zu Europas Heile geleistet haben. Wir haben unsern Völkern die Freiheit, den Frieden erstritten, Gott zum Ruhme. Laßt unser Dankgebet über die Welt hinrauschen, das deutsche Wort der britischen Weise vermählend!

Chor.

Gott Vater, dir zum Ruhm
Flamm' Deutschlands Heldentum
In uns aufs neu!
Neu wird das alte Land,
Wachsend wie Feuerbrand
Gott, Freiheit, Vaterland,
Altdeutsche Treu!

6.

Paris. Elysee-Palast.

1. Juli 1815.

(Napoleon und Caulaincourt.)

Napoleon. Ja mein treuer Caulaincourt, die Armee hat Wunder der Tapferkeit getan; aber meine Marschälle sind nicht mehr die Männer, die einst voll Jugendkraft und Ehrgeiz großmütig ihr Leben aufs Spiel setzten, damals, als sie noch arm waren. Der eine ist zwischen zwei Heersäulen untätig hin und hergegangen, der andere hat wie ein Narr meine Reiterei niedermetzeln lassen, der dritte hat mir verhehlt, wo er stehe. Als ein panischer Schrecken durch die unvermutete Ankunft Blüchers entstand, warf ich mich vergebens den Fliehenden entgegen. Im Lärm des Getümmels hörte man nicht mehr meine Stimme; in der

Finsternis der hereinbrechenden Nacht sah man mich nicht mehr. Der Tod wollte mich nicht haben, der Tod, der rechts und links von mir die Freunde zu Boden riß.

Caulaincourt. Wie furchtbar diese Enttäuschung! Paris war noch voll von Jubel über Ihren ersten Sieg bei Ligny.

Napoleon. Ach, ich bin müde bis zum Tod. Ich kann nicht mehr. Ich ersticke. Aber ich darf nicht ruhen. Noch ist nicht alles verloren. Ich habe schon wieder den Plan zu einer neuen Heeressammlung, zu einem neuen Krieg. Die Russen und Österreicher sind ja noch weit.

Caulaincourt. Die Nachricht von Ihrer Niederlage hat die Gemüter sehr erregt. Die Stimmung der Abgeordneten scheint feindseliger denn je.

Napoleon. Und dennoch will ich mich geradewegs und ohne Verzug in den Schoß der Nationalversammlung begeben, frei und offen meine Unfälle eingestehn und mich, wie es Philipp August tat, erbieten, als Soldat zu sterben und die Krone dem Würdigsten zu übergeben.

Caulaincourt. Ach, wir leben nicht mehr in der Zeit, da das Unglück eine heilige Sache war. Die Kammer wird Ihnen nicht helfen. Man wird sich durch Ihre Aufopferung zu retten suchen.

Napoleon. Nun, dann will ich die Kammer auflösen. Ich weiß, ich habe Lafayette und andere Theoretiker der Revolution gegen mich. Ich stehe ihnen im Weg. Aber meine Gegenwart wird sie in Zaum halten. Ich habe zur Rettung des Vaterlandes eine große Gewalt, eine einstweilige Diktatur nötig, und ich werde auch immer der Abgott des Volks und der Armee sein. Der Patriotismus der Nation, der Haß gegen die Bourbonen gewähren mir unermeßliche Hilfsmittel. Ha, da kommt

Lafayette an der Spitze der Abgeordneten! Was bringen Sie?

Lafayette. Die Repräsentantenkammer hat eben den Beschluß gefaßt, daß jeder Versuch, sie aufzulösen, ein Hochverrat ist, und daß jeder, der sich dessen schuldig macht, sogleich geächtet sei.

Napoleon. Und das wagen Sie mir zu sagen? Dies ist eine Anmaßung der obersten Gewalt gegen mich und gegen mein Recht. Sie wollen Frankreich zu Grunde richten! Sagen Sie der Kammer, ich sei zurückgekehrt und die Armee sammle sich wieder. Sie, Marquis Lafayette, erscheinen heut als ein Gespenst aus überwundenen Zeiten, als ob Sie den Hof Ludwigs des Sechzehnten vor sich, die Girondisten und Jakobiner hinter sich hätten. Sie haben ein ganzes Jahrhundert verschlafen, in den Kerkern von Olmütz, aus denen ich sie befreite, nachdem Frankreich Sie zum Rebellen erklärt hatte.

Lafayette. Ich verkenne nicht Ihre Verdienste. Aber vergessen auch Sie nicht, was man für Sie tat! Dafür zeugen die Gebeine unserer Kinder, unserer Brüder im Sande Afrikas, an den Ufern des Tajo und in den Eisfeldern Moskoviens. Mehr als drei Millionen sind umgekommen für den Mann, der uns noch jetzt gegen ganz Europa hetzen will. Wir haben genug für ihn getan; jetzt ist es unsre Pflicht, das Vaterland zu retten. Zwischen Frankreich und dem Frieden steht nur ein Mann. Das sind Sie. Ihre Tage sind vorbei. Auch Sie haben die Zeit verträumt. Sie haben keine Siege mehr hinter sich, sondern Niederlagen. Sie haben ganz Europa in festestem Bunde vor sich; und Sie sind es, der diesen Bund gegen sich geschmiedet hat.

Napoleon. Mich ekelt dies Treiben. Mir gilt nun alles gleich. Es war nie meine Absicht, die Abdankung zu verweigern. Ich war Soldat

und werde es wieder sein. Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu verfechten, rechnete ich auf die Einigkeit aller. Ich sehe, die Umstände haben sich verändert. Nun gut, ich biete mich dem Haß der Feinde Frankreichs zum Opfer dar. Sie erklären, bloß meiner Person zuleibe gehen zu wollen. Wohlan, sie mögen zeigen, daß sie es ehrlich meinen. Die Bourbonen sind durch die Erfahrungen des letzten Jahres für immer gerichtet. Ich trete ab, indem ich meinen Sohn zum Kaiser der Franzosen erkläre. Dies ist die einzige Lösung, wenn Sie Frankreich nicht ohne staatliches Dasein lassen wollen. (Er geht ab.)

Caulaincourt. Wohlan, meine Herren, so lassen Sie uns Napoleon den Zweiten zum Kaiser ausrufen!

Fouché. Wo denken Sie hin, bester Mann? Vorläufig regieren wir einmal so fort im Namen des französischen Volkes. Das andere ist gleichgültig und wird sich schon noch mit der Zeit von selber finden.

7.

Malmaison. Gartensaal.

2. Juli 1815.

(Napoleon, Hortense, Caulaincourt.)

Napoleon. Ihr wundert euch über diese Papiere mit den roten und blauen Stecknadeln? Das sind Franzosen, Engländer und Preußen. Ich war eben damit beschäftigt, meine letzten Schlachten nochmals zu schlagen und zu versuchen, ob sie nicht doch zu gewinnen waren.

Caulaincourt. Sire, die Philosophen sagen, daß es zwecklos sei, über das Vergangene zu grübeln.

Napoleon. Sie haben Recht, Caulaincourt. Nur die Gegenwart gehört uns und die wollen wir noch völlig ausnützen. Glaube nicht, liebe Hortenſe, daß ich mutlos und verzweifelt ſei! Ja, in Paris, da war ich müde und gebrochen von den furchtbaren Aufregungen der letzten Tage. Da warf ich ihnen endlich alles vor die Füße. Hier aber in Malmaiſon, im Zauber dieſer ländlichen Natur bin ich wieder geſund, ſtark und mutig.

Hortenſe. Du tuſt recht, teurer Vater, dich hier an den Erinnerungen der Vergangenheit wieder aufzurichten, hier, wo du mit meiner Mutter die ſchönſten, heiterſten Tage verlebt haſt.

Napoleon. Ja, das war eine ſchöne Zeit, als erſter Konſul, im frohen Genuß der neuen Macht, an der Seite der liebenden Joſephine, im Verkehr mit Freunden, in harmloſem Spiel mit ſchönen Frauen. Aber wir haben ſeitdem größeres erlebt und getan — ach, und auch erlitten. Hier ſtarb Joſephine. Ein Glück für ſie, daß ſie nicht unſern zweiten Sturz erleben mußte! Ihr blieb ein großer Schmerz erſpart. Aber kommt, meine Freunde! Laßt uns in den Park gehn und dort die Pflanzungen beſichtigen, die ich damals anlegte. Sie müſſen ſeitdem ſchon gediehen ſein. Laßt uns den Cincinnatus ſpielen! Vielleicht wird man mich auch, wie einſt den Cincinnatus vom Pflug, ſo hier von meinen Pflanzungen rufen. Aber hört, was iſt das? Kanonendonner aus der Ferne? Ha, die franzöſiſche Armee ſchlägt ſich mit den Preußen. Ach, könnte ich zu meinen Soldaten eilen! Nicht um mich wieder der Gewalt zu bemächtigen. Ich will nur den Feind ſchlagen, ihn aus Frankreich vertreiben. Ich will der Regierung meine Dienſte anbieten. Ich darf mich noch immer als den erſten Soldaten des Vaterlands betrachten.

Caulaincourt. Hier kommt Carnot. Sie können mit ihm darüber sprechen. (Carnot kommt.)

Napoleon. Seien Sie gegrüßt, Carnot! Die alten Zeiten wiederholen sich. Sie, einst Mitglied des Direktoriums und Organisator der Verteidigung, sind nun beides wieder. Aber Sie irren sich, wenn Sie meine Taten etwa nur als eine Episode in Ihrer Tätigkeit betrachten wollten. Sie kommen wohl, mich an die Spitze des Heeres zu rufen, in gleicher Weise, wie es das Direktorium vor Zeiten tat?

Carnot. Ich sprach allerdings darüber mit Fouché, dem Mitglied der provisorischen Regierung. Aber ich mag seine höhnende Antwort nicht wiederholen.

Napoleon. Nur zu, Freund!

Carnot. Er meinte, als Kaiser kann er uns nicht mehr helfen, und zum Korporal wird er schon zu dick.

Napoleon. Wozu kommen Sie dann zu mir?

Carnot. Sie zu beschwören, alsbald abzureisen. Es ist die Forderung der Regierung, die sonst keine Aussicht hat, den Frieden zu erhalten.

Napoleon. Also man will sich ganz von mir befreien? Ich bin euch lästig geworden? Ich schade dem glücklichen Erfolg eurer Verhandlungen? Ihr wollt nichts mehr von mir wissen? Ich soll mich fortpacken? Und wenn ich nicht sogleich abreise, wollt ihr mich verhaften lassen? Ja, Sie selber sind vielleicht abgeschickt, mich zu verhaften?

Carnot. Nicht ich; aber Ihre Marschälle drohen dergleichen.

Napoleon. Jene, die noch vor acht Tagen auf den Knien vor mir lagen, wagen jetzt eine solche Sprache zu führen? Warum lasse ich denn diese Leute regieren, die alles verderben? Ich habe nur

deshalb abgedankt, um Frankreich zu retten und den Thron meinem Sohne zu bewahren unter Leitung seiner Mutter.

Carnot. Österreich erkennt ihn nicht als Ihren Sohn an. Die volle Gültigkeit der Ehe wird angezweifelt. Er soll nicht einmal Erzherzog genannt werden, sondern nur Herzog von Reichstadt.

Napoleon. Nun, wenn alles verloren gehen soll, so will ich es doch lieber auf dem Schlachtfeld verlieren als hier. Ich will nach Paris, mich den Soldaten in die Arme werfen, und entweder die Ausländer zu Boden schmettern oder mich töten lassen.

Carnot. Was denken Sie? Die Armee ist nicht mehr in Paris. Marschall Davoust hat sie hinter die Loire zurückgezogen. Man wirft ihm vor, daß er zwei Millionen dafür bekommen habe.

Napoleon. Also fort, meine Freunde! Ich sehe, ich muß nachgeben.

Hortense. Wohin?

Napoleon. Wohin uns die Geschicke führen. Es gilt ja gleich. Ich habe keinen Sohn, keine Gattin mehr.

8.

Schönbrunn. Saal.

Kammerfrau (stürzt herein) Nein, das ist nicht mehr auszuhalten. Wo ist die Kaiserin? Ah, Majestät, Sie kommen in höchster Not zu Hilfe.

Kaiserin Ludovica (kommt) Was gibt es? Ist jemand krank?

Kammerfrau. Nein, oder ja. Die Kaiserin der Franzosen, denn ich glaube, so muß man Ihre Hoheit, die Erzherzogin Marie Louise, doch noch immer nennen, ist fast von Sinnen. Sie

will Schönbrunn augenblicklich verlassen mit dem kleinen Prinzen, dem König von Rom, oder Herzog von Reichstadt, wie er jetzt heißt.

Kaiserin. Ja, warum denn?

Kammerfrau. Sie hat Nachrichten aus Frankreich erhalten, die sie so aufgeregt haben. Der Kaiser Napoleon oder General Bonaparte, ich weiß nicht, wie man jetzt zu sagen hat, ihr Gemahl, das heißt, ich glaube wenigstens, daß sie seine Gemahlin ist oder war, er soll in der höchsten Gefahr sein, von den Engländern gefangen, vielleicht getötet zu werden. Sie will zu ihm, sie will ihn schützen, sie will sein Los teilen, sie will ihn wieder zum Kaiser machen.

Kaiserin. Laß mich zu ihr! Ich will ihr zusprechen. Wie das nur auf einmal so kam? Sie zeigte sich doch bis jetzt so gefaßt.

Kammerfrau. O nein, seit sie von Frankreich zurück ist, da ist sie ganz wie ausgewechselt, gar nicht wieder zu erkennen. Gott, was war das früher für ein liebes Geschöpf, so leutselig und zutraulich mit jedermann.

Kaiserin. Sie ist sich gleich geblieben. Nur ihre großen Sorgen haben sie scheu gemacht.

Kammerfrau. Und wie hat sich ihre Sprache geändert! Als junge Erzherzogin hat sie das schönste Wienerisch gesprochen wie wir alle, wie Kaiser und Kutscher, wie die hochselige Kaiserin Maria Theresia, die ich noch selber hab reden hören. Es sind ja erst fünfunddreißig Jahre her, seitdem sie verschieden ist.

Kaiserin. Louisens Herz ist noch gut österreichisch geblieben.

Kammerfrau. O nein, das ist auch ganz französisch geworden. Alles ist ihr hier zu schlecht: Schönbrunn, Hetzendorf, Laxenburg, der Prater, das ist alles gar nichts. Da heißt es nur immer:

die Tuilerien, Versailles, das ist etwas, das ist vornehm. Und erst wir armen Menschen! Aber da kommt sie. Ich will ihr lieber aus dem Weg gehen.

(Ab.)

Marie Louise (kommt). Bin ich denn hier gefangen? Gehorcht man mir nicht mehr? Ich habe Befehl gegeben, meine Sachen einzupacken und den Reisewagen bereit zu halten. Die Diener starren mich aber alle unverschämt an und tun, als verstünden sie mich nicht. Aber ich will nach Frankreich, zu meiner Pflicht, zu meinem Gatten. O hätte ich ihn nie verlassen! Aber man hat mich listig von ihm getrennt.

Kaiserin. Du wirst ungerecht, meine liebe Tochter und Freundin. Du vergissest ganz, daß er sich selber von dir trennte, als er in den Krieg zog. Dich und uns trifft keine Schuld. Wer konnte damals erkennen, wie weit es ginge?

M. Louise. Vergib, Mutter! Ach, seit diesem Zusammenbruch ist meine Seele voll Verbitterung. Ich habe in so viele treulose Gesichter sehen müssen, daß ich gar keine Gesichter mehr sehen will. Ja, ich bin eine Menschenfeindin geworden, eine Feindin des Lebens. Mir ist alles schal und ekel geworden. Die Erinnerung an Frankreich, an die glückliche, glanzvolle Zeit, an den strahlenden Ruhm an der Seite meines großen, geliebten Gemahls, das ist das einzige geblieben, das man mir nicht rauben kann, so schrecklich auch der Abstand meiner gegenwärtigen Lage ist.

Kaiserin. Auch du hinterlässest ein schönes Angedenken. Du hast deine Pflicht erfüllt, hast dich als gehorsame Tochter, als treue Gattin, als zärtliche Mutter gezeigt. Deine Herrschaft war wohl von kurzer Dauer, aber du hast sie in vollem Maße genossen. Du sahst den Erdball zu deinen Füßen.

M. Louise. Kann ich es vergessen, daß ihr mir diese Stelle genommen, nachdem ihr sie mir aufgedrungen?

Kaiserin. Dein Vater mußte den Geboten der Politik und seinen Verbündeten folgen.

M. Louise. Gut, aber warum sich zum zweitenmal in die Angelegenheiten Frankreichs mischen, da es dem Kaiser zujubelte, als er ohne Schwertstreich sein altes Recht eroberte und von Elba auszog, um sich nicht nur Thron und Szepter, sondern auch Weib und Kind zurückzuerobern, die man ihm gegen alles Recht raubte!

Kaiserin. Du weißt, warum du nicht zu ihm konntest.

M. Louise. Ja, man versuchte Mißtrauen zwischen den Gatten zu säen: Napoleon hätte mich nur aus Politik gewählt, mich nie geliebt, seine alten Verbindungen aufrecht erhalten. Ach, ich weiß es am besten, wie er mich liebte. Warum soll ich noch bei seinem Leben getrennt von ihm hier als Witwe trauern? War die Vermählung etwa nur ein Schein, eine Zeremonie? Bin ich nicht seine rechte Gattin geworden, wie mir manche Andeutungen zu verraten scheinen?

Kaiserin. O meine Louise, beruhige dich! Dein Kind kommt. (Der kleine Herzog v. Reichstadt kommt.)

Reichstadt. Mama, wann fahren wir denn? Ist der Wagen noch nicht da? Ich bin schon bereit. Hier in dieser Schachtel sind meine Soldaten und Kanonen.

M. Louise. Armes Kind, das sind auch alle unsre Heeresmächte, die uns noch zur Gewinnung unseres Rechts zur Verfügung stehen.

Reichstadt. So gehn wir doch! Hier gefällt mirs nicht. Bin ich denn nicht mehr König wie in Paris, weil ich keine Pagen mehr habe?

Kaiserin. Geduld, mein Kind; du wirst noch einst ein Held werden. Geh nur hinein, packe deine Soldaten wieder aus und spiele weiter mit ihnen!

Reichstadt. Gut, ich werde mit ihnen eine große Schlacht gewinnen! (Er läuft davon.)

M. Louise. Ah, da kommt mein Oheim Erzherzog Karl. Ihn will ich fragen —

Erzherzog Karl. Was gibt es? Alles verstört, im Vorsaal, auf den Stiegen!

Kaiserin. Marie Louise will zu Napoleon; ich versuche es ihr vergebens auszureden.

Erzherzog Karl. Teuerste Nichte, höre mich an. Du kannst nicht zu Napoleon zurückkehren, den ich, sein Nebenbuhler, gewiß so hoch schätze wie nur einer. Als wir dich ihm zur Gattin gaben, war es nicht nur die Furcht vor dem Übergewaltigen, es war auch die Hoffnung, auf diese Weise das Neue mit dem Alten zu verbinden und so dauernde Verhältnisse zu schaffen. Aber er hat sich seinen Untergang selber bereitet, er zerstörte selber dies Band, das ihn allein retten konnte. Drei und viermal boten wir ihm den vollen aufrichtigen Frieden. Er hatte aber das Verständnis seiner Lage verloren. Er forderte immer viel mehr, als dieser Lage entsprach. Er selber brachte sich so um sein Reich, um seine Gattin, um seinen Sohn. Er hat nun durch sein Entweichen aus Elba wieder das Friedenswerk des Kongresses gestört und sich gerade dadurch außerhalb des Gesetzes gestellt. Man könnte ihn kriegsrechtlich erschießen lassen, wenn nicht die Rücksicht auf seine Verbindung mit dir wäre. Denk nicht mehr an ihn! Er ist tot für die Welt, für dich, für deinen Sohn. Ja, mehr als tot.

M. Louise. Nun, dann wißt ihr auch, was ihr aus mir gemacht habt!

Erzherzog Karl. Dulde, wie wir alle dulden mußten! Sieh, ein furchtbarer Sturm ist über die Welt gegangen, ein Gottesgericht, das manches Hohe erniedrigt, manches Niedrige erhöht hat. Eine neue Zeit ist daraus hervorgegangen. Eine Revolution des Geistes ist hereingebrochen. Was da heilig und edel, echt und ewig ist, mußte sich dieser Umwälzung gegenüber bewähren oder zu Grunde gehen.

M. Louise. Was sollen diese hohen Worte mir, der Niedergetretenen? Können sie mir helfen?

Herzog von Reichstadt (kommt) Mama, ich habe gesiegt. Komm nur und sieh, wie meine Kanonen alle Feinde niedergeschossen haben.

M. Louise. Ja, mein Kind, ich komme zu dir, das Kaisertum der Welt mit deinem Spielzeug zu vertauschen. (Sie geht mit dem Kind.)

Kaiserin. Wie traurig geht das alles aus für die arme Louise!

Erzherzog Karl. Das Ärgste durfte ich ihr nicht sagen, um sie nicht noch mehr aufzuregen. Aber komm zu ihr; wir müssen sie doch zu trösten suchen.

9.

Rhede von Rochefort.

3. Juli 1815.

(Ein alter Fischer und sein junger Sohn.)

Fischersohn. Es ist doch ein recht erbärmliches Leben, Vater, das wir hier führen. Da sagt man immer, wir seien die große Nation; aber wir dürfen mit unsern Fischerboten nicht eine halbe Meile vom Land kommen, so werden wir von den Engländern weggekapert wie kleine Fische von den großen.

Fischer. So ist es einmal in der Welt. Die kleinen Fische sind schon daran gewöhnt. Sie sterben doch nicht aus. Sie haben ja dafür den Vorteil, daß sie durch die Maschen unseres Netzes durchschlüpfen können. Die großen Fische bleiben hängen.

Sohn. So scheint es jetzt auch mit dem Kaiser Napoleon zu gehn. Möchte nicht in seiner Haut stecken.

Fischer. In Gottes Kramladen ist alles feil, muß aber ordentlich bezahlt werden. Napoleon hat sich seine Größe auch teuer erkauft.

Sohn. Nun dann sollte er ihrer auch sicher sein.

Fischer. Der liebe Gott hat wohl neulich in seinem großen Schuldbuch nachgesehn und gefunden, dieser Napoleon habe doch ein gutes Stück zu viel bekommen. Da muß er nun nachzahlen. Das ist freilich bitter.

Sohn. Ich möchte mir doch auch in Gottes Kramladen einmal so ein Kaisertum kaufen.

Fischer. Dummer Junge, da hättest du aber schon früher dazusehen müssen, hättest gleich anfangs dich weniger faul zum Lesen und Rechnen anschicken sollen.

Sohn. Ei, dann ist es doch kein Handel für mich. Hab mich nie anstrengen wollen und will es auch in Zukunft nicht. Hab ja jeden Tag mein Stück Brot. Was brauch ich da mit Müh und Not Kaiser sein?

Fischer. So, wenn du dein Stück Brot heut haben willst, dann heißts, bald hinaus und einen Fisch fangen! Hilf mir das Boot ins Meer schieben!

Chorgesang (aus der Ferne)

Von dem Berge zu den Hügeln,
Nieder ab das Tal entlang,

Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sichs wie Gesang.
Auch dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Fischer. Was ist denn das?

Sohn. Das sind deutsche Auswanderer, die nach Amerika wollen. Ich hab sie gestern abends in Rochefort gesehen, als ich mit meinen Freunden durch die Straßen schlenderte.

Fischer. Nun, die können wohl durchkommen, da die Deutschen mit den Engländern im Bunde sind. Sie werden wohl mit dem Amerikaner dort fahren.

Sohn. Da möcht' ich auch mit.

Fischer. Solche Faullenzer können sie drüben nicht brauchen. Vorwärts an die Arbeit! Daß dich! (Sie fahren mit dem Boot ab. Die Auswanderer kommen singend. Wilhelm und Hermann.)

Chor.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los:
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Dazu ist die Welt so groß.

Wilhelm. Wir müssen Abschied nehmen, teure Freunde, wir, die wir uns zur Fahrt entschlossen haben, ihr, die ihr bleibt und uns von ferne treulich bis an den Strand her das Geleite gabt.

Hermann. Bedenkt euch noch einmal! Wollt ihr nicht bleiben? Das Vaterland beut euch genug des Wirkens.

Wilhelm. Ich lobe euer Ziel, da ihr zuhause die Wunden heilen wollt, die lange Kriege uns schlugen durch den Unverstand der Völker und Könige in diesen Schreckenszeiten. Lehrjahre voll der Leiden waren dies für ganz Europa, für das deutsche Volk zuvörderst. Alle haben wir gefehlt. In harter Schule sind wir reif geworden, Gesellen, und zu Wanderjahren fertig. Welch würdigeres Ziel der Wandrung böte sich uns als dies Amerika, die neue wachsende Welt, von allem Moder frei, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Wir wollen drüben eifrig all das suchen, wozu sich diese alte Welt nur schwer verstehen kann und will. Doch nicht für immer bleibt unser Bund dort; nein, in solcher Schule bereichert durch Erfahrung und Besitz, werden wir wiederkehren und die Früchte der Lehren unserm Vaterlande reichen.

Hermann. Uns erscheint es dann um so höhre Pflicht, hier auszuharren und an der Zukunft unsres Volks zu bauen.

Der Arbeit ist genug im Lande da:
Hier oder nirgends ist Amerika
Für den, der unverdrossen, treu und still
Am Bau der großen Zukunft wirken will.
Und kommt ihr einst aus fernem Land zurück,
Und bringt ihr dann ein neues, höhres Glück,
Dann werden uns und aller Welt zum Frommen
Des deutschen Volkes Meisterjahre kommen.

Wilhelm.

Leb wohl! So sei es. Kommt; wir müssen gehn.
Dort harrt das Schiff.

Hermann.

Lebt wohl, auf Wiedersehn!
Uns hält vereint dasselbe Erdenrund,
Und einst erneuern wir den heilgen Bund.
Euch mag Amerika Großdeutschland sein,

Uns ſchließe Deutſchland ganze Welten ein.
So iſt es eins, ob wir hier gehen, bleiben,
Eins, wenn wir es im höchſten Sinne treiben.
(Sie gehen ab unter folgendem)

Chorgeſang.

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sei fortan dem Tüchtigen gleich.
Wo wir Nützliches betreiben,
Iſt der werteſte Bereich.
Hier zu folgen, wird ein Leichtes.
Wer gehorchet, der erreicht es.
Heil dem ganzen Vaterland!
Heil dem Führer, Heil dem Band!

(Napoleon kommt mit Bertrand und Las Caſes.)

Napoleon. Nun gut, man ſoll keine Klage, keinen Vorwurf von mir darüber hören, obwohl ich denke, daß die proviſoriſche Regierung von mir den ſchlechteſten Gebrauch macht. Sie mißkennt den Geiſt der Dinge. Sie hat ſich zu ſehr beeilt, mich von Paris zu entfernen. Hätte man meine letzten Vorſchläge angenommen, ſo hätte alles ein anderes Anſehen erhalten.

Bertrand. Sire, ich höre ſoeben, daß ſich hier auf der Rhede von Rochefort ein amerikaniſches Schiff befindet, das Auswanderer nach der neuen Welt hinüberſchifft. Man ladet Sie ein, ſich ihnen anzuſchließen. Der Kapitän läßt Ihnen ſagen, er freue ſich und ſei ſtolz darauf, Sie den Verfolgungen Ihrer Feinde entziehen zu können. Er will Sie in ſeinem Schiff ſo verbergen, daß die Engländer, die da draußen vor der Rhede kreuzen, Sie gewiß nicht finden ſollen.

Napoleon. Und wenn ſie mich doch fänden? In weiß Gott welchem Verſteck? Nein, mein Freund, ich will mich nicht lächerlich machen. Ich danke den guten Leuten für ihr Anerbieten.

Las Cases. Was soll aber sonst geschehen?

Napoleon. Mir geht noch ein Gedanke im Kopf herum, eh ich auf alles verzichte. Man hat mir auf dem Wege hieher den Wunsch der hinter die Loire ziehenden Armee überbracht, mich doch an ihre Spitze zu stellen und das Glück im Kampf gegen die Feinde noch einmal zu versuchen.

Las Cases. Wenn Sie aber jetzt, nachdem Sie die gesetzliche Gewalt förmlich aufgegeben haben, verunglücken sollten, könnte man Sie als Rebellen behandeln und erschießen lassen. Nein, Sire, ich bitte Sie dringend, jede Zögerung aufzugeben. Jede verfließende Stunde mehrt die Gefahr. Die provisorische Regierung hat nicht lange mehr zu leben und die neue Regierung der Bourbonen wird strenger sein.

Napoleon. Was fährt da für ein stattliches Schiff dem Ufer zu?

Las Cases. Es ist ein Engländer, der offenbar die Bewegungen auf dem Lande beobachtet. Auf seiner Flagge prangt der Name „Bellerophon".

Napoleon. Bellerophon! Der Name grüßt mich wie mit schöner Bedeutsamkeit. Jener griechische Held hat einst den Pegasus bestiegen und die Chimära überwunden, so wie ich das Ungeheuer der Anarchie überwand.

Bertrand. Aber der Pegasus war kein Militärpferd.

Napoleon. Glauben Sie denn, daß mein Schlachtroß nicht auch aus der Hippokrene getrunken hat? Auch mir zahmte und zäumte Minerva den Pegasus.

Bertrand. Mir ist die Geschichte dieses Bellerophon nicht sehr geläufig.

Napoleon. Sehen Sie, noch eine Ähnlichkeit! Als Bellerophons Taten mit Undank be-

lohnt wurden, stieg er ins Meer hinab und flehte den Neptun um Rache an. Wie wäre, wenn ich das gleiche täte?

Bertrand. Wie war denn das Ende dieses Helden?

Napoleon. Das Glück hatte ihn übermütig gemacht, er wollte sich auf dem Pegasus in den Olympus schwingen, um die Götter auszuspähen. Aber das Roß warf ihn ab und flog allein hinauf zu den himmlischen Krippen. Neidische Götter sollen es durch eine Bremse in Wut versetzt haben. Der Held fiel zur Erde, lahm und geblendet vom überirdischen Licht.

Bertrand. Ich bewundere Ihre großen Kenntnisse, Sire.

Napoleon. Ja, als ich drei Jahre lang als Leutnant in Valence lag, hatte ich Zeit, die Bibliothek meines Hausherrn, eines Buchhändlers, durchzulesen. Es hat mir nicht geschadet.

Las Cases. Aber sehen Sie, ein Boot kommt von diesem Bellerophon her und legt an der Küste an. Man steigt aus. Es scheint der Kapitän selber zu sein.

Napoleon. Sprechen Sie zu ihm! (Kapitän Maitland kommt)

Las Cases. Mein Herr, Sie vergessen, daß dies französischer Boden ist, den Sie betreten.

Kapitän. Und Sie vergessen, meine Herren, daß Frankreich im Kriege mit England ist.

Las Cases. Der Krieg ist beendet.

Kapitän. Ja, und wir wollen sorgen, daß er nicht wieder so bald ausbricht.

Las Cases. Wie meinen Sie das?

Kapitän. Ich habe erfahren, daß der General Bonaparte von hier aus zu entfliehen sucht. Es ist meine Pflicht, dies zu verhindern.

Las Cases. Er will nicht entfliehen. Der Kaiser hat abgedankt und will mit Wissen der Regierung abreisen.

Kapitän. Wohin? Darauf kommt es an.

Las Cases. Darin ist er frei.

Kapitän. Aber Europa hat ein Interesse daran.

Las Cases. Die Regierung hat ihm eine Fregatte zur Verfügung gestellt.

Kapitän. Die provisorische Regierung ist gestürzt. Fouché ist einstweilen allein Herr von Paris und er hat strengere Weisungen erteilt.

Napoleon (tritt vor) Haben Sie etwa Befehl, den Kaiser gefangen zu nehmen?

Kapitän. Nein, mein Herr.

Napoleon. Nun wohlan. Ich bin der Kaiser. Ich hätte fliehen können. Aber ich ziehe es vor, mich der Großmut Englands freiwillig zu übergeben. Wie einst der Athener Themistokles bei seinen Feinden, den Persern, ehrenvolle Aufnahme fand, so hoffe ich sie in England zu finden. Ich habe meine politische Laufbahn geschlossen. Ich gehe, mich an dem Herd des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz der Gesetze des mächtigsten, des beharrlichsten, des großmütigsten meiner Feinde.

Kapitän. Ich zweifle nicht, daß die britische Nation den ehemaligen Kaiser der Franzosen mit den Rücksichten behandeln wird, die seinem Ruhm und seiner gewesenen Größe gebühren, aber ich habe für diesen außerordentlichen Fall keine Anweisungen.

Napoleon. Einerlei. Ich ziehe diese Handlung des Vertrauens einer Handlung der Verzweiflung vor. So gehen wir, meine Herren! Wir wollen in Zukunft auf den Gassen Londons der Welt ein Beispiel der Entsagung bieten.

Bertrand. Aber, Sire, wenn es eine Falle wäre! Bleiben Sie! Sie wagen zu viel.

Napoleon. Ich habe schon oft mein Leben in die Schanze geschlagen, heute wage ich meine ganze Ehre an diese Entschließung. Ich appelliere an die Ehre Englands, an die Geschichte, die uns alle richten wird.

Las Cases. Ich ahne schlimmste Enttäuschung. Aber laßt uns unserm Herrn auch getreulich in Schmach und Schande folgen!

10.

Rom, im Haus der Lätizia Bonaparte.

Oktober 1815.

(Lätizia und ihr Bruder, Kardinal Fesch.)

Lätizia. So hat mein Sohn in England nicht einmal jene Gastfreundschaft gefunden, die dort zu jeder Zeit den geringsten Flüchtlingen geboten wurde? Er kam aus freiem Antrieb und wurde doch wie ein Kriegsgefangener behandelt. Ohne daß man seinen Brief an den Prinzregenten annahm, entführte man ihn in den schrecklichen Kerker der einsamen Felseninsel St. Helena. Wohin ist Treue und Glaube, Ehrlichkeit und Gesetz, wohin der Ruhm britischer Freiheit geschwunden? Ich flehte die verbündeten Mächte an, mir zu gestatten, die Haft meines Sohnes teilen zu dürfen; aber sie antworten mir nicht einmal.

Kardinal. Einstweilen, liebe Schwester Lätizia, bietet dir der heilige Vater hier in seinem Rom einen Zufluchtsort an. Gerne vergißt er alle Unbilden der Beraubung und Gefangenschaft, die ihm dein Sohn einst angetan.

Lätizia. O sag' ihm meinen Dank aus tiefstem Herzen, lieber Bruder! Er triumphiert mit

Milde über seinen einstigen Bedränger. Er weiß ja, daß ich selber über Napoleons Gewalttaten an dem Oberhaupt der Kirche am verzweifeltsten war. Ich sah voraus, daß mein Sohn sich dadurch den Untergang zuziehen müsse. Ach, wie furchtbar ist die Vergeltung eingetroffen, die er nun auf St. Helena erfährt! Ja, mich allein in meiner Familie traf sein Fall nicht unvorbereitet. Ich habe stets die Nichtigkeit weltlicher Größe begriffen und mich gewappnet gegen ihren Verlust. In meinem wechselvollen Leben waren so viele Überraschungen und Umwälzungen, daß ich mich frage, ob das Ganze Wirklichkeit oder ein Traum war. Jene Hofleute und Schmeichler, die sich seinerzeit gleich Priestern einem Gotte gegenüber benahmen, wie höhnend kehrten sie ihm den Rücken, als er von seiner Höhe zu stürzen begann! Wie ein Traum steht noch vor mir der letzte Tag seiner Größe, da er, von Elba kommend, auf dem Marsfeld die Fahnen und Adler seinen jubelnden Getreuen verteilte. Aber mir flößte all der Prunk kein Vertrauen ein und das Vorgefühl seines endlichen Sturzes erfüllte meine Seele.

Kardinal. Er ertrug den Sturz mit unbegreiflicher Kaltblütigkeit.

Lätizia. Zum zweitenmal gingen wir in die Verbannung, meine Kinder und ich, die Mutter all dieser Schmerzen. Nun wohl, das Unglück paßt besser für mich als Glück und Glanz.

Kardinal. Du bist nun wieder inniger mit einigen deiner Kinder vereint.

Lätizia. Selbst diese schaffen mir nur Sorgen. Sie fühlen sich unglücklich und können sich nicht in ihren Sturz finden. O daß doch unsere Verbannung aus Frankreich aufgehoben würde, damit wir alle wieder nach Corsica zurückkehren

könnten, dort zu sterben, von wo wir ausgingen! Paulina? Was bringst du?

Pauline (kommt) Mutter, ich bringe dir eine Verlorene, die bereut. Karoline —

Lätizia. Karolina? Nenne mir nicht mehr den Namen; ich will sie nimmer sehn. Sie ist da? Weise sie ab! bei meinem Zorn!

Karoline (kommt und fällt ihrer Mutter zu Füßen) Mutter, ich scheue deinen Zorn nicht mehr.

Lätizia. Ich bin nicht deine Mutter. Ich habe jede Erinnerung an dich aus meinem Gedächtnis gerissen. Du und dein Gatte, ihr beide wart durch euren Abfall Schuld am Unglück Napoleons. Ihr habt euren Wohltäter verraten.

Karoline. O Mutter, sei gerecht! Napoleon beging den Fehler, Murat, meinen Gatten, zum König von Neapel zu machen, ohne ihm die Macht zu geben. Wir mußten das Wohl unserer Staaten berücksichtigen. Napoleon aber kannte keine Rücksichten, bei keinem seiner Geschwister. Mein Gatte hat das Unmögliche versucht. Er hat dafür gebüßt. O fürchte nichts! Er ist nicht hier. Er ist weit, weit, noch viel weiter als dein Liebling Napoleon. Er ist tot, erschossen von den Schergen König Ferdinands. So wäre es auch deinem Sohn ergangen, wenn er nicht die Kaisertochter zur Gattin gehabt hätte. Verzeih dem Toten und mir!

Lätizia. Erschossen! — Mein Mund verzeiht, meine Seele bebt, mein Denken schaudert. Ich habe den Tod im Herzen.

Kardinal. Meine Schwester, der Staatssekretär des Papstes wünscht dich zu sprechen.

Sekretär (kommt). Ich bedaure sehr, Madame, daß mir eine peinliche Sendung aufgetragen ist. Es haben sich Gerüchte verbreitet, daß hier in Rom von Mitgliedern der Bonapartischen Familie

Verschwörungen und Aufruhrspläne gehegt würden. Die französische Regierung, aufgeregt von solchen Gerüchten, und selber noch unsicher auf ihrem Throne, will den heiligen Vater zur Verantwortung ziehen, weil er den Mitgliedern der entthronten Familie eine allzu freie Gastfreundschaft gewährt.

Lätizia. Also das ist die Antwort der Mächte auf die flehentlichen Bitten einer unglücklichen Mutter? Ach, wir sind nicht mehr zu fürchten. Napoleon ist weit, er ist krank. Er verabscheut den Bürgerkrieg. Aber die Stellvertreter des Allbarmherzigen haben kein Erbarmen. Ihre Staatsinteressen kennen keine Rücksichten. Sie geizen nicht um den Ruhm des Edelmutes bei der Nachwelt.

Sekretär. Vergessen Sie nicht, Madame, daß die Gegenwart des Friedens sicher sein will, selbst um den Preis des Leides eines Einzelnen, der nicht ohne Schuld ist.

Lätizia. Ich weiß, man nennt ihn einen Tyrann, eine Geißel der Länder, einen strafbaren Missetäter. Aber wer hat ihn zu all dem getrieben als seine Zeit, seine Gegner?

Sekretär. Es ziemt mir nicht, dies zu beurteilen.

Lätizia. Was will man noch von mir? Ich verzichte und entsage. Nur eine Hoffnung bleibt mir noch. Die Zukunft lebt in meinem Enkelkind. Wir sind so genugsam am Hause Österreich gerächt. Es muß den schrecklichen Erben jenes Bündnisses an seinem Hof erziehen, einen jungen Adler, der noch einmal seinen Käfig zerbrechen wird. Ich sende ihm jeden Tag meine Segensgrüße zu, ihm, der an der Donau gefangen ist, wie ich am Tiber, wie sein großer Vater auf St. Helena. Ihr spottet wohl meiner Hoffnung? Wohl, ich ergebe mich auch darein. Gott ist zu freigebig gegen mich gewesen. Nun nimmt er mir wieder,

was er mir gab. Sein Wille geschehe. Er allein ist unveränderlich. Mich hat er dazu bestimmt, meine Kinder schwinden zu sehen, nachdem ich ihre Erhöhung schaute. Ich habe keine Tränen mehr übrig, darüber zu weinen. Wie jene Niobe fühle ich mich zu Stein werden. Sieben Kronen glanzten ob den Häuptern meiner Kinder; ein Orkan riß sie allen vom Haupt. Ich stehe zum Schluß unglücklicher da als je. Wozu? Um den Triumph unserer Feinde noch zu vergrößern? Man hat mich in den Tagen des Glückes frevelhaft mit der Murter des Heilands verglichen. Heut kann ich mit ihr sagen: O ihr alle, die ihr vorübergeht, sagt, ob ein Schmerz gleiche meinem Schmerze!

11.

Paris, vor Notre Dame.

November 1815.

(Deutsche Soldaten lagern.)

Österreicher.

Bonaparte sitzt nunmehr
Steif und fest gefangen;
Darum freuen wir uns sehr,
Daß es so ergangen.
Wie mans treibt, so muß es gehn,
Keinen darfs verdrießen.
In Sankt Helena ist es schon,
Dort ist Zeit zu büßen.

Preuße.

Seht an, wie die Pariserinnen
Uns anschaun mit erschreckten Mienen!
Wir sind hier freilich nicht willkommen;
Man hätte gern bis gestern noch
Uns wacker ins Gebet genommen.

Hilft aber nichts, wir kommen doch.
Ihr habt es sicher selbst empfunden,
Der erste Abschied war zu kahl;
Drum haben wir uns neu verbunden
Und kommen jetzt zum zweitenmal.

Österreicher.

Vollendet ist der ganze Streit
Nach aller Weltgerechtigkeit:
Die ganze Revolution
Verschlang sich selbst samt ihrem Sohn;
Sie sind zweimal nach Wien gekommen.
Wir haben Paris zweimal genommen.

Preuße.

Horcht, fern ertönts von Rossestritten,
Es blinkt der Fähnlein goldner Knauf!
Die Fürsten kommen dort geritten.
Macht Platz und führt euch höflich auf!

(Unter festlichen Marschen ziehen die verbundeten Fürsten und Heerführer mit reichem Gefolge, mit Soldaten aller Waffengattungen vorüber.)

Österreicher.

Da kommt auch unsre Marketenderin!
Ein guter Schluck wär ganz nach meinem Sinn.

Marketenderin.

So nehmt nur hin, doch hört auch an,
Was ich euch neues künden kann.
Der alte Rummelpuff ist tot,
Der mit uns trug so manche Not.
Er ist bei Waterloo gefallen
Als Held. Wie von den Franzosen allen
Nur mehr die Kaisergarde steht,
War ers, der vor ihr Viereck geht
Und ihnen befiehlt, sich zu ergeben,
Oder es koste allen das Leben.
Sie schreien: „Nein, bei Ehr und Pflicht!
Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht,

561

Und wer sich will gen uns erkecken,
Der soll nur unser Pulver schmecken!“
Da haut er in die Garde hinein
Und haut sie wütend kurz und klein,
Bis alle auf dem Platze blieben.
Er hats wohl auch nicht lang getrieben.
Todwund wird er ins Lager gebracht.
Mir hat er all sein Gut vermacht.
Hier ist sein letztes Testament,
Aus dem ihr klar ersehen könnt,
Daß alles, was er geprahlt allzeit,
Nichts war gegen die Wirklichkeit.
Denn seht, er schreibt — da stehts, da hier —
Er hatte das Lebenselixir,
Dasselbe, das Cagliostro gehabt,
Das hat ihn stets vorm Tod gelabt.

Soldat.

Wie aber ist er doch gestorben?
Ist etwa das Elixir verdorben?

Marketenderin.

O nein! Er hats auf dem Marsch verloren,
Doch gab er den Ort an. Ich hab geschworen,
Wenn ich es fand, es dem zu geben,
Der dieses Helden ganzes Leben
Streng nach der Wahrheit schildern kann
Im Heldengedicht von Anfang an.
Denn er war natürlich so uralt
Wie der Großkophta. So war er halt
Schon beim trojanischen Krieg vor Jahren,
Ist um das Vließ mit Jason gefahren,
Hat gegen die Perser die Thermopylen
Verteidigt, und fuhr darauf nach vielen
Abenteuern mit Alexander
Dem Großen in Asien umeinander,
Hat mit den Kreuzfahrern manchen Sieg,
Den dreißig- und siebenjährigen Krieg

Entschieden. Was er bei uns getan,
Das wißt ihr selbst; ich führ's nicht an.
Er ist gar schwer gestorben, dieweil
Er sicher hoffte, ihm würde zuteil
Nach diesem Revolutionenrummel
Ein noch viel größerer Siegesbummel
Als der des Napoleon nach dem Osten,
Damit nicht deutsche Taten rosten.
Er wollte die Türken für alle Zeiten
Aus Europa treiben nach Asiens Weiten.
Doch das, was ihm versagt geblieben,
Legt er ans Herz euch allen, ihr Lieben.

Soldat.

Ach laßt uns nur mit dem Krieg jetzt aus!
Wir wollen den Frieden, wir wollen nach Haus.

Marketenderin.

Ihr habt recht. Laßt uns, ihr Treuen,
Nach so langem Kriegesleid,
Wieder uns des Friedens freuen!
Drum nach Haus! Es ist schon Zeit.
Noch einmal die schöne Gegend
Meiner Heimat möcht' ich sehn,
Noch einmal am heitern Ufer
Unsrer Donau möcht' ich stehn.
Noch einmal nach Währing, Dornbach,
Döbling, Hietzing möcht' ich ziehn,
Noch einmal nach Weidling wandern,
Wo die schönen Veilchen blühn.

Preuße.

Hört Glocken läuten, Kanonen knallen,
Den Siegesruf zum Himmel schallen!

Österreicher.

Es wälzt sich hin zum schönen Dom
Unserer lieben Frau wie ein Strom
Der heilige Bund der Völker und Fürsten,

Die nur nach Friede wieder dürsten,
Des Krieges satt und der Revolution.

Preuße.

Nach einem neuen höheren Ton
Sehnt sich der Menschheit ganzer Sinn.
Zum Himmel zieht es alle hin,
Und im Tedeum strömt zusammen
Die Andacht aller mit Sturmesflammen.

Österreicher.

So kommt auch hin zum Hochaltar,
Kniet nieder, befreit von aller Gefahr!
Dann hebt euch empor in Stolz und Lust,
Neuen Lebens froh bewußt!

Preuße.

Laßt fliegen die Fahnen, Trompeten erschallen,
Laßt donnern Kanonen, Musketen knallen!
Es lebe der Friede, dem Teufel zum Spott!

Österreicher.

Nun loben wir alle nur dich, o Gott!
So stimmt in Frankreichs Mitten an
Das deutsche Hochlied Mann für Mann!

(Sie wenden sich alle zur Kirche, aus der die Orgel klingt und der Gesang ertönt.)

Chor.

Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke.
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit.

12.

Epilog.

(Wahrend des Geſanges verwandelt ſich die Szene Sie wird von Wolken eingehüllt Der Erzengel Gabriel erſcheint mit Engeln, die rings um ihn durch die wallenden Wolken mit verſchlungenen Händen aufwärts kreiſen.)

Gabriel.

Heilige Botenſchar,
Folg mir vom Himmel her!
Geiſter ſo rein und klar,
Zieht hin durchs Äthermeer,
Hebt vom Altare auf
Alle Gebete rein,
Tragt ſie im Liebeslauf
Zum Himmel hoch hinein!
Und mit dem Töneſchwall,
Mit des Geſanges Strom,
Hebt auch die Seelen all
Aufwärts zum Himmelsdom!
Löſt ſie vom Staube los,
Macht ſie von Sorgen frei,
Ruft zu der Gottheit Schoß
Alle zugleich herbei!
Macht ſie den Geiſtern gleich,
Seligen Fühlens voll,
Heiliger Fülle reich,
Ledig von Haß und Groll!
Unſerer Königin,
Unſerer lieben Frau
Folgt durch die Wolken hin
Aufwärts zur Sternenau!

Sehet, es ſchwindet ſchon banger Verwüſtungsgraus,
Greller Trompetenton, ſchwirrenden Volks Gebraus,
Ächzen der Sterbenden, Fluch der Verzweifelten,
Angſt der Verderbenden, Qual der Verteufelten.
Mißton, der euch zerriß, wird hier zur Harmonie,

Hölliſche Finſternis hellt ſich zur Klarheit hie.
Seht, ſchon durchbricht der Flug ſchwererer Wolken Laſt,
Und unſer Engelzug macht an der Schwelle Raſt,
Wo uns der Brüder Chor freundlich empfangen will.
Öffne dich, Himmelstor! Hört neue Töne ſtill!

(Die Wolken teilen und ſenken ſich. Im Hintergrund wird das Himmelstor ſichtbar, es öffnet ſich, Licht ſtrahlt hervor, die Chöre der Cherubim und Seraphim kommen heraus, jugendliche Stimmen.)

Chor.

Alles was dich preiſen kann,
Cherubim und Seraphinen,
Stimmen dir ein Lobklied an;
Alle Engel, die dir dienen,
Rufen dir ſtets ohne Ruh
Heilig, heilig, heilig zu.

Michael (gerüſtet hervortretend).

Seid uns willkommen, himmliſche Geiſter,
Die ihr der Frommen Bitten zum Meiſter
Aller entſendet nach langem Streiten!
Herrlich beendet ſind blutige Zeiten.
Siegslieder dringen durch alle Sphären,
Herrlich Gelingen ſoll ſich bewähren.
Ringer und Krieger, ſuchet hier Klärung!
Tote wie Sieger, nehmt hier Bewährung!
Denn nur in Kämpfen will Gott ſich zeigen,
Sehnſucht zu dämpfen, hold ſich zu neigen.
Gott iſt der Führer kriegriſchen Heeren,
Wähler und Küren Helden voll Ehren.
Und nur im Streite kann ſich entſcheiden,
Wer in der Weite Recht hat von beiden:
Gute wie Böſe läſſet er gelten,
Daß ſich ſo löſe das Rätſel der Welten.
Gelegt ſind die Schranken den Kämpfenden allen,
In Tat und Gedanken zum Siege zu wallen.

Wir Engel, wir ſchauen freudig hernieder
Mit Luſt und Grauen, und Siegeslieder
Empfangen am Throne nach mühvollem Tanze
Die Recken zum Lohne mit ewigem Kranze.
Empfanget, ihr Brüder, drum alle die Toten!
Siegjubelnde Lieder ſei'n ihnen entboten.
Ein Preislied ertöne von allen in Einheit
Dem, der in Schöne euch aufhebt zur Reinheit!
Ihr himmliſchen Mächte, ihr engliſchen Kräfte
Ihr Wahrer der Rechte, Weltſaulen und Schäfte,
Ihr Weltengewalten in holdem Gewimmel,
Bereit zu erhalten die Ordnung der Himmel,
Stimmt alle nun, alle mit ein hier heroben,
Mit mächtigem Schalle den Herren zu loben!

(Unter dem folgenden Chorgeſang männlicher Stimmen ziehen die himmliſchen Heerſcharen, glanzend gerüſtet und gewaffnet, mit Roß und Wagen auf)

Chor.

Heilig, Herr Gott Sabaoth,
Heilig, Herr der Kriegesheere,
Starker Helfer in der Not!
Himmel, Erde, Luft und Meere
Sind erfüllt von deinem Ruhm;
Alles iſt dein Eigentum.

Raphael.

Nun iſt zu Ende der Gottesrat,
Den ihr an der Wende der Zeiten ſaht.
Nun iſt beſchrieben im Weltenbuch
Ein Blatt, den Lieben zu wehren den Fluch.
So ward die ganze Revolution
Zum Sphärentanze um Gottes Thron.
Wir Engel ſingen dazu den Chor,
Zu Ende zu bringen, was Gott beſchwor.
So hört nun alle, die dieſes ſchau'n,
Aus wirrem Schwalle noch Gott vertraun,
Die ungeboren noch ſind bereit,

Der Zukunft erkoren in späterer Zeit:
Ein großes Gleichnis ist alles dies,
Ein Weltverzeichnis, was sich hier wies.
Es ist ein Gedichte aus Ja und Nein,
Der Welt Geschichte von Nichtsein und Sein,
Ein Zaubergewebe von Leben und Tod,
Eine rankende Rebe von Lust und Not,
Ein liebliches Ranken in schwankender Zeit
Um Gottes Gedanken von Ewigkeit.
Was mannigfaltig sich hier beweist,
Das hält gewaltig ein einiger Geist,
Der dreigestaltig bold mit sich spielt,
Der vollgehaltig das Ziel erzielt,
In seinen Kindern groß und klein
Nicht zu vermindern sein göttlich Sein.
Im Cherub thront er bis hin zum Wurm,
Im Säuseln wohnt er und Wettersturm.
Er ladet zum Lohne des Helden Leib,
Die Himmelskrone reicht er dem Weib.
Den Lobsang singt ihm das Weltenall
Und rauschend klingt ihm der Sphären Ball.
Ihr Wesen alle, ein heiliger Bund,
Stimmt ein zum Schwalle von Herzensgrund!
Nach Grimm und Grolle glüh' euch der Gral,
Der minnevolle, beim göttlichen Mahl!

(Die Mauer des Hintergrundes verschwindet, der ganze Himmel zeigt sich offen.)

Der Vater.

Nach Müh und Arbeit, Not und Plagen
Empfangt den Lohn, der auf euch fiel!

Das Wort.

Zum Preislied wandelt alle Klagen
Nach Sturm und Drang am letzten Ziel!

Der Geist.

Empfangt die Lösung aller Fragen
In unerhörtem Liebesspiel!

Die Himmelskönigin.

O Leidensluſt, o Liebesſtreit!
O Augenblick und Ewigkeit,
Herzeinfalt und Unendlichkeit!

Allchor.

Auf dem ganzen Erdenkreis
Loben Große und auch Kleine
Dich, Gott Vater; dir zum Preis
Singt die heilige Gemeine.
Sie verehrt mit dir und preiſt
Gottes Wort und Gottes Geiſt.

Dr. Richard von Kralik.

Die Geheimnisse der Messe, ein geistliches Festspiel nach Calderon, mit einer Notenbeilage. 61 Seiten. Mk. 1.—.

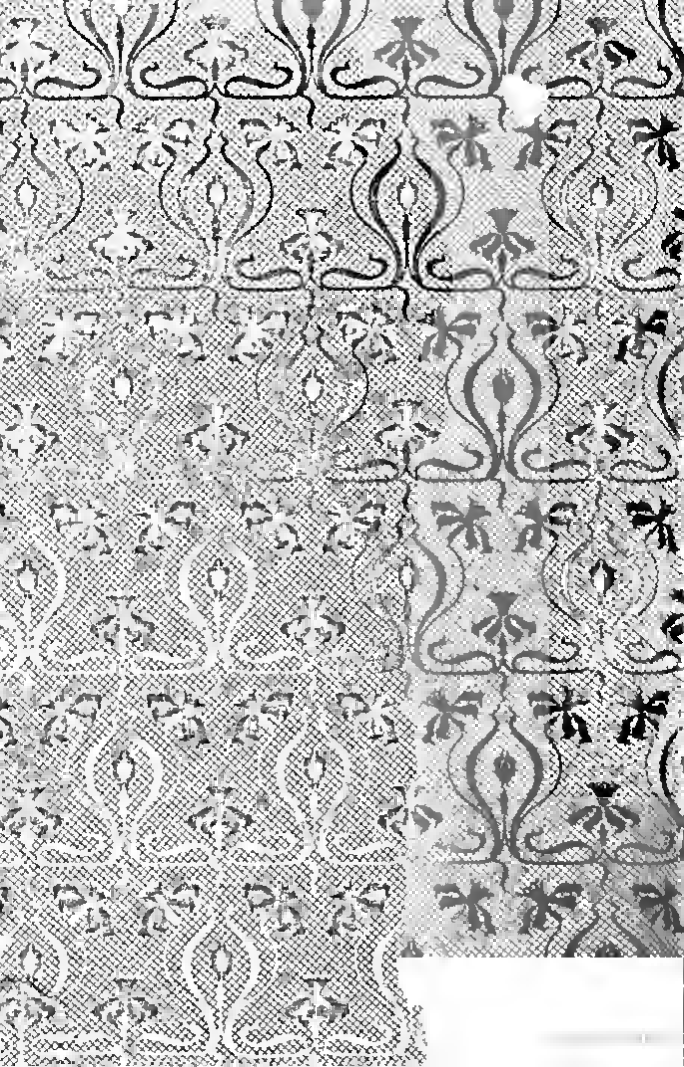
Vorliegendes Festspiel soll uns Calderons grandiosen Versuch, die symbolische Bedeutung des Ritus der heiligen Messe in seinen geheimnisvollen Beziehungen dramatisch darzustellen, in modernem Gewand darbieten unter möglichster Beseitigung der für unser heutiges Empfinden vielfach störenden und bei Calderon sehr ins Weite gehenden Allegorie. Das Werkchen muß für jeden, dem der Besuch der heiligen Messe mehr als Gewohnheitssache ist, zu einer ebenso fesselnden wie lehrreichen Lektüre werden.

— **Die Graisage.** Gesammelt, erneuert und erläutert von Richard v. Kralik. 348 S. eleg. geb. Mk. 4.—.

Es ist geradezu erstaunlich, mit welch fruchtbarer, reicher Schaffenskraft der Wiener Gelehrte und Dichter Jahr für Jahr die literarische Öffentlichkeit beschenkt. Die mittelalterliche Sagenwelt ist sein ureigenes Gebiet, Kralik hat das durch seine große Sammlung genügend erwiesen. Die vorliegende Bearbeitung des herrlichen Gralstoffes, das alte, nie ausgesungene Lied von einer suchenden, irrenden und findenden Seele ist eine würdige Folge, der wir, gründlich und fesselnd wie sie ist, die weiteste Verbreitung wünschen — nicht nur im Kreise der Literaturfreunde.

Vittoria Colonna. Ein Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance von M. Herbert. 164 S. eleg. geb. Mk. 3.—.

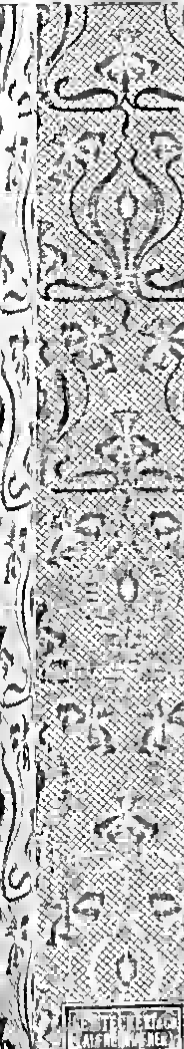
In diesem großangelegten historischen Roman, dessen Mittelpunkt Vittoria Colonna, eine berühmte Dichterin Italiens bildet, wird uns das Zeitalter der Renaissance vom Jahre 1492 bis zum Jahre 1564 in den charakteristischsten Persönlichkeiten jenes Zeitraumes Alexander VI., Savonarola, Lionarda da Vinci, Leo X., Michel Angelo, Clemens VII u. a. vor Augen geführt. Geschichtliche Wahrheit in ungeschminkter Darstellung und anziehende Schilderung der Charaktere zeichnen dieses neueste Werk der verdienstvollen Schriftstellerin M. Herbert aus, von dem nur gewünscht werden kann, daß dasselbe viele freundliche Leser finden möge.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.



NEW YORK